This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

C.W. Walther del. C. Cremer sc.

Tollabu! Tollabu!

Neue Reiſe

um

die Welt,

in den Jahren 1823, 24, 25 und 26.

Von Otto von Kotzebue,

Ruſſiſch-Kaiſerlichem Flott-Capitain und Ritter.

Zwei Bände.

Mit zwei Kupfern und drei Charten.

Weimar 1830,

Verlag von Wilhelm Hoffmann.

St. Petersburg,

bei J. Brief, Buch- und Muſikalienhandlung.

865.

BIBLIOTHECA BODLEIANA

C. W. Walther del. C. Ermen sc.

Tottabu! Tottabu!

Sr. Excellenz

dem Herrn Admiral und Ritter

von Kruſenſtern,

dem

erſten ruſſiſchen Weltumſegler, dem thätigen Beförderer der Schifffarthkunde, deſſen Bereicherung dieſer Wiſſenſchaft ſeinen Namen verewigen wird,

meinem väterlichen Freunde,

den ich, kaum dem Knabenalter entwachſen, auf ſeiner ruhmvollen Fahrt begleitete, und unter deſſen Leitung ich meine erſte Bildung zum Seemann erhielt,

im Gefühl der innigſten Verehrung

gewidmet.

Der Druck dieſes Buches iſt unter der Bedingung geſtattet, daß nach Vollendung deſſelben, vor dem Verkaufe, fünf Exemplare an die Dorpatiſche Cenſur-Comität eingeſendet werden.

Dorpat, am 23. März, 1829.

Statt des Präſidenten d. D. Cenſur-Comität:
Wirklicher Staatsrath und Ritter
Guſtav Ewers.

(L. S.)

Sr. Excellenz

dem Herrn Admiral und Ritter

von Kruſenſtern,

dem

erſten ruſſiſchen Weltumſegler, dem thätigen Beförderer der Schifffarthkunde, deſſen Bereicherung dieſer Wiſſenſchaft ſeinen Namen verewigen wird,

meinem väterlichen Freunde,

den ich, kaum dem Knabenalter entwachſen, auf ſeiner ruhmvollen Fahrt begleitete, und unter deſſen Leitung ich meine erſte Bildung zum Seemann erhielt,

im Gefühl der innigſten Verehrung

gewidmet.

Der Druck dieſes Buches iſt unter der Bedingung geſtattet, daß nach Vollendung deſſelben, vor dem Verkaufe, fünf Exemplare an die Dorpatiſche Cenſur-Comität eingeſendet werden.

Dorpat, am 23. März, 1829.

Statt des Präſidenten d. D. Cenſur-Comität:
Wirklicher Staatsrath und Ritter
Guſtav Ewers.

(L. S.)

Sr. Excellenz

dem Herrn Admiral und Ritter

von Kruſenſtern,

dem

erſten ruſſiſchen Weltumſegler, dem thätigen Beförderer der Schifffarthkunde, deſſen Bereicherung dieſer Wiſſenſchaft ſeinen Namen verewigen wird,

meinem väterlichen Freunde,

den ich, kaum dem Knabenalter entwachſen, auf ſeiner ruhmvollen Fahrt begleitete, und unter deſſen Leitung ich meine erſte Bildung zum Seemann erhielt,

im Gefühl der innigſten Verehrung

gewidmet.

Vorwort.

Was ich freundlichen Lesern hier freundlich biete, macht keinen Anspruch darauf, sich den Werken berühmter Seefahrer anzuschließen, durch welche die Wissenschaften so viel gewonnen haben. Der Hauptzweck der Expedition, deren Leitung mir anvertraut war, meine besonderen Instructionen und selbst die zu Küstenaufnahmen nicht ganz geeignete Größe des Schiffes legten dem Wunsche, durch neue Entdeckungen und Ortbestimmungen nützlich zu werden, manche Hindernisse in den Weg. Indessen war die Reise doch auch in dieser Hinsicht nicht ganz fruchtlos. Sind die gemachten Entdeckungen und Ortbestimmungen in bisher wenig bekannten Gegenden gleich von keiner großen Bedeutung, so schienen sie doch, wäre es auch nur zu Gunsten der Sicherheit künftiger Seefahrer, der Bekanntmachung werth. Auch dürfte

die Beſchreibung wenig oder gar nicht gekannter Länder, die Schilderung ihrer Bewohner, die Erzählung des unter ihnen Erlebten, leicht eben ſo viel Intereſſe gewähren, als ein mittelmäßiger Roman. Deshalb habe ich mich zur Herausgabe dieſer Reiſe um ſo eher entſchloſſen, da ich dadurch den ſchmeichelhaften Aufforderungen von Leſern genüge, die in der Beſchreibung meiner frühern Reiſe, abgeſehen von dem wiſſenſchaftlichen Theil ihres Inhalts, Unterhaltung gefunden haben. Sie iſt größtentheils ſolchen Leſern geweiht, und alle blos nautiſche Notizen, welche ſie langweilig machen könnten, ſind bis auf die nöthigſten weggelaſſen worden. Widrige Umſtände haben ihre Herausgabe verzögert; indeſſen hoffe ich, daß ſie noch nicht allen Reiz der Neuheit verloren hat. In Anſehung meines Styls rechne ich wieder auf die mir ſchon bewieſene Nachſicht. Von früher Jugend an dem Seedienſte gewidmet, habe ich keine Zeit gehabt, mich zum Schriftſteller auszubilden.

Verzeichniß

der

Subscribenten in Rußland.

	Exemplare		
	Rel.	Schpr.	Dpr.
In St. Petersburg.			
Die Bibliothek Sr. Kaiserl. Hoheit des Großfürsten, Thronfolgers	3	—	—
" " Sr. Kaiserl. Hoheit des Großfürsten Michael Pawlowitsch	2	—	—
" " Ihrer Kaiserl. Hoheit der Großfürstin Maria Nikolojewna	1	—	—
Se. Excellenz der wirkl. Staatsrath Herr v. Adelung	—	1	—
Herr G. Ahlström	—	—	1
" A. Ambiell	—	1	—
" C. G. Avenarius, Pastor in Zarskoe-Selo	—	1	—
" C. W. Avenarius, Past. adjunct zu Zarskoe-Selo	—	—	1
Se. Excellenz der Geheimerath Herr v. Beck	—	1	—
Herr G. Behacker, Advokat	—	—	1

	Bel.	Schrp.	Dpr.
Herr Behting	—	—	1
" Beil	—	—	1
" Berrin	—	—	1
Die Bibliothek des Seecadettencorps	1	1	2
" " der Hauptingenieurſchule	—	1	—
" " der Commerzſchule	—	1	—
" " der Hauptſchule zu Petri	—	1	—
Herr Philipp Bleſſig	—	1	—
" F. Blumer	—	—	1
Fräulein Emilie v. Buchholz	—	1	—
Se. Excell. der General-Poſtdirector Herr v. Bulgakof	1	—	—
Herr v. Bulgarin	—	—	1
" G. Bramer	—	—	1
" M. Brieff, Graveur	—	—	1
" Staatsrath v. Brümmer	—	—	1
" N. Calyeer	—	1	—
" Chamot, Hofmäkler	—	1	—
" F. Claſſen	—	—	1
" J. Claus	—	—	1
" Collegienrath und Academiker v. Collins	—	—	1
" W. Cramer, Drechsler	—	1	—
" Dr. v. Deutrich	—	—	1
" Dr. Dreyfuß	—	1	—
Se. Excellenz der wirkliche Staatsrath und Director der Commerzſchule Herr Dr. v. Ellisen	—	—	3
Herr F. Fehſt	—	—	1
" C. Fehleiſen	—	1	—
" Dr. Fiſcher	—	1	—

	Rel.	Schpr.	Dpr.
Se. Excellenz der Herr General v. Friderici	—	1	—
Herr E. Fromme, Apotheker	—	—	1
Se. Excellenz der wirkliche Staatsrath Herr v. Gervais	—	—	1
Herr L. Golde	—	1	—
" Grabbe	—	—	1
" Collegienrath v. Gretsch	—	—	1
" Staatsrath S. v. Groschof	—	1	—
" Collegienassessor v. Großschopf	—	1	—
" M. v. Grünewald, Flügeladjutant Sr. Kaiser-			
— lichen Majestät	—	—	1
" Hänschel	—	—	1
" Candidat C. Haller	—	—	1
" D. G. Harder	—	1	—
" Dr. Hassing	—	—	1
" F. C. Hauf	—	1	—
" Hauptvogel, Inspector an der St. Petrischule	—	1	—
" J. Herrath	—	—	1
" Staatsrath v. Hesse	—	1	—
Se. Excell. der Kurfürstlich Hessische General Herr Baron			
v. Heynau	—	1	—
Herr C. F. Hippius	—	1	3
" H. G. Hippius	—	—	1
" F. Hobenius	—	1	—
" Dr. Hoeppener	—	—	1
Se. Excellenz der Herr General von Holthoier	1	—	—
Herr Buchhändler Hövert	—	—	1
" C. Huber	—	—	1
" G. Hübner	—	—	1

	Rbl.	Schpr.	Dpr.
Herr Hofrath und Apotheker Jürsen			1
" J. Jochin			1
" Eduard Junge			1
" W. Junker			1
Demoiselle A. Iversen			1
Herr Collegienrath v. Kaidanof			1
" W. Kämmerer, Goldarbeiter			1
" C. Kierulff			1
" C. Klein			1
" P. Klein			1
" A. W. Koch			1
" J. H. König			1
" Korrop, Hofkellermeister			1
" Alex. Krüger, Provisor			1
" L. Küfel			1
" C. v. Küster			1
" Alex. Kraftinikof			1
" F. W. Krey			1
" F. Krohe			1
Frau Hofräthin E. v. Krukofskoy			1
Se. Excellenz der Herr Admiral v. Krusenstern			1
Herr Lieutenant v. Krusenstern			1
" C. Lanz			1
" Collegienrath v. Lieberich			1
" Major v. Lißnofski			1
" A. Müller			1
" Dr. Müller			1
" Pastor v. Munalt			1

	Rbl.	Schpr.	Dpr.
Herr F. Naboe	—	1	—
= B. v. Nagel	—	—	1
= Nippas	—	—	1
= Alex. Nordmann	—	—	1
= Hofrath v. Oblenski	—	—	1
= Titulairrath Obodofski	—	—	1
= Dr. Ockel	—	—	1
= F. Olfolig	—	1	—
= Staatsrath Oreus	—	1	—
= Otto Oesterreich	—	—	1
= J. Ovander	—	—	1
= Dr. Overlach	—	—	1
= Staatsrath L. v. Panferer	—	1	—
= F. Peterfohn	—	—	1
= J. Pfeffer, Apotheker	—	1	—
= Hofarzt, Collegienrath v. Pöfchel	—	1	—
= Collegienrath N. v. Poggenpohl	—	—	1
= F. Reinbott, Paftor zu St. Annen	—	1	—
= G. Reinbott	—	—	1
Se. Excellenz der wirkliche Staatsrath Herr v. Reißig	—	1	—
Herr Major v. Renteln	—	—	1
= F. Rhode, Mechanikus	—	—	1
= L. Rhode	—	—	1
= R. Ritter	—	1	—
= Dr. Rittich	—	—	1
= Römhild	—	—	1
= Titulairrath Rothaft	—	—	1
Se. Erlaucht der Hr. Generalfeldmarfchall Graf v. Sacken	—	—	1

	Rtl.	Sgrp.	Dpr.
Herr G. Scheniett, Proviſor	—	—	1
" C. G. Schielin	—	1	—
" H. F. Schiller	1	—	—
" Profeſſor W. Schneider	—	—	1
" C. Schneider, Apotheker	—	1	—
" Schnitzler aus Straßburg	—	—	1
" J. Schröder	—	1	—
" Titulairrath Schröter	—	1	—
" Schugart	—	—	1
" W. v. Schulmann	—	—	1
" Collegienrath v. Seidel	—	—	1
" G. Seideler	—	—	1
" Lieutenant v. Sengbuſch	—	—	1
" Baron L. v. Stieglitz	—	1	—
" G. v. Spalte	—	—	1
" Lieutenant v. Staal	—	—	1
Frau Obriſtin v. Stürler	—	1	—
Se. Excellenz der Herr General v. Stüſſel	—	—	1
Herr J. Sulthoff	—	1	—
" C. Tatzki	—	1	—
" Hofrath v. Tawas	—	1	—
" C. Tepmer, Apotheker	—	1	—
" Zolldirector v. Tilof	—	—	1
Frau Staatsräthin v. Tornau	—	1	—
Herr D. Trumpf, Gerbermeiſter	—	—	1
" B. Vierhuf	—	1	—
" J. von der Vliet	—	1	—
" Dr. F. Wolfhorth	—	1	—

	Rel.	Schpr.	Dpr.
Herr C. Wachenhuſen, Apotheker	—	—	1
= M. Wäber	—	1	—
= Wallfahrt	—	1	—
= C. Weber	—	—	1
= Wehber	—	—	1
= Dr. Weiſſe	—	—	1
= Dr. Wichmann	—	—	1
= Alex. Wulffert	—	—	1
= Friedr. Wulffert	—	1	—
= Zweidler	—	—	1

In Moskwa.

Se. Durchlaucht der Herr General-Gouverneur Fürſt D. Golitzin	1	—	—
Herr Profeſſor Alphonski	—	1	—
= Apotheker Auerbach	1	—	—
= F. Brandenburg	—	1	—
Se. Excellenz der wirkliche Staatsrath Herr v. Bröcker	—	1	—
Herr Hofrath und Dr. Broſſe	—	1	—
Se. Excell. der wirkliche Staatsrath Herr v. Bugakof	—	1	—
Herr Colley	—	1	—
= Oberſter von Dombrowski	1	—	—
= Apotheker Eichmeyer	—	1	—
= Profeſſor und Dr. Ewenius	—	1	—
= Dr. Einbrodt	—	1	—
= C. Folz	—	1	—
= Dr. Gebel	—	1	—

	Rel.	Schpr.	Dpr.
Herr J. G. Gernet	—	1	—
= F. Glogau	—	—	1
= Paſtor F. Görnig	—	1	—
= A. Guiſetti	—	1	—
= Collegienrath und Dr. v. Hamel	—	1	—
= Profeſſor Hartknoch	—	—	1
= Dr. Hartog	—	1	—
= Dr. R. Heimann	—	1	—
= R. Herrmann, Chemiker	—	1	—
= C. Hoffmann	1	—	—
= P. v. Jakowlef	—	1	—
= Dr. Jenichen, Arzt des Mineralwaſſer-Inſtituts	1	—	—
= C. Indewaſch	—	1	—
= Apotheker Jürgenſohn	—	—	1
= A. Kube	—	—	1
= W. Küſter	—	1	—
= Apotheker Landgraf	—	—	1
= Staatsrath v. Lazaref	1	1	—
Se. Excellenz der wirkliche Staatsrath und Leibarzt Herr v. Lober	—	1	—
Herr Dr. H. Löwenhain	—	1	—
= Dr. Löwenthal	—	1	—
= W. v. Malzow	1	—	—
= Collegienrath und Dr. v. Markus, Oberarzt des Gollitzinſchen Hoſpitals	1	—	—
= A. Mark	—	1	—
Se. Excellenz der Herr General v. Mertens	—	1	—
Herr C. E. Niſſen	—	1	—

	Rbl.	Schpr.	Dpr.
Frau v. Nowosilzof, geb. Gräfin Orlof	—	1	—
Herr Dr. P. Oberg	—	—	1
Se. Excellenz der wirkliche Staatsrath Herr v. Oppel, Oberarzt des Marienhospitals	—	—	1
Herr J. L. Oppermann	—	—	1
Frau Gräfin Panin, geb. Gräfin Orlof	—	1	—
Herr J. Pawlof	—	1	—
Se. Excellenz der wirkliche Staatsrath Herr v. Pfähler	—	1	—
Herr Collegienassessor A. Pohl	—	—	1
» Collegienrath v. Ramich, Hofchirurg	—	—	1
Se. Excellenz der Herr Kammerherr v. Rgefski	1	—	—
Herr Hofrath und Dr. Richter	—	1	—
» Professor und Dr. Richter	—	1	—
» Commerzienrath Rosenstrauch	—	2	—
» L. Samoilof	—	—	1
» Apotheker C. Sänger	—	1	—
» » Schilling	—	1	—
Die Schule der evangelischen Kirche zu St. Michael	—	—	1
Herr Stolte	—	—	1
» Dr. Sülk	—	—	1
» Oberster v. Talisin	—	1	—
» Collegienrath und Dr. v. Treuter	—	1	—
» v. Tutschef	—	1	—
» C. Veh	—	1	—
» J. T. Weidenhammer	—	—	1
» Apotheker Wessel	—	1	—
» F. Winson	—	1	—

In Archangel.

	Rbl.	Schpr.	Dpr.
Herr W. Brandt	—	1	—
= v. Bührmann, Befehlshaber des Zollbezirkes	—	1	—
= James Crowe	—	—	1
= Hesse	—	—	1
= Felix Klarke	—	1	—
= B. F. Mc Kleefecker	1	—	—
= P. Klokond	—	1	—
= Franz Krosche	—	—	1
= H. v. Mollwo	—	1	—
= Charles Morgan	—	—	1

In Dorpat.

Die Universitätsbibliothek	—	1	—
Die Gymnasienbibliothek	—	—	1
Herr Collegienrath und Professor v. Aderkas	—	1	—
= Staatsrath und Professor v. Bartels	—	—	1
= Landrath v. Berg auf Köhnhof	—	1	—
= Hofrath und Professor v. Blum	—	1	—
= Hofrath und Professor v. Busch	—	—	1
= Hofrath und Professor v. Engelhard	—	1	—
= Hofrath und Professor v. Eschscholtz	—	—	1
Se. Excellenz der wirkliche Staatsrath und Professor Herr v. Ewers	1	—	—
Herr Dr. Frohbern	—	—	1
= Rittmeister v. Helmersen	—	1	—

	Rbl.	Schpr.	Dpr.
Herr Probſt R. G. Hollmann auf Hörſell . .	—	—	1
= Staatsrath und Profeſſor Jäſche . . .	—	—	1
= Hofrath v. Köhler	—	—	1
= Hofrath und Profeſſor v. Kruſe	—	1	—
= Staatsrath und Profeſſor v. Lebebour . .	—	1	—
= Hofrath und Profeſſor v. Lenz	—	—	1
= Rath Paul v. Löwenſtern auf Löwenhof . .	—	1	—
= Landmarſchall F. Baron v. Löwenwolde . .	—	1	—
= Baron L. v. Löwenwolde auf Rappin . .	—	1	—
= Dr. Monkewitz	—	—	1
= Probſt Moritz auf Anzen	—	—	1
= Hofrath und Profeſſor v. Parrot . . .	—	—	1
= Collegienrath und Profeſſor v. Perewoſchtſchikof	—	1	—
= Hofrath und Profeſſor v. Sartorius . .	—	—	1

In Hamburg.

Herr J. C. Wehrlin	—	1	—

In Kronſtadt.

Herr Conſul Haſſelmann	—	1	—
= Conſul Lenartgen	—	1	—

In Liefland.

Herr Collegienrath v. Blankenhagen auf Allaſt .	—	—	1
= Landrath R. v. Liphard	1	—	—

	Rbl.	Schpr.	Dpr.
In Mitau.			
Das Kurländische Provinzial-Museum	—	—	1
Herr Hofrath und Dr. v. Balterling	—	—	1
= Kreismarschall v. Brinken	—	—	1
= Charpantier	—	—	1
= N. v. Hahn auf Schneppeln	1	—	—
= J. Orräus	—	—	1
= B. v. Remgarten auf Genitischeck	—	—	1
= Baron v. Rönne	1	—	—
= Rathsherr Schmid in Goldingen	—	—	1
= Stisser zu Lugan	—	1	—
= N. Wassermann	—	—	1

In Oesel.

Herr Landgerichtssecretair F. Barantus	—	1	—
= Rathsherr J. B. Brockhausen	—	1	—
= Landrath O. v. Buxhöwden	1	—	—
Frau v. Buxhöwden, geb. v. Hüne	—	1	—
Herr Dr. C. v. Dreßler	—	1	—
Fräulein Luise v. Hüne	—	1	—
Herr Landrath v. Hüne	—	1	—
= Kreisrichter v. Hüne	—	1	—
= Kirchspielsrichter Capitain A. v. Nolken	—	—	1
= Director der Regierungsexpedition Sehrwald	—	1	—

	Rbl.	Schpr.	Dpr.
Herr Kirchspielsrichter E. v. Toll	—	1	—
= Provinzial-Fiskal Versmann	—	1	—

In Reval.

Herr Oberster Baron v. Arpshofen zu Waiwara	—	—	1
= Mannrichter v. Baumgarten	—	1	—
= Staatsrath und Landrath v. Benkendorf	—	1	—
Se. Excellenz der Geheimderath und Civil-Gouverneur Herr Baron v. Budberg	1	1	—
Herr Buchhändler Eggers	—	—	1
= Landrath v. Essen	—	—	1
= Ritterschafts-Secretair v. Fock	—	—	1
= H. v. Gernet zu Kurtna	—	—	1
= Secretair G. Gloy	—	—	1
Das Kaiserliche Gymnasium	—	—	1
Herr J. Hippius	—	—	1
= Rathsherr R. W. v. Husen	—	—	1
= Capitain v. Klugen zu Odenkotz	—	—	1
Fräulein Emmy und Betty v. Kotzebue	—	—	1
Herr Rathsherr Linde	—	—	1
Se. Excellenz der wirkliche Staatsrath und Vicegouverneur Herr v. Löwenstern	—	1	—
Herr Graf P. v. Mannteuffel zu Meks	1	—	—
= Graf E. v. Mannteuffel	1	—	—
= Landrath und Consistorial-Präsident v. Maydell	—	1	—
= Mannrichter v. Maydell	—	—	1
= Mannrichter v. Mohrenschild	—	—	1

	Rel.	Schpr.	Dpr.
Herr H. v. Mohrenschild zu Kikel . . .	—	—	1
" Mannrichter v. Ramm	—	—	1
" Paul Graf v. Rehbinder	1	—	—
" D. F. Riesenkampf	—	—	1
" Dr. J. Riesenkampf	—	—	1
" Commissarius Fisci Rinne	—	—	1
" Baron v. Rosen zu Mentak	—	—	1
" G. Schmid v. Kaisma	—	—	1
" v. Stackelberg zu Moisama	—	—	1
" A. und C. v. Sternberg zu Lilienhof . .	—	1	—
" v. Strahborn zu Wrangelshof . . .	—	—	1
" Swerdsjö, Lehrer an der Domschule . .	—	—	1
" Ritterschafts-Secretair v. Taube . . .	—	1	—
" Baron v. Tiesenhausen zu Kochtel . .	—	—	1
" Oberstlieutenant v. Vietinghof . . .	—	1	—
" J. F. Wehrmann, Director der Domschule .	—	—	1
" Oberster v. Weiß zu Uchten . . .	—	—	1
" Dr. B. Wetterstrand	1	—	—

In Saratof.

Herr Hofrath v. Engelke	—	—	1
" Collegien-Secretair Ernst	—	—	1
" Dr. und Superintendent Feßler . . .	—	1	—
" J. Glitsch	—	1	—
" Titulairrath Hein	—	—	1
" Berghauptmann v. Klener	—	—	1
" J. Kornrumpf	—	—	1

	Rbl.	Schpr.	Dpr.
Herr Collegien-Registrator Leonhard	—	—	1
= Collegien-Assessor v. Lode	—	—	1
= Dr. Meyer	—	—	1
= Miller, Director des Gymnasiums	—	1	—
= Titulairrath J. Norström	—	—	1
= Pastor Pendani	—	—	1
= Staatsrath v. Reinholm	—	1	—
= Provisor Schinjan	—	—	1
= F. v. Steinen	—	—	1
= Collegienrath v. Stutz	—	1	—
= A. Wigbye	—	—	1

In Sarepta.

Herr J. C. Glitsch	—	1	—

In Tula.

Herr F. Leickherr	—	—	1

In Wiburg.

Das Gymnasium	—	—	1
Herr F. Hackmann	1	—	—
= Lieutenant v. Staal	—	—	1

	Rbl.	Schpr.	Dpt.
In Witepsk.			
Herr Apotheker Berggrün	—	—	1
Demoiselle Arminie Dingelstädt	—	—	1
Ihre Excellenz die Frau Generalin v. Gerngroß	—	—	1
Demoiselle Sophie Gerold	—	—	1

Otto von Kotzebue's

Reise um die Welt,

in den Jahren 1823 bis 1826.

Verlagsverzeichniß

von

Wilhelm Hoffmann in Weimar.

1. Baukunst.

Steiner's, J. F. R., praktische Anleitung zur Berechnung der Bau- und Nutzhölzer, auch Schneidemühlen-Waaren, nach dem Quadrat- und Cubikfuß. Ein gemeinnütziges Handbuch. Mit 74 Holz- und Schneidemühlentabellen. gr. 8. 1803. 1 Thlr.

Steiner, J. F. R., Entwurf einer neuen, durchaus feuerfesten Bauart, mit gewölbten Decken und Dachungen, zur Sicherheit und Wohlfahrt menschlicher Wohnungen und anderer Gebäude. 2 Hefte mit 16 illuminirten Quart-Kupfertafeln. gr. 4. 1805. 5 Thlr. 18 gr.

Steiner, J. F. R., der Schneckenofen in seiner größten Vollkommenheit, zur Holzersparniß und gesunden Wärme. Mit 2 illuminirten Kupfertafeln. gr. 4. 1802. 21 gr.

2. Schöne Wissenschaften.

Gedichte, von der Verfasserin der Erna, Felicitas u. s. w. 8. geheftet. 1826. 21 gr.

Amadea, ein Roman. Von der Verfasserin der Erna, Felicitas u. s. w. 8. 1827. 1 Thlr. 8 gr.

Clauren, H., das Gasthaus zur goldnen Sonne. Lustspiel in 4 Aufzügen. 8. geheftet. 1823. 12 gr.

Falk, J. D., kleine Abhandlungen, die Poesie und Kunst betreffend. Mit drei Umrissen nach Raphael und Michael Angelo. 8. 1803. 2 Thlr. 8 gr.

Die Frau von vierzig Jahren, eine Erzählung aus dem wirklichen Leben, von der Verfasserin der Erna, Felicitas, Amadea ꝛc. 8. 1829. 1 Thlr. 12 gr.

Geyer, L., der Bethlehemitische Kindermord, dramatisch-komische Situationen aus dem Künstlerleben in 2 Aufzügen. 8. 1823. 12 gr.

Grigri, eine Arabeske, nach einem französischen Meister copirt, von Gustav Honig (Fr. Schulz), 1stes Bändchen. 8. 1795. 21 gr.

v. Houwald, E., die alten Spielkameraden. Lustspiel in 2 Aufzügen. 8. 1823. 12 gr.

Josephe, ein Roman von Fr. Schulz. 8. 1791. 21 gr.

Klopstock's sämmtliche Werke. Supplementband, enthaltend Klopstock's Leben von Heinrich Döring. 1825. 12 gr.

Des Herrn von Mayer's historische Romane. Aus dem Französischen übersetzt von Fr. Schulz. 8. 1789. 16 gr.

Melintes. Eine Sage aus dem Alterthume. 2 Thle. 8. 1800. 1 Thlr. 10 gr.

Montesquieu, der Tempel zu Gnidos. Aus dem Französischen von G. Merkel. Mit Kupfern. 8. 1804. 18 gr.; auf Velinpapier 1 Thlr. 8 gr.

Moritz. Ein kleiner Roman von Fr. Schulz. Dritte verb. Auflage mit 3 Kupfern. 8. 1792. 1 Thlr. 8 gr.

Römhild-Stift. Eine Erzählung aus dem wirklichen Leben. Von der Verfasserin der Erna, Felicitas, Amadea u. s. w. 2 Theile. 1828. 2 Thlr. 8 gr.

Fr. v. Schiller's sämmtliche Werke. Supplementband, enthaltend Fr. v. Schiller's Leben, von H. Döring. 1824. 12 gr.

Schulz, Fr., prosaische Schriften, 7 Bändchen. 8. 1788 bis 1801. 4 Thlr. 17 gr.

Taschenbuch, Weimarisches dramatisches, für größere und kleinere Bühnen, unter der Theilnahme von Castelli, H. Clauren, Contessa, Gehe, Geyer, Holbein, v. Houwald, Kind, Lebrün, v. d. Velde, Weissenthurn, Ziegler u. a., herausgegeben von Theodor Hell. Erster Jahrgang 1823, mit Clauren's Portrait und 8 colorirten Kupfern. 8. gebunden. 1 Thlr. 16 gr.

Weissenthurn, J. F. von. Ein Mann hilft dem andern. Lustspiel in einem Aufzuge. 8. geheftet. 1823. 6 gr.

3. Biographien.

Danz, Dr. J. Tr. L., Franz Burckhard aus Weimar, Kurfürstlich und Herzogl. Sächs. Canzler zur Zeit der Reformation. gr. 8. 1825. 16 gr.

Döring, H., J. G. von Herder's Leben. Aus theils gedruckten, theils ungedruckten Nachrichten, nebst gedrängter Uebersicht seiner Werke. Mit Herder's Portrait von Schwerdgeburth, einem Fac-simile und einer Abbildung seines Denksteins in der Stadtkirche zu Weimar. 8. 1823. geheftet. 1 Rthlr. 18 gr.

[redacted]

Taſchenausgabe. gr. 32. 1829. 12 gr.
ben. Mit Schiller's Portrait und
Auflage. gr. 32. 1824. 16 gr.

einem Fac-simile. gr. 32. 1828.
18 gr.; Velinpapier 1 Thlr. 8 gr.
Mit Klopſtock's Portrait und einem
16 gr. Subſcriptions-Preis 12 gr.
Mit Kotzebue's Portrait und einem Fac-
gr.
n eignen ſchriftlichen Mittheilungen, wahr-
einem ſeiner Jugendfreunde. 8. 1819. 6 gr.

[redacted]

Geſchichte.

Darſtellung der Kriegsdrangſale Weimar's
806 bis 1813, nach den Schlachten von Jena,
3 Aktenſtücken und Originalbriefen einiger deut-
Freunde in England, geſammelt. 8. 1815. 21 gr.

[redacted]

Vermiſchte Schriften.

W., öffentliches Recht des Großherzogthums Sach-
nach. 1ſter Theil. gr. 8. 1825. 1 Thlr.
, Wage der zuſammengeſetzten Kräfte. Eine für die
wichtige und folgenreiche Erfindung. gr. 8. 1829. 3 gr.
rbeobachtungen über den Gang der Säfte in den Gewäch-
üglicher Hinſicht auf Holzpflanzen. Eine gekrönte Preis-
t 7 colorirten Kupfertafeln.. gr. 4. 1805. 4 Thlr.
er Jubeltag. Siebenter November 1825. Mit des gefeyer-
iß, ſeinen Schriftzügen und einer Abbildung des Feſtſaales.
geheftet. 1826. 1 Thlr. 8 gr.
n, F., der elegante Theetiſch, oder die Kunſt, einen glänzen-
rkel auf eine geſchmackvolle und anſtändige Art ohne großen
and zu bewirthen. Mit einem Kupfer. Vierte verbeſſerte und
mehrte Auflage. gr. 8. 1829. 10 gr.
Jubelfeſt am 3. September 1825. Erſte Abtheilung: die Feyer
reſidenzſtadt Weimar, mit den Inſchriften, gehaltener Reden und
enen Gedichten, mit 8 Kupfertafeln. Zweite Abtheilung: die
in den übrigen Städten und Ortſchaften des Großherzogthums
end. 1826. gr. 8. mit 5 illumin. Kupfern, auf engl. Papier
lr.; mit 3 illumin. Kupfern 2 Thlr. 12 gr., und ohne Kupfer
lr. 8 gr.

6. Kinderſchriften.

Gräfe, H., Herzensbildung in Erzählungen für die Jugend. Mit 4 color. Kupfern. 12. geb. 1826. 1 Thlr. 4 gr., ohne Kupfer 18 gr.

Deſſen Materialien zu Vorſchriften und Rechnungsaufgaben aus den gemeinnützigen Kenntniſſen zur gelegentlichen Vorbereitung derſelben beim Schreib- und Rechenunterrichte; in einer dreifachen Abſtufung vom Leichtern zum Schwerern, für Deutſchlands Volksſchullehrer. 1825. 8. 16 gr.

7. Theologie.

Herder's, J. G. von, Briefe, das Studium der Theologie betreffend. 2 Theile, 2te Auflage. 8. 1817. 2 Thlr.

Horn, C. F., Handbuch für Landſchullehrer, zur Beförderung eines zweckmäßigen Gebrauchs des Herder'ſchen Catechismus. 1ſter Theil. Neue Auflage. 8. 1827. 1 Thlr. 12 gr. 2ter und letzter Theil. 1829. 1 Thlr. 6 gr.

Krauſe, Kräftigung im chriſtlichen Glauben und Wandel. Predigten. (Der Ertrag iſt zum Beſten der Mühlhäuſer Gemeinde beſtimmt). gr. 8. 1825. 18 gr.

Röhr, Dr. J. F., chriſtliches Evangelienbuch. 8. 1825. 6 gr.

Röhr's, J. F., Gedächtnißpredigt bei der öffentlichen Todesfeyer Carl Auguſts, Großherzogs zu Sachſen-Weimar, am 10. Auguſt 1828 gehalten. Mit erläuternden Bemerkungen. 6 gr.

Röhr's, J. F., Trauerrede nach der feyerlichen Beiſetzung des Herrn Carl Auguſt, Großherzogs von Sachſen-Weimar, am 9. Juli 1828 gehalten. Nebſt vorausgeſchickten Bemerkungen über die letzten Lebenstage des Vollendeten. 6 gr.

Schwabe, J. F. H., Predigt zum ruhmwürdigen Gedächtniß Carl Auguſt's, Großherzogs von Sachſen-Weimar, gehalten am 10. Auguſt 1828. 3 gr.

8. Satyre.

Kotzebue, Auguſt von, magnetiſirtes Scheidewaſſer. gr. 8. 1818. 12 gr.

9. Reiſen.

Reise Sr. Hoheit des Herzogs Bernhard von Sachsen-Weimar-Eisenach durch Nord-Amerika, in den Jahren 1825 und 1826. 2 Bände. Mit 4 Kupfern, 4 Plänen, 4 Charten und 26 Vignetten. gr. 8. 1828. 6 Rthlr. Auf Velinpapier mit illum. Charten und Plänen. 12 Thlr.

Otto von Kotzebue, Entdeckungsreiſe in die Südſee und nach der Be-

ringsstraße, zur Erforschung einer nordöstlichen Durchfahrt. Unternommen in den Jahren 1815, 16, 17, 18, auf dem Schiffe Rurik. Drei Bände. Mit 20 Kupfern und 7 Landcharten. 1821. in gr. 4.
auf Druckpapier 12 Thlr.
— Schreibpapier 16 Thlr.
— Velinpapier 24 Thlr.
— Royal-Velin, mit den Kupfern en gouache gemalt, 80 Thlr.
ohne Kupfer und Charten, des Nachdrucks wegen, 4 Thlr.

Moritz von Kotzebue, Reise nach Persien mit der Russisch-Kaiserlichen Gesandtschaft im Jahre 1817. Mit 9 colorirten und schwarzen Kupfern. gr. 8. 1819. 2 Thlr. 21 gr. Ohne Kupfer 1 Thlr.

10. Classische Literatur.

Euclides Elemente, erstes Buch. Für den ersten Unterricht in der griechischen Sprache und Mathematik; griechisch und deutsch, mit Anmerkungen, einem Wortregister und 6 Kupfertafeln. 8. 1800. 21 gr.

Sophocles Philoctetes. Aus dem Griechischen übersetzt. Zweite verbesserte Auflage. 8. 1827. 9 gr.

Sophocles Tragödien, griechisch, mit kurzen deutschen Anmerkungen v. G. C. W. Schneider.
1s Bändchen, Electra. 8. 1823. 12 gr.
2s — — Trachinierinnen. 8. 1824. 14 gr.
3s — — Ajas. 8. 1825. 16 gr.
4s — — Philoctet. 8. 1825. 16 gr.
5s — — Oedipus Tyrannus. 8. 1826. 16 gr.
6s — — Oedipus Coloneus. 8. 1826. 20 gr.
7s — — Antigone. 8. 1827. 16 gr.
8s — — Bruchstücke nebst dem Leben des Sophocles und einem Wort- und Sach-Register über sämmtliche Tragödien. 8. 1827. 1 Thlr. 6 gr.
9s, 10s Bändchen, vollständiges Sophocleisches Wörterverzeichniss. 2 Theile. 8. 1829. 4 Thlr.

Xenophons vier Bücher Sokratischer Denkwürdigkeiten. Aus dem Griechischen, mit historischen Anmerkungen von J. M. Heinze. 2te Auflage. 8. 1818. 16 gr.

11. Fremde Sprachen.

Schmid, E. A., Colleccion de varias piezas en prosa y en verso, sacadas de la mejores Autores. Oder spanisches Lesebuch mit einem erklärenden Wortregister. gr. 8. 1805. 2 Thlr.

Verlagsverzeichniß

von

Wilhelm Hoffmann in Weimar.

1. Baukunst.

Steiner's, J. F. R., praktische Anleitung zur Berechnung der Bau- und Nutzhölzer, auch Schneidemühlen-Waaren, nach dem Quadrat- und Cubikfuß. Ein gemeinnütziges Handbuch. Mit 74 Holz- und Schneidemühlentabellen. gr. 8. 1803. 1 Thlr.

Steiner, J. F. R., Entwurf einer neuen, durchaus feuerfesten Bauart, mit gewölbten Decken und Dachungen, zur Sicherheit und Wohlfahrt menschlicher Wohnungen und anderer Gebäude. 2 Hefte mit 16 illuminirten Quart-Kupfertafeln. gr. 4. 1805. 5 Thlr. 18 gr.

Steiner, J. F. R., der Schneckenofen in seiner größten Vollkommenheit, zur Holzersparniß und gesunden Wärme. Mit 2 illuminirten Kupfertafeln. gr. 4. 1802. 21 gr.

2. Schöne Wissenschaften.

Gedichte, von der Verfasserin der Erna, Felicitas u. s. w. 8. geheftet. 1826. 21 gr.

Amadea, ein Roman. Von der Verfasserin der Erna, Felicitas u. s. w. 8. 1827. 1 Thlr. 8 gr.

Clauren, H., das Gasthaus zur goldnen Sonne. Lustspiel in 4 Aufzügen. 8. geheftet. 1823. 12 gr.

Falk, J. D., kleine Abhandlungen, die Poesie und Kunst betreffend. Mit drei Umrissen nach Raphael und Michael Angelo. 8. 1803. 2 Thlr. 8 gr.

Die Frau von vierzig Jahren, eine Erzählung aus dem wirklichen Leben, von der Verfasserin der Erna, Felicitas, Amadea ꝛc. 8. 1829. 1 Thlr. 12 gr.

Oertel's Cursus der deutschen Sprache. 3 Bände. 4 Thlr. 12 gr.

Puschkin, A., der Berggefangene. 12 gr.

Puschkin, A., Trauerquell. Aus dem Russischen von A. Wulffert. Mit Kupfern. 1 Thlr.

Dasselbe ohne Kupfer. 12 gr.

Rosen (Freiherr von), Reflexionen über die nunmehr nothwendige, auch mögliche Aenderung der bisherigen Wirthschaftsmethode in den Ostseeprovinzen u. s. w. Mit Kupfern und Plänen. netto 1 Thlr.

Vetter, F. Ch. W., meine Reise nach Grusien im Jahre 1827. 12. (6 Bogen). geh. 12 gr.

Einleitung.

Im März des Jahres 1823 ward ich von Seiner Kaiserlichen Majestät, Alexander dem Ersten, glorreichen Angedenkens, zum Befehlshaber des, noch nicht vollendeten Schiffes Predpriatie, zu deutsch: die Unternehmung, ernannt. Es war zu einer rein wissenschaftlichen Reise bestimmt; bald aber traten Umstände ein, die es nothwendig machten, einen ganz andern Zweck zu verfolgen. Ich ward nun angewiesen, in Kronstadt eine Ladung verschiedener Materialien einzunehmen, sie nach Kamtschatka zu bringen, und von da nach der Nordwestküste von Amerika zu segeln, um dort dem, von ausländischen Schiffen getriebenen, der russisch-amerika-

niſchen Compagnie nachtheiligen Schleichhandel zu wehren. Ein Jahr ſollte das Schiff an der amerikaniſchen Küſte verweilen, und ſodann, von einem andern abgelöſt, die Rückfahrt nach Kronſtadt antreten. Sowohl bei der Hin- als Herreiſe war es mir freigeſtellt, den Weg nach meinem Gutdünken zu nehmen.

Erſt im Mai ward der Bau des Schiffes, deſſen, für eine deutſche Zunge gefährlich auszuſprechenden, Namen Predpriatie ich künftig weglaſſen werde, vollendet. Es war das erſte, das in Rußland unter einem Dache, eine ſehr vortheilhafte Weiſe, gebauet worden, hatte die Größe einer Fregatte von mittlerem Range und war, um es nicht unnütz zu belaſten, nur mit 24 ſechspfündigen Kanonen verſehen. An Beſatzung hatte ich die Lieutenants Kordinkoff, Korſakoff, Bordoſchewitſch und Pfeifer, die Midſhipmänner Gekimoff, Alexander von Moller, Golowin, Graf Heiden, Tſchekin, Murawieff, Wukotitſch und Paul von Moller, die Steuerleute Grigorieff, Gekimoff und Simokoff, acht Unterofficiere und 115 Matroſen. Außerdem gehörten zur Equipage der Geiſtliche Victor, der Arzt von Siegwald, der Profeſſor Eſchſcholtz als Naturforſcher, Herr Preus als Aſtronom, Herr Lenz als Phyſiker und Herr Hof-

mann als Mineralog, so daß wir überhaupt 145 Personen ausmachten.

Mit astronomischen, physikalischen und andern wissenschaftlichen Instrumenten waren wir reichlich versehen. Wir besaßen unter andern zwei verschiedene Pendel-Apparate und einen von dem berühmten Reichenbach für unsere Expedition eigens verfertigten Theodolit. Dieses schätzbare Instrument war mit bewundernswürdiger Genauigkeit ausgeführt, und ist uns zu astronomischen Beobachtungen auf dem Lande von großem Nutzen gewesen.

Im Juni kam das Schiff nach Kronstadt, und den 14. Juli alten Styls, nach welchem bei dieser Reise immer gerechnet worden, stand es völlig ausgerüstet und segelfertig im dortigen Hafen. An diesem Tage verkündete uns der Kanonendonner von der Festung und der auf der Rhede liegenden Flotte die Ankunft des Kaisers, und bald darauf hatten wir das Glück, Seine Majestät auf unserm Schiffe zu sehen. Nach genauer Besichtigung desselben wurden wir mit der Versicherung der Allerhöchsten Zufriedenheit beehrt, die Mannschaft erhielt eine Summe Geldes, und ich und meine Officiere eine schriftliche Danksagung. Mit der ihm eigenen huld-

vollen Freundlichkeit wünschte der liebenswürdige Monarch uns eine glückliche Reise und entfernte sich, begleitet von unsern enthusiastischen Segenswünschen. Wir ahneten nicht, daß wir ihn zum letzten Mal sahen. Bei unserer Rückkehr hatte sein hoher Geist sich bereits empor geschwungen zur Unendlichkeit, von wo er segnend auf den geliebten Bruder herabblickt, selig im Gefühl, von ihm an Herrschertugend noch übertroffen zu werden.

I.

Fahrt bis Braſilien.

Wir hatten auf die Rhede hinausgelegt, und nach dem ſchmerzlichen Abſchiede von einer geliebten und liebenden Gattin, konnte ich am 28. Juli, da der Wind günſtig war, den Befehl geben, die Anker zu lichten.

Die ganze Mannſchaft war von frohem Muthe und hoher Begeiſterung für unſer Unternehmen beſeelt, und ſelten iſt wohl die Arbeit des Ankerlichtens und Segelbeiſetzens mit ſolcher Schnelligkeit ausgeführt worden. Als das Schiff nun ſeinen Lauf begann und die ſchäumenden Wellen durchſchnitt, fiel man ſich jubelnd in die Arme und wünſchte einander mit herzlicher Freude Glück zur angetretenen Reiſe.

Mir war dieſe Scene ſehr wohlthuend. Eine ſolche Stimmung der Mannſchaft bei einer Unternehmung, von der ſie vielfältige Mühſeligkeiten und Gefahren erwarten mußte, ließ mich hoffen, daß ſie auch dann ihre gute Laune und den frohen Muth nicht verlieren würde, wenn Beſchwerde und Gefahr wirklich einträte. Mit einem guten Schiffe und einer immer guten Muthes bleibenden Mannſchaft iſt man des glücklichen Ausgangs einer Reiſe faſt gewiß.

Nachdem wir von der Feſtung Kronſtadt mit ſieben Schüſſen Abſchied genommen, und von ihr eine gleiche Anzahl zum Lebewohl erhalten hatten, ſpannten wir noch mehr Segel auf. Der Wind blies friſch hinein und bald war uns die Feſtung ſammt ihren Thürmen verſchwunden.

Bis Gothland ging die Fahrt vortrefflich, und die allgemeine Heiterkeit ward durch nichts unterbrochen: da überfiel uns aber plötzlich ein Sturm aus Westen, und ließ uns kaum Zeit, unsere Vorkehrungen zu treffen. Die hohen unregelmäßigen Wellen warfen uns mit Ungestüm hin und her, und ich war nicht ganz ohne Besorgniß. Auf einem neuen, noch nicht erprüften Schiffe, mit einer Mannschaft, die nicht in fortwährender Uebung gewesen ist, führt der erste Sturm immer manche Unannehmlichkeiten herbei, die hernach wegfallen. Man hat sich noch nicht eingelebt. Daher wird denn auch wohl die Kraft des Schwankens nicht richtig geschätzt, und an der Befestigung der beweglichen Gegenstände in den Cajüten etwas versäumt. Das war auch bei uns, vorzüglich in der von zwanzig Personen bewohnten Cajüte de Campagne der Fall. Hier brach eine wahre Revolution aus. Kein Stuhl, kein Tisch, nichts wollte an seinem Orte bleiben; alles drängte sich hervor und ging, der Ordnung trotzend, seinen eigenen dummen Weg. Die jungen, lebensfrohen Officiere belustigten sich über die Verwirrung, und selbst die seekranken Gelehrten konnten sich des Lachens nicht erwehren, als ein wohlgemästetes Schwein, durch das unbequeme Schaukeln aufgestört, auf die Schanze geflüchtet war, von da den kühnen Sprung durchs offene Fenster in die Cajüte gemacht hatte, und sich nun voll Verwunderung umsah, daß auch hier keine Ruhe zu finden war. Ich beobachtete unterdessen das Fahrzeug, das uns noch so lange und bei manchem Ungewitter tragen sollte, genau. Im Toben der Elemente lernt man sein Schiff, so wie in den Stürmen des Lebens seine Freunde, am besten kennen. Ich wog die Mängel des meinigen gegen seine guten Eigenschaften gehörig ab, und freute mich, daß letztere bei weitem das Uebergewicht hatten. Es war ein Freund, auf den ich mich in der Noth verlassen konnte. Eine solche Ueberzeugung ist dem Befehlshaber eines Schiffes nothwendig. Nur durch sie erhalten seine Handlungen die Sicherheit und Bestimmtheit, die zum Gelingen nothwendig ist, und ohne welche man der Gefahr nicht leicht die Stirne bieten kann.

Nach Verlauf von vier und zwanzig Stunden legte sich der Sturm. Ein günstiger Wind schwellte wieder unsere Segel, und doppelt angenehm war nach überstandener Beschwerde die bequeme Fahrt.

Bei der Insel Bornholm, die wir am 8. August mit Tagesanbruch erreichten, sahen wir uns von einer russischen Flotte umgeben, die hier unter Befehl des Admirals Crown kreuzte. Dieses Zusammentreffen mit unsern Landsleuten war uns eine angenehme Ueberraschung. Sie konnten die Nachricht in die geliebte Heimath bringen, daß wir wenigstens bis hierher glücklich gekommen waren. Wir begrüßten den Admiral mit neun Kanonenschüssen, erhielten die gleiche Anzahl zur Erwiederung, und setzten unsern Lauf mit vollen Segeln fort.

Den 10. August früh Morgens langten wir vor der freundlichen Hauptstadt Dännemarks an, wo wir den, von Reichenbach für uns verfertigten und von München hierher geschickten Theodolit einnahmen. Ehe die Sonne am 12. August über dem Horizont erschien, waren wir bereits unter vollen Segeln, bei frischem günstigen Winde und ruhiger See. Die hübsch bebaute dänische Küste, an der wir hinfuhren, gewährte, von den ersten Sonnenstrahlen des heiteren Morgens beleuchtet, einen angenehmen Anblick. Wir passirten noch an demselben Tage den Sund, und befanden uns nun im Kattegatt.

Hier überfiel uns in der Nacht ein heftiges Gewitter. Der Himmel hing schwarz über uns, und verbreitete eine schauerliche Finsterniß über das Meer. Furchtbar rollte der Donner, und die, durch die Dunkelheit zu großen Feuermassen gewordenen Blitze fielen rund um uns her in die See. Jeder schien uns treffen zu müssen; aber Dank sey es der großen Anziehungskraft des Wassers, daß sie ein so guter Ableiter für Schiffe ist. Ohne sie wären wir verloren gewesen.

In der Nordsee ward unsere Fahrt durch den fast immerwährend contrairen Wind langweilig, und im englischen Canal, des ununterbrochenen Nebels wegen, gefährlich. Dennoch langten wir am 25. August glücklich auf der Rhede von Portsmouth an.

Da es meine Absicht war, die Südspitze Amerika's, das berüchtigte Cap Horn, zu umschiffen, welches in der dort besten Jahreszeit, im Januar oder Februar, geschehen mußte, so war ich

gezwungen, ſehr mit der Zeit zu geizen und meine Geſchäfte in England ſo ſchnell als irgend möglich zu beendigen. Daher machte ich mich ſogleich auf den Weg nach London, und ließ mich von keiner Herrlichkeit Englands und ſeiner Hauptſtadt verleiten, längere Zeit auf dem Lande zu verweilen, als die Anſchaffung der nöthigen aſtronomiſchen Inſtrumente, Seekarten und Chronometer erforderte, ſo daß ich am 2: September bereits, mit Allem verſehen, wieder am Bord unſeres Schiffes war, um mit dem erſten günſtigen Winde in See zu gehen. Dieſer beliebte aber, wie es oft ſeine ärgerliche Tücke iſt, eine Geduldprobe mit uns anzuſtellen. Erſt am 6. konnten wir die Rhede verlaſſen, und kaum hatten wir am folgenden Morgen das Vorgebirge Portland erreicht, als es wieder gerade aus der Gegend zu wehen und bald darauf gar zu ſtürmen begann, wo wir hinwollten.

Da der engliſche Canal wegen ſeiner vielen Untiefen und ſtarken, unregelmäßigen Strömungen zu den gefährlichſten Gewäſſern gehört, ſo iſt jedes Schiff, das während eines Sturmes die Nacht auf demſelben zubringt, der Gefahr des Scheiterns ſehr unterworfen, und es gehen dort alljährlich eine Menge Schiffe verloren. Ich ſelbſt würde bei meiner frühern Reiſe auf dem Rurik, hier unfehlbar meinen Untergang gefunden haben, wenn der Tag nur eine halbe Stunde ſpäter zu grauen begonnen hätte. Durch dieſe Erfahrung belehrt, beſchloß ich, unſer Schickſal nicht der Dunkelheit der Nacht anzuvertrauen. Glücklicherweiſe hatte ich unſern engliſchen Lootſen noch nicht verabſchiedet. Auch dieſer, in ſeinem Amte grau gewordene und mit dieſem Gewäſſer höchſt vertraute Mann, war der Meinung, daß wir unverzüglich zurückkehren, um noch vor Sonnenuntergang die Rhede von Portsmouth wieder zu erreichen ſuchen müßten. Ich ließ das Schiff alſo gleich wenden. Wir ſetzten ſo viel Segel bei, als der Sturm erlaubte und flogen unſerm Zufluchtsort entgegen. Der Sturm ward immer ſtärker, ſo daß wir bald nur wenig Segel führen konnten. Dennoch ging unſer Lauf ziemlich ſchnell; aber nachdem wir ungefähr die Hälfte des Weges nach Portsmouth zurückgelegt hatten, trat ein ſehr übler Umſtand ein. Es ward trübe und ſo neblich, daß das Land, welches bis jetzt unſer ſicherer Wegweiſer geweſen war, unſerm Blick entſchwand.

Wir konnten kaum drei hundert Faden weit vom Schiffe ſehen. Die veränderte Geſichtsfarbe des Lootſen zeigte deutlich, wie mißlich unſere Lage war. Der kleine, ſtämmige, fette und bisher ſo pflegmatiſche Mann ward plötzlich lebhaft, ſeine ſchwarzen Augen blitzten, er ſtieß mehrere Mal die bekannte engliſche Verwünſchung aus, die Figaro für den fond de la langue erklärt, rieb die Hände heftig zuſammen und ſagte endlich: Capitain, ich wünſche ein Glas Grog. Der Teufel ſoll mich holen! wenn ich Sie nicht ſicher nach Portsmouth bringe. Natürlich ward dieſer Wunſch auf der Stelle erfüllt. Geſtärkt und voll Muth ergriff der Lootſe nun ſelbſt das Steuerrad und unſer Schickſal hing an ſeiner Geſchicklichkeit.

Portsmouth noch bei Tage zu erreichen, war nur dann möglich, wenn wir den kürzeſten Weg durch die vom feſten Lande und der Inſel Wight gebildete, enge, untiefenvolle Nidelſtraße einſchlugen, wo man, ſelbſt bei heiterem Wetter, eines guten Lootſen bedarf. Die Sonne war bereits ihrem Untergange nahe und es drohte bald ganz dunkel zu werden, als die Wache, welche auf dem Vordertheil des Schiffes zur Beobachtung des Landes ausgeſtellt war, uns mit ängſtlichem Schrei die Nähe deſſelben verkündete, und ſogleich erblickten wir Alle einen hohen Felſen im Schleier des Nebels, an dem die Brandung furchtbar wüthete und von dem wir ungefähr zwei hundert Faden entfernt ſeyn mochten. Unſer Lootſe erkannte ihn für die Weſtſpitze der Inſel Wight am Eingang der Nidelſtraße, und die Gefahr, in der wir ſchwebten, erhöhte ſeinen Muth. Er klammerte ſich mit beiden Händen ans Steuerrad und führte das Schiff mit bewundernswürdiger Geſchicklichkeit bei dem fliegenden Sturm durch alle von den Untiefen gebildeten Krümmungen, den drohenden Felſen auf den Landſpitzen oft ſo nahe vorbei, daß wir augenblicklich anzuſtoßen fürchten mußten.

Ein kleineres Schiff, das einige Zeit mit uns ſegelte, ſtieß auf eine Untiefe und ward rettungslos von den Wellen verſchlungen. Dieſer ſchauderhafte Anblick und die Möglichkeit, daß jeder Moment uns daſſelbe Schickſal bereiten konnte, machten, daß Alles auf unſerm

Schiff verſtummte und nur immer ſtarr nach der Richtung hinblickte, die wir zu nehmen hatten. Selbſt der Lootſe ſagte kein Wort, bis wir bei einbrechender Dunkelheit die Rhede glücklich erreicht hatten und ſich nun Alles dem Jubel der Errettung überließ. Indeſſen fiel unſer gefeierter Pilot bald bei einem Glaſe Grog, am Caminfeuer, in ſeinen früheren pflegmatiſchen Charakter zurück, und nahm unſere Lobſprüche und die Ergießungen unſerer Dankbarkeit mit großer Gleichgültigkeit hin.

Der Aequinoctialſturm hatte während der Nacht ausgetobt. Die erſten Sonnenſtrahlen brachten uns ſchönes Wetter und günſtigen Wind, den wir ſogleich benutzten, England zum zweiten Mal zu verlaſſen. Nirgends iſt man dem Wechſel des Schickſals ſo ausgeſetzt, als auf dem Meere. Hatte es uns ſo eben noch ſeine ungezähmte Wuth empfinden laſſen, ſo war es jetzt auf ein Mal zu ſanft geworden. Windſtillen hielten uns noch neun Tage im Canal auf, ehe wir in den atlantiſchen Ocean kommen konnten.

Hier brachte uns ein friſcher Nordwind ganz nahe einer Erſcheinung vorbei, die man, höchſt ſonderbar, Waſſerhoſe nennt, da ſie nicht die entfernteſte Aehnlichkeit mit Hoſen hat. Es war eine große trichterförmige Waſſermaſſe in ſchäumender Bewegung, die mit der Spitze auf dem Meere ſtand und deren breite, obere Fläche mit einer ſchwarzen Wolke zuſammen hing.

Wir hielten nun einen ſüdlichen Cours, und erreichten nach manchem Kampf mit Stürmen am 22. Septbr. die Parallele von Liſſabon, wo wir in der behaglichern wärmeren Temperatur uns Glück wünſchten, die Sturmregion im Rücken zu haben. Wir ſchlugen den geradeſten Weg nach der Inſel Teneriffa ein, wo wir uns mit unſerm Bedarf an Wein zu verſehen beabſichtigten. Der günſtige, friſche Paſſatwind brachte uns ſchnell und bequem vorwärts. Die ganze Mannſchaft befand ſich wohl und genoß fröhlich einen der herrlichſten Morgen dieſer Region. Die allgemeine heitere Stimmung, welche dieſe Reiſe ſo vorzüglich ausgezeichnet hat, ward noch durch die nahe Ausſicht des anmuthigen Aufenthalts auf der reizenden Inſel Teneriffa erhöht, als ein Matroſe durch Un-

vorsichtigkeit über Bord fiel und den Tod in den Wellen fand. Alle Rettungsversuche schlugen fehl, da ein starker Windstoß uns in demselben Augenblick schnell von der Stelle entfernte, wo das Meer den Unglücklichen verschlungen hatte. Nun war natürlich alle Heiterkeit geschwunden, und bei mir gesellte sich zu meinem schmerzlichen Bedauern dieses Vorfalls noch die Befürchtung, daß er einen bleibenden üblen Eindruck auf die Mannschaft machen werde. Seeleute sind, wie Jäger, gewöhnlich nicht ganz frei von dem Aberglauben an Vorbedeutungen. Wie leicht konnte das Unglück, das uns so eben betroffen hatte, für eine solche gelten, und den frohen Muth niederschlagen, dessen man bei einer Reise, wie die unsrige, so sehr bedarf. Man ist schon halb verloren, wenn man nicht mehr mit Zuversicht an ihre glückliche Beendigung glaubt. Eine Mannschaft, die sich mit der Ahnung quält, daß sie dem Tode geweiht ist, wird dem Befehlshaber nicht mit der erforderlichen Willigkeit entgegen kommen, und ihm zu ihrem eigenen Unglück das Commando erschweren.

Betrübt schauten die Kameraden des Verunglückten noch lange nach der Gegend hin, wo er gesunken war; als wir aber die kleine felsige Insel Salvages gewahr wurden und ihr gegen Mittag in geringer Entfernung vorbei segelten, gewährte der Anblick des Landes ihnen einige Zerstreuung. In der Folge kehrte auch nach und nach die alte Heiterkeit wieder, und meine Besorgniß in dieser Hinsicht konnte gänzlich schwinden. Noch an diesem Abend sahen wir die hohe, von Wolken und Nebel umhüllte Insel Teneriffa. Während der Nacht erreichten wir ihre, aus hohen, schroffen, schwarzen Lava-Felsen bestehende nördliche Spitze, wo ich bis zum Anbruch des Tages zu laviren beschloß, um alsdann meinen Lauf nach der Stadt Santa Cruz zu nehmen, den einzigen bei dieser Insel befindlichen Platz, wo Schiffe vor Anker liegen können.

Die Nacht war sehr stürmisch und das hohe Land verursachte heftige Windstöße, die uns zuweilen aus entgegengesetzten Gegenden beunruhigten. Beim Anbruch des Tages ward das Wetter besser. Wir sahen, daß der Strom uns während der Nacht zwan-

zig Meilen*) nach Südost gebracht hatte. Diese starke Strömung findet hier gewöhnlich zu jeder Jahreszeit statt, und kann für Schiffe, die davon nicht unterrichtet sind, während einer dunklen Nacht von den schlimmsten Folgen seyn.

Wir umschifften nun das nördliche Vorgebirge der Insel, und segelten die südliche Küste entlang, der Rhede von Santa Cruz zu. Das Ufer gewährt hier durch seine hohen, steilen Lavamassen zwar einen malerischen Anblick, erscheint aber öde und unfruchtbar. Vergebens sucht das Auge einen Fleck, wo der schöne Teneriffawein wachsen könnte. Auf einer spitzen Anhöhe von ungefähr tausend Fuß über der Meeresfläche sahen wir einen Telegraphen in voller Thätigkeit, vermuthlich unsere Erscheinung der Stadt meldend. Bald erschien sie uns selbst. Auf dem Abhange eines Berges amphitheatralisch erbaut, zeigt sie sich mit ihren vielen Kirchen, Klöstern und großen Theils hübschen Häusern, dem ankommenden Seefahrer recht freundlich; aber der majestätische Pick, dieser Riese unter den Bergen, der im Hintergrunde sein eisbedecktes Haupt 13,278 Fuß über die Meeresfläche erhebt und nun wolkenfrei vor uns lag, gewährt einen unbeschreiblich ergreifenden Anblick, zumal wenn man ihn nicht schon in der Ferne bemerkt und sich nach und nach an seine imposante Gestalt gewöhnt hat, sondern wenn man ihn erst ganz in der Nähe durch plötzliches Zertheilen der Wolken auf ein Mal in seiner ganzen Größe erblickt, wie das unser Fall war. Seiner Steilheit wegen ist dieser gigantische, kegelförmige Vulcan schwer zu besteigen, und der genau auf der Spitze befindliche Krater ist von einem so schmalen, kreisförmigen Lavawall umgeben, daß man an einigen Stellen kaum Platz zum Sitzen findet. Wer indessen kühn genug bis dahin gedrungen ist, wird durch eine der herrlichsten Aussichten auf unserer Welt belohnt. Unter sich sieht er die ganze Insel mit allen ihren lieblichen Landschaften; zunächst erblickt er auch die übrigen 19 canarischen Inseln; dann schweift sein Blick in ungeheure Fernen auf das Meer hinaus; er wird sogar die Küsten

*) Nämlich englische, deren 60 auf einen Grad und 4 auf eine deutsche Meile gehen. Wo in dieser Reise von Meilen die Rede ist, sind allemal englische zu verstehen.

den. Selbſt auf die Geſundheit haben ſie wohlthätigen Einfluß. In der Regel widerſteht der heitere Menſch weit leichter einer Krankheit, als der mißmuthige. Daher müßten beſonders Schiffs-Befehlshaber jedes ſchuldloſe Mittel ergreifen, bei ihrer Mannſchaft eine fröhliche Gemüthsſtimmung zu erhalten und zu befördern.

Auf einer Seereiſe, die mehrere Jahre dauert, wo man oft einige Monate hinter einander auf dem öden Elemente herumſchwimmt, das die Natur nicht zum Aufenthalt des Menſchen beſtimmte, ohne dazwiſchen einer Erholung am Lande zu genießen, neigen ſich die Gemüther ohnehin zur Melancholie, die der Grund zu manchen Krankheiten wird, und ſogar zum Wahnſinn führen kann, wie man viele Beiſpiele hat. Zerſtreuung und Erheiterung iſt da die beſte Arznei, die, beſonders als Präſervativ gebraucht, ihre Wirkung nicht verfehlt.

Als wir den Aequator im Rücken hatten, wurden wir von einem friſchen Südoſtpaſſat und heiterem Wetter empfangen, wobei wir ſchnell und bequem die Küſte Braſiliens erreichten.

Strick riß und wir verloren sie. Glücklicher Weise hatten wir noch eine zweite.

Wir waren mehrere hundert Meilen von allem Lande entfernt. Dennoch fand sich eine Schwalbe bei uns ein. Merkwürdig ist es, wie weit diese Thierchen fliegen können, ohne auszuruhen. Indessen schien ihr doch unser Schiff zu diesem Behuf sehr willkommen zu seyn und sie verließ es nicht wieder. Anfänglich war sie müde, erholte sich aber bald und flog lustig herum. Auf hoher See, von aller andern Gesellschaft, als die der Reisegefährten, abgeschnitten ist jeder Gast vom Lande, wär's auch nur ein Vogel, sehr angenehm. Der unserige ward bald allgemeiner Liebling und so zahm, daß er sich auf die Hand setzte und die dargebotenen Fliegen ohne Scheu in Empfang nahm. Meine Cajüte hatte er sich zum Nachtquartier ersehen. Des Abends flog er durchs offene Fenster herein und begab sich beim Aufgang der Sonne wieder aufs Verdeck, wo Jeder bemüht war, Fliegen zu fangen, um den kleinen Freund zu bewirthen. Das war jedoch sein Unglück. Er übernahm sich, und starb an Indigestion, allgemein bedauert.

Am 21. October durchschnitten wir den Aequator unter dem 25. Grad der Länge *), und begrüßten die südliche Halbkugel durch Abfeuerung unsers Geschützes.

Hierbei ward denn auch die gewöhnliche Ceremonie des *Hänselns* mit Allen vorgenommen, die zum ersten Mal die Linie passirten. Ein Matrose, der sich viel darauf zu gute that, sie bei meiner frühern Reise schon mehrere Mal durchschnitten zu haben, verrichtete dieselbe mit vielem Ernst und Anstand. In einem Costüm, das Schauder erregen sollte, kam er als Neptun, nebst seiner Gemahlin, statt des Muschelwagens, auf einer Kanonenlavette angefahren, dieses Mal nicht von Tritonen, sondern von Negern gezogen. Am Abend ward ein, von den Matrosen selbst verfaßtes Lustspiel mit allgemeinem Beifall aufgeführt. Dergleichen Belustigungen erhalten die Mannschaft frohen Sinnes, lassen sie die überstandenen Beschwerden leicht vergessen, und stärken den Muth zu den bevorstehen-

*) Von Greenwich, von wo die Längen hier immer gerechnet werden.

den. Selbſt auf die Geſundheit haben ſie wohlthätigen Einfluß. In der Regel widerſteht der heitere Menſch weit leichter einer Krankheit, als der mißmuthige. Daher müßten beſonders Schiffs-Befehlshaber jedes ſchuldloſe Mittel ergreifen, bei ihrer Mannſchaft eine fröhliche Gemüthsſtimmung zu erhalten und zu befördern.

Auf einer Seereiſe, die mehrere Jahre dauert, wo man oft einige Monate hinter einander auf dem öden Elemente herumſchwimmt, das die Natur nicht zum Aufenthalt des Menſchen beſtimmte, ohne dazwiſchen einer Erholung am Lande zu genießen, neigen ſich die Gemüther ohnehin zur Melancholie, die der Grund zu manchen Krankheiten wird, und ſogar zum Wahnſinn führen kann, wie man viele Beiſpiele hat. Zerſtreuung und Erheiterung iſt da die beſte Arznei, die, beſonders als Präſervativ gebraucht, ihre Wirkung nicht verfehlt.

Als wir den Aequator im Rücken hatten, wurden wir von einem friſchen Südoſtpaſſat und heiterem Wetter empfangen, wobei wir ſchnell und bequem die Küſte Braſiliens erreichten.

das Vorgebirge der guten Hoffnung umschiffte, abzustammen. Neben seinem Ahnenstolz beseelte ihn auch der Stolz auf die Unabhängigkeit Brasiliens, als ob er eine Hauptstütze derselben sey. Das theilt er mit seinen Landsleuten aller Classen, und darin liegt denn auch wohl die Garantie dieser Unabhängigkeit.

Der Anker wurde gelichtet, und wir benutzten die Fluth, um in die Bucht von Rio-Janeiro einzulaufen. Obgleich unser Führer die Berühmtheit seines Ahnherrn nicht erlangt hat, so muß ich ihm doch das Zeugniß geben, daß er ein guter Pilot ist: denn er führte das Schiff sehr gut durch den schmalen Eingang in die Bucht hinein. Dieser, einen Canal bildende Eingang wird von einem starken, auf einer Anhöhe liegenden Fort beherrscht, so daß die Bucht vor feindlichen Fahrzeugen ziemlich gesichert ist. Durch noch stärkere Batterien könnte es ganz unmöglich gemacht werden, gewaltsam in die Bucht zu dringen, da der Canal so schmal ist, daß man durchaus nicht aus dem Schuß, ja nicht einmal aus der halben Schußweite kommen kann. Wir legten uns in einer geringen Entfernung von der Stadt unter einer Menge von Schiffen verschiedener Nationen vor Anker, und hatten nun wieder einen Landungsplatz nachdem wir, von England aus, zwei und fünfzig Tage in See gewesen waren. Wie überraschend und ergötzend auch der Anblick Brasiliens auf den Europäer wirkt, so ist er doch vielleicht nirgend so über alle Beschreibung pracht- und anmuthvoll, als innerhalb dieser Bucht, wo zu den herrlichen, fremdartigen Landschaften, von denen man umgeben ist, noch die höchst erfreuliche Aussicht auf die amphitheatralisch gebaute, von hier sehr hübsch erscheinende Stadt Rio-Janeiro hinzukömmt. Zwischen den Gebäuden erheben sich stolz die hohen schlanken Palmen, und einen ganz besondern Effekt macht ihr Schatten, wenn er auf die freundlichen weißen Häuser fällt. Ueber der Stadt sieht man in der Ferne an dem schroffen Abhange des Gebirges, der den Hintergrund bildet, mehrere Klöster wie Schwalbennester an einer Wand kleben.

Kaum hatten wir die Segel eingenommen, als der russische Vice-Consul von Kielchen und ein von der brasilianischen Regierung abgesandter Officier an den Bord kamen, um uns zu un-

ſerer Ankunft Glück zu wünſchen. Letzterer machte mich zugleich mit der Verordnung ſeiner Regierung bekannt, daß jedes ankommende Kriegsſchiff die Feſtung mit ein und zwanzig Kanonenſchüſſen begrüßen müſſe, und damit kein Zweifel übrig bleibe, daß der Gruß wirklich der braſilianiſchen Flagge gelte, hatte er uns eine mitgebracht, die wir während des Salutirens am Vordermaſt aufziehen ſollten. So neu und anſpruchsvoll dieſe Verordnung eines damals noch nicht von unſerer Regierung anerkannten Staates auch erſchien, ſo bequemte ich mich doch, ihr Folge zu leiſten, um etwanige Unannehmlichkeiten zu vermeiden, befahl, ſogleich die ein und zwanzig Kanonen abzufeuern, und erhielt unverzüglich von der Feſtung eine gleiche Anzahl Schüſſe zur Erwiederung.

Da mir viel daran lag, die gute Jahreszeit am Cap Horn nicht zu verſäumen, ſo erſuchte ich Herrn von Kielchen, die zur Fortſetzung unſerer Reiſe erforderlichen Lebensmittel und übrigen Bedürfniſſe ſo bald als möglich zu liefern; dazu war aber eine Zeit von vier Wochen nöthig, die ich nun vorzüglich zu aſtronomiſchen und Pendel-Beobachtungen anzuwenden wünſchte. Herr von Kielchen verſchaffte mir dazu ein bequemes Landhaus, an der kleinen romantiſchen Bucht Botafogo gelegen, welches ich gleich am folgenden Tage mit Herrn Preus, der mich als Aſtronom begleitete, bezog, und die Arbeiten auf dem Schiffe meinen Officieren überließ.

In der Vorausſetzung, daß nicht jedem Leſer oder jeder Leſerin (denn ich wünſche mir auch dieſe) die Geſchichte Braſiliens gegenwärtig iſt, will ich folgende Bemerkungen der Erzählung von unſerm Aufenthalte daſelbſt vorangehen laſſen.

Das große Reich in Südamerika, nach einem Farbeholz, welches daſelbſt häufig wächſt und das Anſehen einer glühenden Kohle (portugieſiſch Braſa) hat, Braſilien genannt, gehört zu den reichſten und fruchtbarſten Ländern des Erdbodens. Es wurde im Jahre 1500 von dem Portugieſen Cabral, der mit einer Flotte nach Oſtindien beſtimmt und an die Küſte verſchlagen war, zufälligerweiſe entdeckt. Man kannte anfangs den Reichthum dieſes Landes nicht und beſtimmte es zu einem Verbannungsorte für Verbrecher. Weiterhin, als die Verbannten den Zuckerbau zu treiben anfingen, und

die Gold- und Diamant-Minen entdeckt wurden, erhielt Brasilien in den Augen der portugiesischen Regierung einen hohen Werth. Sie schickte nun einen Vice-König dahin, der das Land verwaltete und den strengen Befehl hatte, allen fremden Mächten die Häfen zu verschließen, damit vorzüglich die Diamanten und andern edlen Steine, an denen Brasilien einen so großen Schatz hat, keiner andern Nation zu Theil würden, und Portugal diesen reichen Handlungszweig ganz für sich behalte. So blieb dieses schöne Land unter den portugiesischen Vice-Königen lange Zeit für Portugal eine reiche Goldgrube, selbst aber arm, bedrückt, wenig bevölkert und für alle Geistescultur unzugänglich. Das Jahr 1807 gab endlich Brasilien eine ganz andere Gestalt. Napoleons herrschsüchtige Absichten verbreiteten sich auch über Portugal und zwangen den Hof, in seine Colonie zu flüchten. Ihm folgten ungefähr 12,000 Einwohner aus Portugal und gegen 14,000 Mann Militair. Die Gegenwart des Hofes in der Haupt- und Residenzstadt Rio-Janeiro hat seitdem auf das Land den vortheilhaftesten Einfluß gehabt. Die Häfen wurden allen europäischen Mächten aufgeschlossen, und Handel, Gewerbe und Bildung gehoben. Als nun am Ende Napoleons Siege in der Verbannung auf St. Helena ihr Ziel fanden, und der König von Portugal im Jahre 1821 sein Land wieder erhielt, da hinterließ er seinem Sohne, dem Kronprinzen Peter, der sich schon früher mit einer österreichischen Prinzessin vermählt hatte, die Verwaltung Brasiliens. Das Beispiel der neu entstandenen Republiken hatte bereits auf die Gemüther gewirkt, und des Königs Abreise ward das Signal zu Unruhen, die der Kronprinz indessen doch zu besänftigen wußte, indem er sich einen Anhang erwarb, sich im Jahr 1822 von dem Mutterlande unabhängig erklärte, eine Constitution versprach und sich zufolge derselben unter dem Namen Peter I. als Kaiser von Brasilien huldigen ließ. Vom Tage der Huldigung an, trägt sowohl der Kaiser als jeder Patriot auf dem linken Arm eine grüne Cocarde, auf welcher sich die Worte: Independente ou morte befinden. Bei der Krönung wurde der Orden des südlichen Kreuzes gestiftet und auf der Festung die neue Nationalflagge aufgezogen, grün, mit einem gelben Viereck in der Mitte, auf welchem die Erdkugel, umgeben von 13 Sternen (die Zahl der

Provinzen) und mit Kaffee und Tabacksblättern als Produkten des Landes, bestreut, abgebildet ist.

Die Regierung war noch zur Zeit unseres Aufenthaltes in Brasilien nichts weniger als constitutionell. Das beweiset die tumultuarische Verhaftung der oben erwähnten drei Minister, das eigenmächtige Auseinanderjagen der Deputirten, die, aus allen Provinzen ausdrücklich zusammen berufen, eine constituirte Versammlung bildeten, und die Aeußerung des Kaisers: er verlange unbedingte Befolgung seiner Befehle, wenn er auch nur, wie Karl XII. einst gewollt, seinen Stiefel in die Versammlung der Deputirten schicke. Vielleicht hat der Kaiser sich bei dem Gegeneinanderwirken der verschiedenen Parteien, von denen jede vorzüglich ihr besonderes Interesse und keine das allgemeine im Auge haben mochte, zu diesen Gewaltschritten wider Willen genöthigt gesehen. Sein persönlicher Charakter wird als edel gelobt. Eine Anekdote, die mir der Capitain von einem der russisch-amerikanischen Compagnie gehörigen Schiffe, das in Rio-Janeiro gewesen war, erzählte, bürgt für sein menschenfreundliches Gefühl. Zwei Matrosen von diesem Schiffe waren am Lande, hatten sich betrunken und waren am Wege nach Corcowado besinnungslos liegen geblieben. Der Kaiser kam mit der Kaiserin, nur von ein Paar Bedienten gefolgt, diesen Weg geritten und sah die Matrosen, die er für krank hielt. Er stieg vom Pferde, rieb ihnen mit eigener Hand die Stirnen und suchte sie zum Bewußtseyn zu bringen; aber vergeblich. Darauf ließ er seinen Leibarzt holen und schickte die vermeinten Patienten, von ihm begleitet, ins Hospital, aus welchem sie dann am andern Morgen, nachdem sie ihren Rausch ausgeschlafen, gesund entlassen wurden.

Eine andere Anekdote hörte ich von einem Maler aus Wien, der sich in Rio-Janeiro aufhält. Der Kaiser wollte sich malen lassen, und zwar stehend, in Lebensgröße. Der Maler stellte seine Staffelei im Schlosse auf und der Kaiser trat in der gewählten Stellung vor ihn hin. Kaum waren einige Umrisse gemacht, als ein Officier hereintrat, welcher täglich über die neu angekommenen Schiffe rapportiren mußte. Die Namen der Schiffe und der Capitains, von Nationen, deren Sprachen dem Officier fremd waren,

las er von einem Zettel höchſt mühſam und unverſtändlich ab. Der Kaiſer ereiferte ſich über die Unwiſſenheit ſeines Officiers dergeſtalt, daß er einen Stock ergriff. Nur durch ſchnelle Flucht rund um die Staffelei, wobei er anfänglich verfolgt wurde, entging der Officier der ihm zugedachten Correction. Wenn man bedenkt, auf welcher Stufe der Cultur das Land von ſeinem Regenten angetroffen wurde, ſo wird man ſich über dieſen Vorfall weniger wundern. Möge es dem Kaiſer von Braſilien gelingen, die von ihm beherrſchte Nation zu erheben. Von ſeiner Verwaltung wird es abhängen, ſein Land, das die Natur zum ſchönſten und fruchtbarſten geſchaffen hat, auch zum glücklichſten zu machen.

Die braſilianiſche Flotte, damals unter dem Befehl des wohlbekannten Lords Cochrane, beſtand aus einem Linienſchiffe, zwei Fregatten, drei Briggs und noch einigen kleinern Fahrzeugen. Sehr gering war dieſe Seemacht zwar, aber in gutem Zuſtande, und that durch die Geſchicklichkeit und den Heldenmuth ihres Anführers, der ſich ſchon als engliſcher Officier ſo vortheilhaft ausgezeichnet hatte, Wunder. Es war noch nicht lange her, als Cochrane mit einem Linienſchiff und einer Fregatte eine portugieſiſche Escadre, von zwei Linienſchiffen und vier Fregatten attaquirt, zum Fliehen gezwungen, ihr vierzig Kauffahrtheiſchiffe, die ſie escortirte, abgenommen und ſie bis zum Hafen von Liſſabon verfolgt hatte. Für dieſe Heldenthat wurde Cochrane vom Kaiſer zum Groß-Admiral ernannt, und erhielt den Titel Marquis de Marinion, nach einer Provinz. Früher hatte er der Republik Chili gedient und, wie man ſagt, neben ſeinen kriegeriſchen Thaten, nicht verſäumt, für ſeine eigenen Finanzen zu ſorgen. Hier befand er ſich erſt ſeit einem Jahr. — Ich war neugierig, dieſen ſo berühmten Mann zu ſehen, und es ergab ſich auch bald eine ſchickliche Gelegenheit für mich, ſeine Bekanntſchaft zu machen und öfters in ſeiner Geſellſchaft zu ſeyn. Sein Aeußeres und ſein ganzes Betragen haben eher etwas Zurückſtoßendes als Anziehendes. Bei einer gewöhnlichen Unterhaltung iſt er ſehr einſylbig, und es wird ſchwer, den geiſtvollen und kenntnißreichen Mann in ihm zu erkennen. Sein Alter geht über fünfzig Jahre hinaus. Er iſt lang und hager, hat eine ſehr ernſte Phyſiognomie, ſtark markirte Geſichtszüge und rothes Haar.

Seine Stellung ist immer gebückt, mit an den Boden geheftetem Blick. Selbst wenn er mit Jemandem spricht, sieht er ihn nie an, und die buschigen, überhängenden Augenbraunen verbergen das nur selten unter ihnen hervorblitzende lebhafte Auge. Seine Gemahlin, die einen vollkommenen Contrast mit ihm bildet, denn sie ist jung, schön, in der Unterhaltung lebhaft, und überhaupt sehr liebenswürdig, hängt mit einer solchen Liebe und Treue an ihm, daß sie ihn selbst in der größten Gefahr nie verläßt. Sie hat alle die Seeschlachten ihres Gatten während seines Dienstes in Südamerika mitgemacht und ihr junges, in der ersten Blüthe stehendes Leben den Kanonenkugeln blosgestellt, um nur bei ihm zu seyn. Cochrane äußerte öfters den Wunsch gegen mich, in russische Dienste zu treten, um den Griechen beizustehen und die Türken zu schlagen. Diesen Zweck hat er jetzt auf andere Weise erreicht *). Krieg scheint zu den unentbehrlichen Bedürfnissen seines Lebens zu gehören, und der gefährlichste Kampf für eine Sache, die er für gerecht hält, ist ihm Genuß. Wie sich das mit der großen Liebe zum Gelde, die man ihm vorwirft, zusammenreimt, ist nicht wohl einzusehen.

Die kurze Zeit meines Aufenthalts in Brasilien floß mir in der reizenden Umgebung meines Landhauses, unter steter Beschäftigung für die Expedition, schnell und angenehm dahin. Wunderbar ist dem Europäer zu Muthe, sich in einer so ganz andern Natur zu befinden, selbst dann, wenn sie ihm auch nicht zum ersten Mal erscheint. Alles, worauf sein Blick fällt, ist hier so ganz anders, als in seiner Heimath. Kein Baum, keine Blume, kein Insekt, kein Vogel, selbst kein Grashalm gleicht seinem vaterländischen. Alles erregt seine Aufmerksamkeit durch fremde Formen und fremdes Colorit; in Allem bewundert er vorzüglich die überschwengliche Fülle dieses gesegneten Himmelsstrichs. Am Tage schwärmt ein zahlloses Heer der schönsten Schmetterlinge, Käfer und der niedlichen Kolibris bunt durch einander um ihn her; kaum ist die Sonne untergegangen, so erscheint eine unendliche Menge, zum Theil rasch durch einander fliegender, zum Theil auf den Pflanzen weilender Feuerfunken, schöner und größer als unsere Johanniswürmchen, und bildet eine

*) Geschrieben im Jahre 1827.

wunderliebliche Illumination. Nur selten konnte ich kleine Excursionen machen, daher ich auch, wie das Seeleuten gewöhnlich geht, von dem Innern des Landes wenig zu sagen weiß. Botafogo, wo die reichsten und angesehensten Einwohner Rio-Janeiro's ihre Landhäuser haben, in denen sie sich oft aufhalten, weil die Luft hier vorzüglich gesund seyn soll, ist wohl unter den Umgebungen der Hauptstadt die reizendste und sehenswertheste. Im Hintergrunde dieser Bucht erheben sich Berge, unter denen sich einer durch die Form eines ungeheuren Kirchthurms auszeichnet. Dieser Berg, der aus einem Fels besteht, ist nach einer von unserm Physiker, Herrn Lenz angestellten barometrischen Messung, 1580 Fuß über der Meeresfläche hoch. Mit unendlicher Mühe ist ein Weg bis an seine Spitze angelegt, auf welcher nur eine kleine Gesellschaft Platz findet, und von wo man der herrlichsten Aussicht genießt. Auch der Kaiser findet Gefallen an diesem Ort, Corcowado genannt, und reitet oft mit der Kaiserin dorthin. An diesem Wege war es, wo er die betrunkenen russischen Matrosen fand.

Von Botafogo führt ein anmuthiger, sich zwischen hübschen Landhäusern hinschlängelnder Weg zur Stadt, deren Name Rio-Janeiro, d. h. Januarfluß, aus einem Irrthum des ersten Entdeckers der Bucht entstand, der sie für die Mündung eines Flusses hielt, welchen er nach dem Monat der Entdeckung nannte. Von der Bucht aus nimmt sich die Stadt sehr hübsch aus, wie ich schon angeführt habe; tritt man aber in sie hinein, so wird man auf unangenehme Weise überrascht durch die schmalen, schlecht gepflasterten schmuzigen Straßen und durch den gänzlichen Mangel an geschmackvollen Gebäuden. Plumpe Kirchen und Klöster giebt es in großer Menge. Der Umfang der Stadt ist ziemlich beträchtlich; auch zählt sie ungefähr 250,000 Einwohner, wovon aber zwei Drittel Neger sind und das dritte Drittel wieder großen Theils aus Mulatten, Mestizen und andern farbigen Leuten besteht. Selten nur erblickt man auf der Straße ein weißes Gesicht, überall ist man von Schwarzen umgeben, so daß man glauben könnte, in Afrika zu seyn. Das Sehenswertheste in der Stadt ist das Museum, welches einige seltene Naturalien enthält und mit kostbaren Steinen angefüllt ist.

Unter den Negern giebt es nur wenige Freie; die Meiſten ſind Sklaven und von ihren Herren zu Laſtthieren herabgewürdigt. Es iſt zu verwundern, welche ungeheure Laſten dieſe armen Menſchen tragen müſſen, und es gehört gewiß lange Gewohnheit dazu, es ſo weit zu bringen. Gewöhnlich iſt die Laſt an einer Stange befeſtigt, deren Enden von Zweien auf den Schultern getragen werden, wobei ſie ein monotoniſches, höchſt melancholiſch klingendes Lied in ihrer Sprache ſingen, deſſen Takt ſie im gehörigen Schritt erhält. Man hört es oft ihrer Stimme an, daß ſie im Begriff ſind, ihrer Laſt zu erliegen, dann weckt aber die Peitſche neue Kraftanſtrengung. Oft müſſen ſie auch einzeln ſchwer bepackte Körbe auf den Köpfen tragen. Selbſt Weiber ſind von dieſen furchtbaren Anſtrengungen nicht ausgenommen. Ein ähnliches Lied, wie beim Laſttragen, jedoch munterer, aber gleichfalls mit dem Schritt im Takt, ſingen die Neger, wenn ſie an Sonn- oder Feſttagen frei herumgehen, oder wenn ſie als Boten verſchickt werden, wobei ſie ein kleines Inſtrument, auf dem ein Paar Stahlfedern einige Töne angeben, zwiſchen den Fingern halten und ſich darauf accompagniren. Mit allen dieſen Sklaven wird zwar die Ceremonie der Taufe vorgenommen, allein ein Unterricht in den Lehren des Chriſtenthums kann ſchwerlich bei ihnen ſtatt finden, da ſie außer der Sprache ihres fernen Vaterlandes keine andere verſtehen. So giebt man ſich das Anſehen, ihre Seelen zu retten, während man ſie in der Finſterniß läßt, zu der noch die Verzweiflung über ihre körperliche Mißhandlung nicht ſelten ſich geſellen mag.

Die wenigen freien Schwarzen ſind — was doch auch hier, jedoch ſelten, vorkömmt — freigelaſſene Sklaven und deren Nachkommen. Sie ſind meiſtens Handwerker oder treiben einen kleinen Handel. Manchmal entſchließt ſich ein Weißer der niedern Claſſe, eine freie Schwarze zu heirathen. Aus ſolchen Ehen, öfter aber außerehelich, entſtehen die Mulatten, aus deren Verbindung mit Weißen oder Schwarzen wiederum alle die verſchiedenen Nüancen der farbigen Leute hervorgehen. Dieſe, die Mulatten und die freien Neger, bilden eigentlich die Claſſe der Bürger, unter denen ſich nur wenige Weiße befinden, und ſind in der Regel vom verworfenſten Charakter, höchſt unwiſſend und laſterhaft. Ihr widerliches Aeußere

dem Pallaſte an, wo nun große Gratulations-Cour ſtatt fand. Um 4 Uhr wurde auf dem großen Marktplatz in der Stadt, wo ein tempelartiges Gebäude für die kaiſerliche Familie errichtet war, große Militair-Parade gehalten. Die Truppen, aus 4500 Mann beſtehend, bildeten um den Tempel einen halben Kreis und wurden von dem 80jährigen Feldmarſchall Don Joſe de Currado befehligt. Ich freuete mich, in dieſem ehrwürdigen Greiſe den ehemaligen Gouverneur von St. Katharina wieder zu erkennen, der bei meiner erſten Reiſe um die Welt, unter dem Befehl des jetzigen Admirals von Kruſenſtern im Jahr 1803, uns ſo gaſtfrei aufnahm. So lange der Kaiſer noch nicht da war, beſah ich mir das Militair und fand es gar nicht übel. Auch die Kleidung war hübſch und zweckmäßig, nur von Disciplin ſchienen die guten Leute noch nicht viel zu wiſſen. In der Fronte wurde geraucht und allerlei Unpaſſendes getrieben. Die Muſikanten erregten beſonders meine Aufmerkſamkeit. Jeder Regiments-Commandeur hat das Recht, die Art ihrer Kleidung nach Belieben zu beſtimmen; und da der Geſchmack ſo verſchieden iſt, ſo ſieht man in dieſer Hinſicht hier die größte Mannigfaltigkeit, bei der doch durchgängig aſiatiſche Formen obwalten. Einige Muſikanten-Chöre ſind als Türken gekleidet, andere als Indianer u. ſ. w. Bei einem Regimente waren die Muſikanten, die übrigens unter allen die ſchlechteſte Muſik machten, gar nicht gekleidet, ſondern hatten nur eine Menge bunter Federn um den Kopf und um den Leib. — Die Kanonen donnerten, der Kaiſer und die Kaiſerin, beide zu Pferde, von einem glänzenden Gefolge begleitet, wurden in der Ferne ſichtbar. Das Militair wirft die brennenden Zigarren weg, der Pöbel ſchwenkt die Hüte, von den Balkons laſſen die Damen ihre weißen Schnupftücher flattern, Alles ſchreit viva l'Emperador! Langſam nähert ſich der prachtvolle Zug, in welchem der Kaiſer durch ſeine, mit großen Brillanten beſäete Bruſt, wie der Syrius am Himmel hervorglänzt. Seine coloſſale Figur ſchien ganz in Gold gehüllt zu ſeyn und der große, mit breiten Treſſen und andern Verzierungen reichlich verſehene Hut beſchattete ſeine ſtarken Züge. Der Anzug der Kaiſerin beſtand in einem einfachen, geſchmackvollen ſchwarzen, mit Gold geſtickten Reitkleide. Als die Kaiſerin ihren Platz im Tempel

eingenommen hatte, beſah der Kaiſer die Truppen und übernahm ſelbſt das Commando, um ſie in einem Parademarſch ſeiner Gemahlin vorbei zu führen. Kaum war ſeine laute Stimme erſchollen, ſo fiel der Kanonendonner wieder ein, die Türken, Indianer und Papagayen blieſen ihre Trompeten und der Pöbel überſchrie Alles mit ſeinem viva l'Emperador. Nachdem die Colonnen mehrere Mal der Kaiſerin vorbei defilirt waren, hatte die Parade ein Ende und die kaiſerliche Familie begab ſich, in Begleitung des Hofes, ins Theater. Ich kam ihr dort zuvor, und hatte meine Loge bereits ſeit einiger Zeit eingenommen, ehe ſie erſchien. Es war erſtikkend voll, und ich fand mich überraſcht, ſowohl von dem Gebäude ſelbſt, als der inneren Einrichtung, die ſo gut iſt, als ſich es nur in Europa erwarten läßt. Die Logen waren ſämmtlich von Honoratioren beſetzt; folglich erblickte man da nur weiße Geſichter, unter denen ſich manche weibliche durch ihre vorzügliche Weiße, deren ſich ſelbſt Nord-Europäerinnen nicht zu ſchämen hätten, auszeichneten. Kommt dazu noch das zarte Roth jugendlicher Wangen, ſo nehmen ſich die feurigen ſchwarzen Augen und das ſchwarze Haar ſehr gut aus. Doch ſieht man auch viele Damen mit braunem Haar, und ſelbſt Blondinen findet man in dieſer Claſſe. Ihre Kleidung richten ſie vorzüglich nach Pariſer Moden ein, und wenden ſie mit Geſchmack an; die Kunſt der Toilette iſt aber ſo ziemlich die einzige, die ſie treiben, und wenigſtens nicht Alle bringen es bis zum Leſen und Schreiben. Dennoch fehlt es ihnen nicht an Reiz und Anmuth, und natürliche Anlagen mögen zum Theil den Mangel der Erziehung erſetzen. Ein Geſpräch wiſſen ſie ſo gut zu unterhalten, mit Scherz zu durchweben und mit Schalkheit zu würzen, wie eine Europäerin. Auch das hat man im Theater Gelegenheit zu bemerken. Es herrſcht hier nämlich die Gewohnheit, aus einer Loge in die andere zu gehen und Beſuche abzuſtatten, die ſehr freundlich empfangen werden. Man ſetzt ſogar noch höhern Werth auf einen Beſuch, den man in der Theaterloge erhält, als auf einen, den man zu Hauſe empfängt, weil dort das ganze Publikum Zeuge der Achtung iſt, die der Beſuch beweiſet. Bei dieſen Gelegenheiten giebt es zwiſchen den jungen Damen und Herrn lebhafte Unterhaltungen, und die Blicke, die manchmal eine ſolche begleiten, laſſen un-

gefähr darauf ſchließen, wovon die Rede ſeyn mag. Daß indeſſen von der äußern, ganz europäiſchen Urbanität dieſes Logen-Publikums nicht auf deſſen anderweitige europäiſche Ausbildung zu ſchließen iſt, beweiſet unter andern folgende Anekdote. Im Jahr 1817 befand ſich die ruſſiſche Fregatte Kamtſchatka in der Bucht Rio-Janeiro. Unter andern beſuchte ſie ein Officier von hohem Range, und war ſehr erſtaunt, in der Cajüte ein Cruzifix zu finden. Er wußte zwar, daß die Ruſſen ſich zur griechiſchen Religion bekennen; daß dieſe aber eine chriſtliche ſey, war ihm etwas ganz neues. Das Parterre gewährt einen auffallenden Anblick mit ſeinen, nach allen Abſtufungen vom Schwarzen bis ins Weiße gefärbten Geſichtern, worunter doch die dunkeln Tinten bei weitem überwiegend ſind. Wenn in den Logen nur Anſtändigkeit und feine Sitte, wie in Europa, ſichtbar iſt, ſo herrſcht hier ein widrig roher Lärm. Vor der kaiſerlichen Loge hingen Gardinen, die feſt zugezogen waren und an welche ſich alle Blicke erwartungsvoll hefteten. Endlich öffneten ſie ſich, und man erblickte das im Vordergrunde der Loge neben einander ſtehende hohe Kaiſer-Paar. Den Hintergrund nahm das Gefolge ein, größtentheils aus den Rittern des ſüdlichen Kreuzes beſtehend. Die Hüte wurden nun wieder geſchwenkt, die Schnupftücher der Damen wehten in den Logen, und von allen Seiten ertönte das viva l'Emperador, l'Emperadriza, la Monarchia! Ein gnädiges Kopfnicken lohnte dieſem Enthuſiasmus. Der Vorhang ging auf, eine Schauſpielerin trat vor und lobhudelte den Kaiſer in einem Prolog. Darauf ward ein Stück gegeben, von dem ich nur wenig verſtand. Den Beſchluß machte ein Ballet, das ich ſo vollkommen in Braſilien nicht erwartet hätte. Während der Vorſtellung gab der Kaiſer mehreren ſeiner Unterthanen in ſeiner Loge Audienz, die jedesmal mit einem Fußfall und Handkuß begann. Das Parterre war, ſo bald der Vorhang aufging, ziemlich ruhig und aufmerkſamer als die Logen, denen die Beſuche oft intereſſanter zu ſeyn ſchienen, als das Stück. Auch ich machte dem Lord Cochrane und ſeiner liebenswürdigen Gemahlin meinen Beſuch in ihrer Loge, und blieb bis zum Schluſſe der Vorſtellung dort. Er ſprach viel von Chili und trug ſelbſt am heutigen feſtlichen Tage noch chiliſche Uniform und ein chiliſches Ehren-

eingenommen hatte, beſah der Kaiſer die Truppen und übernahm ſelbſt das Commando, um ſie in einem Parademarſch ſeiner Gemahlin vorbei zu führen. Kaum war ſeine laute Stimme erſchollen, ſo fiel der Kanonendonner wieder ein, die Türken, Indianer und Papagayen blieſen ihre Trompeten und der Pöbel überſchrie Alles mit ſeinem viva l'Emperador. Nachdem die Colonnen mehrere Mal der Kaiſerin vorbei defilirt waren, hatte die Parade ein Ende und die kaiſerliche Familie begab ſich, in Begleitung des Hofes, ins Theater. Ich kam ihr dort zuvor, und hatte meine Loge bereits ſeit einiger Zeit eingenommen, ehe ſie erſchien. Es war erſtikkend voll, und ich fand mich überraſcht, ſowohl von dem Gebäude ſelbſt, als der inneren Einrichtung, die ſo gut iſt, als ſich es nur in Europa erwarten läßt. Die Logen waren ſämmtlich von Honoratioren beſetzt; folglich erblickte man da nur weiße Geſichter, unter denen ſich manche weibliche durch ihre vorzügliche Weiße, deren ſich ſelbſt Nord-Europäerinnen nicht zu ſchämen hätten, auszeichneten. Kommt dazu noch das zarte Roth jugendlicher Wangen, ſo nehmen ſich die feurigen ſchwarzen Augen und das ſchwarze Haar ſehr gut aus. Doch ſieht man auch viele Damen mit braunem Haar, und ſelbſt Blondinen findet man in dieſer Claſſe. Ihre Kleidung richten ſie vorzüglich nach Pariſer Moden ein, und wenden ſie mit Geſchmack an; die Kunſt der Toilette iſt aber ſo ziemlich die einzige, die ſie treiben, und wenigſtens nicht Alle bringen es bis zum Leſen und Schreiben. Dennoch fehlt es ihnen nicht an Reiz und Anmuth, und natürliche Anlagen mögen zum Theil den Mangel der Erziehung erſetzen. Ein Geſpräch wiſſen ſie ſo gut zu unterhalten, mit Scherz zu durchweben und mit Schalkheit zu würzen, wie eine Europäerin. Auch das hat man im Theater Gelegenheit zu bemerken. Es herrſcht hier nämlich die Gewohnheit, aus einer Loge in die andere zu gehen und Beſuche abzuſtatten, die ſehr freundlich empfangen werden. Man ſetzt ſogar noch höhern Werth auf einen Beſuch, den man in der Theaterloge erhält, als auf einen, den man zu Hauſe empfängt, weil dort das ganze Publikum Zeuge der Achtung iſt, die der Beſuch beweiſet. Bei dieſen Gelegenheiten giebt es zwiſchen den jungen Damen und Herrn lebhafte Unterhaltungen, und die Blicke, die manchmal eine ſolche begleiten, laſſen un-

Alle Längen, welche in dieſer Reiſebeſchreibung angegeben werden, ſind von Greenwich an gerechnet, und zwar während der ganzen Reiſe, von Weſt nach Oſt.

Die Abweichung der Magnetnadel betrug 3° öſtlich, ihre Inclination 9° 28′. Da die Länge von Cap Frio ſo verſchieden angegeben wird, ſo habe ich mich bemüht, ſie ſo genau als möglich zu beſtimmen. Vermittelſt meiner ſehr guten Chronometer, fand ich die Längendifferenz zwiſchen Cap Frio und Botafogo 1° 6′ 20″, folglich iſt die wahre Länge vom Cap Frio 42° 1′ 12″ W. von Greenwich.

III.

Umschiffung des Cap Horn und Aufenthalt in Chili.

Bei schönem Wetter und günstigem Winde setzten wir unsere Fahrt nach Süden angenehm fort. Unter dem 39. Breitengrade wurden wir indessen schon gewahr, wie viel weiter der Südpol seinen unfreundlichen Einfluß erstreckt, als der Nordpol. Mit der Heiterkeit des Himmels war es vorbei, der Wind fing veränderlich und heftig zu wehen an, die Luft ward merklich kälter und die Vorboten der nahe liegenden Sturmregion, der Wallfisch und der Riesenvogel, Albatroß genannt, zeigten sich häufig. Von letzterm ward später an der Küste von Chili einer geschossen, der von einer Flügelspitze zur andern 12 Fuß maaß.

Als wir uns in der Parallele von Rio de la Plata, 200 Meilen vom Lande befanden, wurden wir von der Strömung täglich 39 Meilen nach Südwest von unserm Cours abgebracht. Eine Wirkung des ungeheuren Flusses, die er auf 240 Meilen von seiner Mündung in die See erstreckt.

Den 15. December, also im Anfang des Sommers der südlichen Hemisphäre, befanden wir uns unter dem 47. Grad der Breite, wo, wenn die Temperatur auf beiden Hemisphären unter gleichen Breitengraden, sich gleich wäre, das Clima vom südlichsten Deutschland oder vom mittleren Frankreich herrschen müßte. Hier überfiel uns ein wüthender Sturm, von Hagel und Schnee begleitet. Er fing aus Südwesten zu wehen an, ging aber in 24 Stunden um den ganzen Compaß herum, wodurch sich die Wellen aus allen Gegenden in ungeheuren Massen erhoben und es auf un-

fern Untergang abzuſehen ſchienen. Da bewies ſich die Güte unſeres Schiffes erſt recht. Es machte ſeinem Bäumeiſter viel Ehre, obgleich es einen nicht unbedeutenden Leck bekam. Nach dieſem ſo böſen Wetter hatten wir einige Zeit Ruhe und günſtigen Wind zur Fortſetzung unſerer Fahrt.

Zwiſchen den Falklandsinſeln und der Küſte Patagoniens begegnete uns eine unendliche Menge grauer Sturmvögel, die Nähe des Landes verkündend, und wir ſegelten einem nordamerikaniſchen Wallfiſchfänger ſo nahe vorbei, daß wir mit einander reden konnten. Das unſaubere Schiff und die mit Thran beſudelte Mannſchaft gewährten zwar einen ekelhaften Anblick; wenn man aber bedenkt, welchen Mühſeligkeiten und Gefahren dieſe armen Wallfiſchjäger auf ihren, gemeiniglich mehrere Jahre dauernden Reiſen, in den allerunruhigſten Regionen ausgeſetzt ſind, wie ſie nicht ſelten Monate lang herum ſegeln, ohne einen Fiſch zu ſehen, dabei oft den größten Mangel an geſunden Lebensmitteln leiden und doch in feſter Beharrlichkeit ihren Zweck verfolgen: ſo kann man ihnen Mitleid und ſogar einen gewiſſen Grad von Achtung nicht verſagen.

Ueberhaupt werden die Nordamerikaner von keinem Volke, ſelbſt nicht von den Engländern, in der Emſigkeit, Bemühung und Ausdauer bei Handelsunternehmungen erreicht. Auf allen Meeren, ſelbſt in den unbeſuchteſten Gegenden, findet man ihre Schiffe. Ueberall wiſſen ſie ſich Vortheile zu machen und verſchmähen es nicht, ſelbſt aus den geringfügigſten Artikeln Nutzen zu ziehen. So liefert ihnen das Meer um Cap Horn und die da herum liegenden Inſeln Wallfiſche und Felle von verſchiedenen Seethieren. An der Nordweſtküſte von Amerika ſtehen ſie mit den Wilden in genauer Verbindung und handeln von ihnen für Kleinigkeiten die ſchönen Seeotterfelle ein, welche ſie in China mit ungeheurem Gewinn verkaufen. Sehr viele von ihren Schiffen nehmen auf den Inſeln der Südſee Ladungen von Sandelholz ein, die ſie gleichfalls nach China bringen, wo es in hohem Preiſe ſteht, und andere ſtellen dem Sparmacetfiſch nach, von dem der Wallrath kömmt, mit welchem ein bedeutender Handel getrieben wird.

III.

Umschiffung des Cap Horn und Aufenthalt in Chili.

Bei schönem Wetter und günstigem Winde setzten wir unsere Fahrt nach Süden angenehm fort. Unter dem 39. Breitengrade wurden wir indessen schon gewahr, wie viel weiter der Südpol seinen unfreundlichen Einfluß erstreckt, als der Nordpol. Mit der Heiterkeit des Himmels war es vorbei, der Wind fing veränderlich und heftig zu wehen an, die Luft ward merklich kälter und die Vorboten der nahe liegenden Sturmregion, der Wallfisch und der Riesenvogel, Albatroß genannt, zeigten sich häufig. Von letzterm ward später an der Küste von Chili einer geschossen, der von einer Flügelspitze zur andern 12 Fuß maaß.

Als wir uns in der Parallele von Rio de la Plata, 200 Meilen vom Lande befanden, wurden wir von der Strömung täglich 39 Meilen nach Südwest von unserm Cours abgebracht. Eine Wirkung des ungeheuren Flusses, die er auf 240 Meilen von seiner Mündung in die See erstreckt.

Den 15. December, also im Anfang des Sommers der südlichen Hemisphäre, befanden wir uns unter dem 47. Grad der Breite, wo, wenn die Temperatur auf beiden Hemisphären unter gleichen Breitengraden, sich gleich wäre, das Clima vom südlichsten Deutschland oder vom mittleren Frankreich herrschen müßte. Hier überfiel uns ein wüthender Sturm, von Hagel und Schnee begleitet. Er fing aus Südwesten zu wehen an, ging aber in 24 Stunden um den ganzen Compaß herum, wodurch sich die Wellen aus allen Gegenden in ungeheuren Massen erhoben und es auf un-

Man hört die unglücklichen Bewohner des Feuerlandes oft das Wort Peſcherähh ausſprechen, ohne bis jetzt deſſen Bedeutung zu kennen, weshalb man ihnen auch dieſe Benennung gegeben hat. Zu vermuthen iſt es, daß ihre Vorfahren, aus einer beſſern Gegend verdrängt, ſich hierher geflüchtet haben, wo ſie nun, zu Thieren hinabgeſunken, keine Bedürfniſſe kennen, als ihr jämmerliches Leben auf die ekelhafteſte Weiſe zu friſten.

Der ſchwache Wind erlaubte uns erſt am folgenden Morgen das öſtliche Vorgebirge vom Staatenlande, Cap John, zu umſchiffen, und wir fanden zwiſchen der geographiſchen Länge deſſelben nach unſern Chronometern und der von Cook beſtimmten, nur einen ſehr geringen Unterſchied. Ich ließ jetzt, ohne mich vom Lande zu entfernen, einen weſtlichen Cours längs der ſüdlichen Küſte vom Staatenlande nehmen, um auf dieſe Weiſe das Cap Horn ſchneller zu erreichen und es im Angeſicht des Landes zu dubliren. Gewöhnlich ſchlagen die Seefahrer einen andern Weg ein, und nehmen vom Staatenlande ihren Lauf nach Süden bis zum 60. Grade, in der Meinung, daß ſie dort weniger contraire Weſtwinde antreffen und daher ſchneller in die Südſee kommen werden. Mich hat die Erfahrung anders belehrt. Man wird das Cap Horn gemeiniglich mit dem wenigſten Zeitverluſt umſchiffen, wenn man ſich immer nahe an's Land *hält*, wo in den Sommermonaten gewöhnlich günſtige Oſtwinde wehen, ſtatt daß man ſchon in einer Entfernung von 40 Meilen ſeewärts den Weſtwind als herrſchend antrifft.

Als wir Staatenland vorbei geſegelt waren, lag uns das Feuerland in eben ſo ſchauerlichen Formen rechts. Wir ſetzten unſere Fahrt mit einem mäßigen Nordoſtwinde fort und bemerkten dabei eine ziemlich ſtarke Strömung nach Norden.

Schon am Mittag des folgenden Tages ſahen wir das ſo ſehr gefürchtete Cap Horn in einer Entfernung von 25 Meilen, als einen hohen runden Berg, deutlich vor uns liegen. Eine Windſtille verzögerte unſere Fahrt. Sie ward benutzt, einige Albatroſſe zu ſchießen, und am Weihnachtstage dublirten wir das Cap ohne alle Beſchwerde. Am Abend ſegelten wir den kleinen hohen Felſeninſeln

Am Morgen des 23. Decembers erblickten wir in einer Entfernung von fünfzig Meilen die hohen, mit Schnee bedeckten eckigen Bergspitzen des schauerlichen Staatenlandes. Ein frischer Wind führte uns bald dieser unwirthbaren, von der Natur so ganz verwahrloseten Insel nahe genug vorbei, daß wir die Gegenstände auf ihr ohne Fernrohr erkennen konnten. Welch ein Contrast mit dem schönen Brasilien! Dort scheint die Natur sich in Pracht und Mannigfaltigkeit erschöpft zu haben; hier warf sie nur schwarze, in die Wolken reichende, mit Moos spärlich bewachsene Felsenmassen her. Selten würdigt die Sonne dieses, so wie das benachbarte, eben so verstoßene Feuerland, eines Blickes. Ewiger Nebel fügt der Kälte, die hier das ganze Jahr hindurch herrscht, seine verderbliche Feuchtigkeit hinzu, so daß höchstens einige krüppelhafte Bäume am Fuße der Gebirge gedeihen, wie in unserm hohen Norden. Nur Seethiere mit ihrem kalten Blute umschwimmen diese öden Küsten; auch Seevögel umfliegen sie. Sonst regt sich hier kein Leben. Selbst Insecten verschmähen dieses Clima. Aber der Mensch, den man unter jedem Himmelsstrich antrifft, ist auch bis hierher gedrungen mit seinem treuen Begleiter, dem Hunde. Doch auch er bedarf der mildern Sonnenblicke zur Entwickelung seiner Natur. Hier ist er nichts als Thier. Von kleiner häßlicher Gestalt und schmutziger Kupferfarbe, mit schwarzem borstigen, verwühltem Haar, ohne Bart, in Seethierfelle spärlich gehüllt, bewohnt er seine elenden, aus einigen, von trockenem Grase bedeckten Stäben zusammengesetzten Hütten, und stillt seinen Hunger an erlegten, oder auch wohl krepirten und halb verweseten Seethieren, ohne alle Zubereitung. In seiner Dummheit hat er es nicht bis zu den einfachsten Erfindungen gebracht, sich gegen die Rauhheit des Clima's zu schützen oder seinem freudenlosen Daseyn irgend eine Bequemlichkeit zu verschaffen. So läßt die Kälte hier auch nicht den Geist gedeihen, und doch ist diese südliche Breite der nördlichen gleich, unter welcher mein liebes Esthland liegt, wo sich's recht angenehm leben läßt, wo ich geboren ward, wo sich mir in jeblicher Frauengestalt das höchste Glück meines Lebens verband, und wo ich, nach überstandener Mühe, im Hafen der Freundschaft und Liebe auszuruhen hoffe, bis ich die letzte Reise antrete, von der man nicht wiederkehrt.

herrſcher des Meeres und der Winde dieſer Gegend, auf demſelben, gehüllt in rothes, griechiſches Gewand. In der gewaltigen Rechten hielt er mit hohem Anſtande eine dreieckige Ofengabel, und in der Linken ein Fernrohr, mit dem er, ſich ein Opfer ſuchend, am Horizont herum ſpähete. Ein bis an die Knie herabhängender, grauer, aus Theerhede verfertigter Bart vermehrte ſein ehrwürdiges Anſehn und, vermuthlich als Symbol ſeiner Meereshoheit, zierte ſein Haupt, ſtatt der Krone, ein lederner Waſſereimer. Vor ihm lag ein großes aufgeſchlagenes Buch, und hinter dem Ohr hatte er eine lange Schreibfeder ſtecken, um die Namen der vorbeiſegelnden Schiffe aufzuzeichnen. In welcher Abſicht dies geſchah, war nicht wohl einzuſehen; indeſſen hinderte das den Effect nicht. Auf der untern Stufe des Thrones ſtanden zwei ſchwarz gekleidete, ſtark geſchminkte, vollbackige Matroſen mit Blaſebälgen, die Winde vorſtellend, bereit, auf den Wink des Herrſchers ſogleich den wüthendſten Orkan hervor zu bringen. Der furchtbare Gott ſchien ſehr übellaunig zu ſeyn, bis beim Erſcheinen eines aus einigen Brettſtücken zuſammengezimmerten, dreimaſtigen Schiffes ſein Geſicht ſich plötzlich erheiterte. Die Mannſchaft des im vollen Segeln begriffenen Schiffes zeigte mit den Händen auf's Cap, und ſchien ſehr froh in der Hoffnung, es bald glücklich zu dubliren. Da gab Gott Horn den verhängnißvollen Wink, und die Blaſebälge ſetzten ſich raſch in Thätigkeit. Das Schiff zog ſeine Segel ſchnell ein, ward aber auf furchtbare Weiſe hin und hergeworfen. Dem Untergange nahe, ſtreckte die Mannſchaft flehend die Arme aus und der ſtrenge Gott ließ ſich erweichen, befahl den Winden, ſich zu mäßigen, notirte den Namen des Schiffes ins Buch und erlaubte ihm, glücklich davon zu ſegeln. Bald darauf erſchien ein anderes unter ruſſiſcher Flagge. Es ſtellte das unſrige vor. So bald der Gott es erblickte, ſtieg er ſogleich vom Throne, entblößte ſein Haupt vom Waſſereimer und gab durch einen tiefen Bückling ſeine Huldigung unſerer Flagge zu erkennen. Die Winde bließen nur leiſe und wir verſchwanden bald in vollen Segeln hinter unſerm eigenen großen Maſt. So endete die mit allgemeinem Beifall aufgenommene Poſſe, und eine darauf ertheilte doppelte Portion Punſch erhöhte noch die fröhliche Stimmung.

Diego Ramirez, welche von einer unendlichen Menge Seevögel bewohnt werden, ganz nahe vorbei und befanden uns nun in der Südsee.

Noch am 28. December schwellte ein günstiger Ost unsere Segel, mit dem wir so schnell als möglich Raum nach Westen zu gewinnen suchten, um, bei eintretendem Westwinde, das Feuerland bequemer ganz umschiffen zu können; aber nun erhob sich ein Sturm aus dieser Gegend, der nicht allein unser Vordringen verwehrte, sondern uns sogar bis auf 59½ Grad hinunter drückte. Da erhielten wir zum Neujahrsgeschenke einen frischen südlichen Wind, der alle Segel zu spannen erlaubte und das Schiff 11 Meilen in der Stunde trieb. Durch seine Hülfe hatten wir das Feuerland am 5. Januar glücklich umschifft und setzten unsere Fahrt nun fröhlich nach Norden fort. Bei dem Cap Horn zeigte das Reaumürsche Thermometer am Mittag nur 4 Grad Wärme; eine Temperatur, die wir bei dem schnellen Uebergang aus drückender Hitze sehr unangenehm empfanden. Desto behaglicher war indessen die jetzt täglich zunehmende Wärme.

Meine Matrosen hatten viel von den furchtbaren Stürmen gehört, die das Cap Horn unaufhörlich umwehen sollten, und daß so viele Schiffe dort ihren Untergang fänden. Kurz vorher, ehe wir es erreichten, hatte sogar einer von ihnen seinen Cameraden die unglückliche Reise Lord Ansons vorgelesen. Sie naheten also nicht ohne Furcht diesem Schreckensorte, und waren sehr überrascht, als wir ihn so ruhig umschifften. In ihrer Freude darüber, kamen sie auf die stolze, poetische Idee, daß die russische Flagge selbst den Elementen Respect einflöße. Dieser kühne Gedanke ward mit besonderer Vorliebe immer mehr ausgebildet, und endlich beschlossen sie in ihrer wohen Begeisterung, ihn pantomimisch darzustellen, wozu ich gern meine Einwilligung gab, da meine eigene Heiterkeit großen Theils von der ihrigen abhing. Es ward demnach auf der Ankerwinde ein mit vielen bunten Flaggen und Wimpeln ausgeschmückter Thron errichtet, den man sich auf der äußersten Spitze von Cap Horn denken mußte. In ernster Würde saß der bis jetzt unbekannte, aus der Matrosen-Phantasie hervorgegangene Gott Horn, der strenge Be-

herrſcher des Meeres und der Winde dieſer Gegend, auf demſelben, gehüllt in rothes, griechiſches Gewand. In der gewaltigen Rechten hielt er mit hohem Anſtande eine dreieckige Ofengabel, und in der Linken ein Fernrohr, mit dem er, ſich ein Opfer ſuchend, am Horizont herum ſpähete. Ein bis an die Knie herabhängender, grauer, aus Theerhede verfertigter Bart vermehrte ſein ehrwürdiges Anſehn und, vermuthlich als Symbol ſeiner Meereshoheit, zierte ſein Haupt, ſtatt der Krone, ein lederner Waſſereimer. Vor ihm lag ein großes aufgeſchlagenes Buch, und hinter dem Ohr hatte er eine lange Schreibfeder ſtecken, um die Namen der vorbeiſegelnden Schiffe aufzuzeichnen. In welcher Abſicht dies geſchah, war nicht wohl einzuſehen; indeſſen hinderte das den Effect nicht. Auf der untern Stufe des Thrones ſtanden zwei ſchwarz gekleidete, ſtark geſchminkte, vollbackige Matroſen mit Blaſebälgen, die Winde vorſtellend, bereit, auf den Wink des Herrſchers ſogleich den wüthendſten Orkan hervor zu bringen. Der furchtbare Gott ſchien ſehr übellaunig zu ſeyn, bis beim Erſcheinen eines aus einigen Brettſtücken zuſammengezimmerten, dreimaſtigen Schiffes ſein Geſicht ſich plötzlich erheiterte. Die Mannſchaft des im vollen Segeln begriffenen Schiffes zeigte mit den Händen auf's Cap, und ſchien ſehr froh in der Hoffnung, es bald glücklich zu dubliren. Da gab Gott Horn den verhängnißvollen Wink, und die Blaſebälge ſetzten ſich raſch in Thätigkeit. Das Schiff zog ſeine Segel ſchnell ein, ward aber auf furchtbare Weiſe hin und hergeworfen. Dem Untergange nahe, ſtreckte die Mannſchaft flehend die Arme aus und der ſtrenge Gott ließ ſich erweichen, befahl den Winden, ſich zu mäßigen, notirte den Namen des Schiffes ins Buch und erlaubte ihm, glücklich davon zu ſegeln. Bald darauf erſchien ein anderes unter ruſſiſcher Flagge. Es ſtellte das unſrige vor. So bald der Gott es erblickte, ſtieg er ſogleich vom Throne, entblößte ſein Haupt vom Waſſereimer und gab durch einen tiefen Bückling ſeine Huldigung unſerer Flagge zu erkennen. Die Winde bließen nur leiſe und wir verſchwanden bald in vollen Segeln hinter unſerm eigenen großen Maſt. So endete die mit allgemeinem Beifall aufgenommene Poſſe, und eine darauf ertheilte doppelte Portion Punſch erhöhte noch die fröhliche Stimmung.

So hatten wir denn das Jahr 1824 glücklich und froh begonnen. Die Mannschaft glaubte, daß mit der Umsegelung von Cap Horn die größte Gefahr der Reise überstanden sey und war voll heitern Muthes. Den 15. Januar erblickten wir in weiter Ferne die Insel St. Maria, und am folgenden Morgen erkannten wir schon an den beiden hohen runden Bergen, welche Biobios Busen genannt werden, nach diesem Flusse, der zwischen ihnen durchfließt, daß wir uns in der Nähe der Bucht Conception befanden. Entschleiert sich dem Annahenden erst dieses Hügel-Paar, so wird er auch leicht den Eingang der Bucht erreichen. Es ist bei heiterem Wetter der beste Wegweiser dahin.

Ein frischer Südwind führte uns rasch dem Lande zu, das nicht den malerischen Anblick Brasiliens gewährt. Es bietet dem Auge eine fast ununterbrochene, ermüdende, wagerechte Linie dar. Der runde Bergrücken ist spärlich bewachsen, und hatte in dieser trockenen Jahreszeit fast das Ansehen einer Wüste. Am Mittage dublirten wir die am Eingange der Bucht liegende Insel Quiquirino, und befanden uns nun auf der geräumigen, jetzt spiegelglatten Wasserfläche, von einer Menge Wallfischen, Seehunden, Delphinen und Wasservögel umringt, welche das Meer an Chili's Küsten in großer Anzahl beleben. Dagegen zeigt das Land nur wenig Spuren, daß es von Menschen bewohnt ist. Einige wenige ärmliche Hütten sieht man einzeln zerstreut liegen. Seit Jahrhunderten im Besitz dieses fruchtbaren Bodens, haben die Spanier für seine Cultur, wie in allen ihren Ländern, fast gar nichts gethan.

Die Windstille machte es unmöglich, noch am heutigen Tage den Flecken Talcaguana, wo die Schiffe gewöhnlich vor Anker gehen, zu erreichen, und wir mußten am Abend, nur noch wenige Meilen von demselben entfernt, die Anker fallen lassen. Um 12 Uhr in der Nacht bemerkte die Schildwache ein großes Boot, das sich mit Vorsicht zu nähern schien und auf Flintenschußweite stehen blieb. Dieses Heranschleichen in der Dunkelheit war verdächtig, zumal da die Colonie, gegen das Mutterland empört, sich im Kriege befand. Auch konnten wir nicht unterscheiden, wie stark das Fahrzeug bemannt und wie es armirt war. Indessen waren wir schlagfertig

und im Fall eines Angriffs offenbar der überlegene Theil. Ich befahl der Schildwache, das Boot anzurufen. Da wurden wir denn durch ein Sprachrohr erst in spanischer und gleich darauf auch in englischer Sprache befragt, zu welcher Nation wir gehörten und von wo und weshalb wir hierher gekommen. Auf unsere Antwort: wir sind Russen und gute Freunde, kam das Boot näher, und ein mit Säbel und Pistolen wohlbewaffneter Officier stieg zu uns herauf, war aber so erschrocken, als er unsere Kampffertigkeit bemerkte, daß er kein Wort hervor brachte, bis er sich überzeugt zu haben glaubte, daß wir wirklich Russen waren und keine feindliche Absicht hegten. Der Grund seiner Furcht lag in dem Gerüchte, daß eine spanische Fregatte an der Küste herum kreuze. Dieser Held war ein im Dienste der chilischen Republik stehender Engländer, erster Lieutenant einer Corvette, die vor Talcaguana als Brandwache lag. Er verließ uns mit der sogleich erfüllten Bitte, daß wir an die Spitze unsers Vordermastes eine Laterne aufziehen möchten, die den Einwohnern von Talcaguana, wo unsere Erscheinung Alles in die größte Unruhe versetzt habe, als Signal unsers friedlichen Hierseyns dienen werde.

Am Morgen, so bald es hell ward, schickte ich einen Officier ans Land, um dem Commandanten des Ortes unsere Ankunft in gehöriger Form zu melden und ihn um die Erlaubniß zu bitten, uns hier mit frischen Lebensmitteln und Wasser zur Fortsetzung unserer Reise versorgen zu können. Er kehrte mit der Nachricht zurück, daß der Befehlshaber in Talcaguana, der ihn ausgezeichnet artig empfangen, die Versicherung gegeben habe, er werde sich bemühen, allen unsern Wünschen zuvor zu kommen. Eines freundlichen Empfanges gewärtig, ließ ich sogleich die Anker lichten. Wir benutzten den sich eben erhebenden frischen Wind, und liefen am Mittag, in der Entfernung eines Flintenschusses von Talcaguana, über einer Tiefe von fünf und einem halben Faden, die Anker wieder fallen, nachdem wir auf der Fahrt von Rio-Janeiro bis hierher fünfzig Tage zugebracht hatten, ohne daß sich in dieser Zeit die mindeste Spur einer Krankheit auf dem Schiffe gezeigt hätte. Außer uns lagen hier noch die schon erwähnte Brandwache unter Befehl des Capitains Simson, eines Engländers, drei Kauf-

fartheiſchiffe unter chiliſcher, und drei Wallfiſchjäger unter engliſcher Flagge. Am Nachmittage fuhr ich ans Land und machte dem Commandanten einen Beſuch. Freundlichſt, aber mit ſpaniſcher Etikette, empfing mich der alte, ſehr republikaniſch geſinnte Mann. Er ſagte mir, daß der erſte Präſident der Republik, Freire, ſich gegenwärtig in der Stadt Conception befinde, und gab zu verſtehen, daß er von ihm eine Anweiſung haben müſſe, wie weit er in ſeinen Dienſtleiſtungen gegen uns zu gehen habe. Ich beſchloß daher, mich gleich am folgenden Tage nach Conception zum Präſidenten zu verfügen, um eine erwünſchte Vorſchrift in dieſer Hinſicht zu bewirken.

Hier unterbreche ich die Erzählung unſerer Begebenheiten, um diejenigen Leſer, denen das Land, in welchem wir uns eben befinden, noch völlig fremd ſeyn könnte, zuvörderſt ein wenig mit demſelben bekannt zu machen.

Das fruchtbare Chili iſt ein langes und ſchmales Küſtenland des großen Oceans, oder fälſchlich ſogenannten ſtillen Meeres, das im Weſten ſein Ufer beſpült. Im Norden iſt es durch den wüſten Landſtrich Atacamu von Peru, und im Oſten durch die hohe, mit ewigem Schnee bedeckte Cordilleren- oder Andenkette, auf der eine Menge Vulkane beſtändig Feuer ſpeien, von Buenos-Ayres geſchieden. In Süden erſtreckt es ſeine Grenze wohl nur höchſtens bis zur Magellaniſchen Straße, obgleich es ſich auch den Beſitz des Feuerlandes zueignet, das ihm aber keinen Nutzen gewährt und wohin nur höchſt ſelten ein Chilier kömmt. Den Spanier Valdivia kann man als den eigentlichen Entdecker Chili's betrachten. Er gründete hier auch im Jahre 1541 die erſte ſpaniſche Niederlaſſung, die jetzige Hauptſtadt St. Jago, und ſpäterhin ebenfalls Conception. Lange Zeit dauerte ein blutiger Krieg mit den Urbewohnern des Landes, Araucaner genannt, ununterbrochen fort. Dieſe ſtarken, gewandten und unternehmenden Leute zogen ſich in die Gebirge zurück, wo ſie unüberwindlich waren, und von wo aus ſie die ſpaniſchen Ankömmlinge unaufhörlich beunruhigten. Man war genöthigt, ihre Unabhängigkeit anzuerkennen, die ſie bis auf dieſen Augenblick behaupten. Noch immer führen ſie in den Gebirgen

ihre alte herumziehende Lebensart, und bleiben ihrem Glauben und ihren Sitten treu; aber zum Unglück der Spanier haben sie sich von ihnen mit Pferden versehen, auf welchen sie, als sehr geschickte Reiter, ihre Raubzüge mit einer solchen Schnelligkeit ausführen, daß sie selten mißglücken, was sie zu gefährlichen Nachbarn macht. Nur sehr Wenige haben sich in den Thälern, am Fuße der Gebirge, angesiedelt und die christliche Religion angenommen, ohne jedoch ihre Freiheit zu verlieren.

Die untere Volksclasse der gegenwärtigen Einwohner Chili's, wozu die Araucaner, als Verdrängte, nicht gerechnet werden, ist eine ursprünglich von Spaniern und Araucanerinnen abstammende Menschenrasse. Sie ist wohlgestaltet, von stark gebräunter Gesichtsfarbe, über die sich aber doch das lebhafte Roth der Wangen sehr bemerkbar erhebt. Die Männer sind alle gute Reiter, und bringen es in der Kunst, Thiere mit der Wurfschlinge einzufangen, zu großer Vollkommenheit.

Die höheren Classen haben ihr spanisches Blut rein erhalten. Sie sind sehr wohl gebildet, und die Frauenzimmer, unter denen es manche auffallende Schönheiten giebt, sind fast alle wenigstens hübsch. La Perouse fand sie noch in Bügelröcken; jetzt eignen sie sich mit Geschmack die französischen Moden an, so neu, als sie über Peru zu ihnen kommen können. An europäischer gesellschaftlichen Ausbildung stehen sie zwar den Damen in Rio-Janeiro nach, wissen sich aber doch recht artig zu betragen.

Das Clima gleicht dem des mittleren Frankreichs, und erlaubt dem äußerst fruchtbaren Boden alle Gewächse, die dort gedeihen, in Ueberfluß hervor zu bringen.

Unter den vielen Gattungen einheimischer Thierarten findet sich eine wilde Ziege am häufigsten, die nicht selten gezähmt wird. An verschiedenen schönen Vögeln ist Chili besonders reich. Große Züge von Papagayen durchstreichen die Luft, Colibris aller Art umschwirren die Blumen. Auch schwärmen Heere bunter Schmetterlinge umher, und Laternenträger funkeln in der Nacht. Giftige Insecten und Schlangen kennt man hier gar nicht.

Dieſes ſchöne Land iſt ſo lange ganz vernachläſſigt worden. Die ſpaniſche Eiferſucht erlaubte keinen Handel mit fremden Ländern, und die Inquiſition, die auch hier eingeführt war, ſorgte dafür, daß der Geiſt gehörig unterdrückt wurde. Auch die große Trägheit der Einwohner war ſchuld, daß die Ergiebigkeit ihres Bodens ſo wenig benutzt ward. Jetzt, nachdem die Chilier das Joch, das ihre Induſtrie lähmte, und die Ketten der Inquiſition, die ihren Geiſt zu Boden drückten, abgeworfen haben, fangen ſie an, ſich der niedrigen Stufe der Cultur zu ſchämen, auf der ſie im Vergleich mit gebildetern Nationen ſtehen, und dieſes Gefühl wird ſie bald empor heben.

Ihre Unabhängigkeit verdanken die Chilier vorzüglich dem bekannten General Martin, der im Jahre 1817 mit einer Armee aus Buenos-Ayres den berühmten Zug über die Anden machte, die Spanier angriff, einen vollſtändigen Sieg erfocht und ſo den Grund zur Befreiung Chili's legte. Jetzt wird es von einem Congreß aus Bevollmächtigten aller Provinzen regiert, an deſſen Spitze der General Freire ſteht.

Die Bai Conception iſt für den Seefahrer eine der vorzüglichſten in der Welt, ſowohl wegen ihrer ſicheren und bequemen Häfen, als wegen des geſunden Clima's und des Ueberfluſſes an Lebensmitteln, die man dort erhalten kann. Von der Natur ganz zum Mittelpunkt des chiliſchen Handels geeignet, wird ſie dem jetzigen Stapelplatze des ganzen Landes Valpareſo, der eine unſichere Rhede hat, auf welcher viele Schiffe verunglücken, gewiß bald den Rang abgewinnen. Freire hat ſchon den Vorſatz gefaßt, in der Nähe von Talcaguana eine Admiralität anzulegen, und die Gegend hier herum, ſo viel wie möglich, zu bevölkern. Der Flecken Talcaguana, aus ungefähr fünfzig ärmlichen Häuſern beſtehend, und ein anderer, noch kleinerer, Pencu genannt, ſind die einzigen Anſiedelungen an dieſer Bucht, ſeitdem die alte Stadt Conception im Jahr 1751 durch ein Erdbeben, das ſich hier öfters ereignet, verſchüttet worden iſt. Die neue Stadt dieſes Namens ward ſpäterhin tiefer im Lande, am Ufer des ſchönen Fluſſes Biobio, erbaut, und iſt ſieben Meilen von Talcaguana entfernt.

Am 18. Januar früh Morgens fuhr ich mit dem Herrn Doctor Eschscholtz nach Talcaguana, wo die Reitpferde uns schon erwarteten, die uns nach Conception bringen sollten. Es giebt hier keine Art von Wagen, und selbst Damen müssen ihre Reisen, wie in den Ritterzeiten, zu Pferde machen. Nur wenn sie im höchsten Staate zum Ball fahren, bedienen sie sich der großen, schweren, mit Ochsen bespannten Karren, die ich in meiner früheren Reise beschrieben habe. Am Ufer fanden wir eine Menge Menschen, von der Neugierde herbeigelockt, da die russische Flagge hier seit Anbeginn der Welt erst zum zweiten Mal wehte; und da es bekannt geworden war, daß der Capitain wieder der nämliche sey, der vor acht Jahren hier gewesen und damals den Ball gab, auf welchen man sich so gut gefallen hatte: so waren auch einige meiner damaligen Gäste herbei geeilt, um mich wieder zu sehen. Ich konnte den freundlichen, dringenden Einladungen, sie noch vor meiner Reise nach Conception zu besuchen, nicht widerstehen. Man empfing mich mit großer Herzlichkeit, und gab sich alle Mühe, mich aufs Beste zu bewirthen; aber in den vormals so reichen Häusern zeigten sich jetzt Spuren der Armuth. Die vielen silbernen Geräthe, die ich vor acht Jahren, selbst bei den ärmern Einwohnern, fand, waren jetzt überall verschwunden und durch eine schlechte Gattung Steingut ersetzt. Man klagte sehr über den Krieg, der hier in seiner ganzen Furchtbarkeit gewüthet und die reichsten Familien zu Grunde gerichtet hat. Viele derselben haben auch Talcaguana verlassen und sind nach Lima gezogen, wo es damals noch ruhiger war.

Nach Beendigung der Besuche schwangen wir uns auf die muthigen Gaule und trabten der Stadt zu. Dieser sonst so anmuthige Weg zeigte überall Verheerungen des Krieges. Verbrannte Dörfer, unbebaute Felder, niedergehauene Gehäge von Fruchtbäumen und ein Heer von Bettlern waren die schauerlichen Erinnerungen an ihn und das traurige Bild der Gegenwart. Die zahlreichen Heerden von Schafen und Rindern, die ehemals diese Waiden schmückten, waren verschwunden, und es gehört eine weise, kraftvolle Regierung dazu, dieses allgemeine Elend wieder in die alte Wohlhabenheit zu verwandeln. Mit so schweren Opfern hat Chili seine Unabhängigkeit erkauft, und es wird noch eine Reihe von Jahren hingehen,

ehe es die Früchte derſelben froh genießen kann. Zwei Stunden lang hatten wir immer neuen Stoff zu dieſen Betrachtungen erhalten, und freuten uns nun, die Stadt erreicht zu haben, von der wir freundlichere Eindrücke erwarteten. Aber darin hatten wir uns getäuſcht. Auch ſie war zerſtört. Ein großer Theil lag in Ruinen wüſt und öde da. Die noch erhaltenen Häuſer wurden nicht von nützlichen Bürgern, von thätig ſpeculirenden Kaufleuten oder fleißigen Handwerkern, ſondern von Soldaten bewohnt. Erſtere haben, bis auf einige wenige, Conception verlaſſen und ſind nach Mexico und Peru, die damals noch ruhig waren, ausgewandert. Nicht der Revolutionskrieg allein hat dieſe unglückliche Stadt verwüſtet. Es war erſt ein Jahr her, als ein großer Schwarm der wilden Araucaner, einen Zeitpunkt benutzend, wo das chiliſche Militair anderweitig beſchäftigt war, die Stadt in der Nacht ſo plötzlich überfiel, daß die Einwohner, die nicht die mindeſte Ahnung davon hatten, bis der Feind ſchon in ihren Mauern war, ſich nicht vertheidigen konnten. Wohl wiſſend, daß ſie ſich hier nicht lange halten könne, legte die wilde Horde ſich mit Haſt, unter Morden und Brennen, aufs Plündern, und zog mit reicher Beute ab.

Dieſe Araucaner, welche dergleichen Raubzüge öfters unternehmen, ſind nach der Beſchreibung der hieſigen Officiere ein kriegeriſches Volk, ſehr gut beritten, und mit Bogen, Pfeilen und Lanzen bewaffnet. Sie attakiren in gedrängten Haufen unter wildem Geſchrei mit einer ſolchen Schnelligkeit und Wuth, daß ihrem erſten Angriff zu widerſtehen, ſelbſt geregelten Truppen nicht leicht iſt. Iſt dieſer aber ſtandhaft ausgehalten, ſo ſind ſie auch in wenig Augenblicken zerſtreut und in die Flucht gejagt. Wenn ſie verfolgt werden, ſo wiſſen ſie ſich geſchickt bald auf die eine Seite des Pferdes, bald auf die andere zu werfen, um den Schüſſen und Säbelhieben zu entgehen; ſie hängen ſogar manchmal unter dem Bauche ihres Pferdes, während es in vollem Galopp davon läuft. Können ſie nicht entfliehen, ſo zieht ihre Freiheitsliebe den Tod der Gefangenſchaft vor. Sie wehren ſich bis zum letzten Athemzuge.

Aus Rio-Janeiro hatte ich ein Empfehlungsſchreiben an einen ehemals ſehr reichen und noch wohlhabenden Kaufmann in Con-

ception, Namens Mendiburu, den ich gleich aufſuchte und von dem kleinen, bejahrten Manne auf's Freundſchaftlichſte aufgenommen wurde. Ich mußte bei ihm wohnen und befand mich nun in demſelben Hauſe, das mir acht Jahre früher der damalige Gouverneur während meines Aufenthaltes in Conception eingeräumt hatte. Es gab nämlich damals ſchon Unzufriedene, die ſich Patrioten nannten und von der Regierung verfolgt wurden. Mendiburu gehörte zu ihnen, hatte flüchten müſſen, und ſein Haus war der Regierung verfallen bis zu ihrem Sturz. Mein gefälliger Wirth, der uns in mancher Hinſicht ſehr nützlich geweſen iſt, begleitete uns auch, nachdem wir ein wenig Toilette gemacht hatten, zum Präſidenten Freire. Dieſer empfing uns in voller Generalsuniform nach ſteifer Etikette, aber doch freundlich, obgleich in ſeinem Betragen einiges Mißtrauen nicht zu verkennen war. Man kannte unſere Verhältniſſe mit Spanien; man glaubte, lächerlicher Weiſe, wie wir ſpäter erfuhren, daß Rußland Abſichten auf Chili habe, und unſer Hierſeyn ein geheimer Zweck zum Grunde liege. Freire, der ſich als geſchickter und tapferer General ausgezeichnet hat, iſt ein ſtattlicher Mann von damals 45 Jahren und hat ein recht angenehmes Aeußere. Er iſt in Talcaguana von ſehr armen Eltern geboren und hat keine vorzügliche Erziehung genoſſen. Es macht ihm um ſo mehr Ehre, daß er durch ſich ſelbſt ſeines hohen Standpunkts würdig geworden iſt.

Nach einer ziemlich gleichgültigen, nur aus Artigkeiten beſtehenden Unterhaltung, erſuchte ich den Präſidenten um die Erlaubniß für unſern Naturforſcher und Mineralogen, eine Reiſe in die Cordilleren zu machen, welches er mir aber geradezu höflichſt abſchlug, weil man mit den Gebirgsvölkern im Kriege begriffen ſey. Später erfuhr ich von Mendiburu, daß das blos ein Vorwand geweſen war, indem es den Bemühungen des Präſidenten bereits gelungen, mit dieſen Völkern Friedens- und Freundſchaftsbündniſſe zu ſchließen. Es hätte alſo blos einer kleinen militairiſchen Bedeckung bedurft, um die Reiſenden vor allen Unannehmlichkeiten zu ſchützen; aber hier trat die Aengſtlichkeit der ſich noch ſchwach fühlenden Regierung ein. Sie iſt gegen alle Fremde mißtrauiſch und hält ſich an die alte ſpaniſche Maxime, ihnen das Innere des Landes zu verſchließen. Die

kürzlich in den Gebirgen entdeckten Gold- und Silberminen, deren Daseyn hier noch als Geheimniß behandelt wird, aus Furcht, daß eine fremde Macht nach diesen Reichthümern lüstern werden könnte, tragen wohl vorzüglich dazu bei, daß es Ausländern nicht gestattet wird, auf den Cordilleren Untersuchungen anzustellen, woraus der Naturkunde ein großer Schade erwächst, die aus diesen, für sie noch so neuen Gegenden, gewiß sehr bereichert werden würde. Alles, was ich bei dem Präsidenten für unsere Gelehrten bewirken konnte, war die Erlaubniß, die Umgebungen von Talcoguano und die Ufer der Bai Conception zu bereisen, wozu der Paß ausgefertigt und ein Unterofficier zum Begleiter und vielleicht Aufseher, daß die Reise nicht weiter gehe, bestimmt ward.

Ueberhäuft mit Höflichkeiten und Versprechungen, unsern Aufenthalt hier so angenehm als möglich zu machen, verließen wir den Präsidenten, brachten den Tag in Mendiburu's angenehmer Gesellschaft zu, und ritten am folgenden Morgen, von ihm begleitet, nach Talcoguano zurück. Hier hatte er die Gefälligkeit, uns ein großes, ihm gehöriges Haus, das nämliche, welches La Perouse einst bewohnte, zu unsern astronomischen Beobachtungen einzuräumen. Ich nahm sogleich Besitz von unserer neuen Wohnung, und nun theilten sich unsere Arbeiten in die nothwendige Ausbesserung des Schiffes und in die Betrachtung des Himmels. Die Erholungsstunden brachten wir bei den sehr gastfreien Talcoguanern angenehm zu. Bald ward das Städtchen von kriegerischem Getümmel erfüllt. Ein von Conception kommendes Grenadierregiment zog ein, mit wirbelnden Trommeln und in der That schöner Musik. Es war ganz nach französischem Schnitt, reinlich und gut gekleidet. Die Flinten befanden sich im besten Zustande. Freire hat mit bewunderungswürdigem Eifer das Möglichste gethan, der Republik eine respectable Armee zu erschaffen; aber gehörige Disciplin unter diesem, aus Abentheurern von allerlei Nationen zusammengeworbenen Gesindel einzuführen, wird ihm unendlich schwer; zumal, da nicht immer Geld genug vorhanden ist, es vertragsmäßig zu bezahlen, wodurch Unzufriedenheit entsteht. Selbst die Officiere sind großen Theils Ausländer und, mit wenigen Ausnahmen, über alle Vorstellung unwissend und unverständig. Natürlich ist bei einem solchen Militair

an keinen Patriotismus, an keinen edlen, Sieg verbürgenden Enthu-
siasmus zu denken. Der chilische Soldat ſchlägt ſich, wie der
Räuber, der Beute wegen, die er zu machen hofft, und Habgier
wird der Grund ſeiner Tapferkeit bleiben, bis die Bevölkerung ge-
ſtattet, eine Nationalmiliz zu bilden.

Ein Paar Regimenter wurden auch nach der Inſel Quiquirina
übergeſetzt, vielleicht der dadurch erſchwerten Deſertion wegen. Dort
ſollten ſie im Lager ſtehen und in den Manövern geübt werden.
Dieſe ganze Macht, zuſammen aus 3000 Mann beſtehend, war
beſtimmt, unter eigener Anführung des Präſidenten, die Inſel Chi-
loe, den einzigen Punkt, den die Spanier hier noch beſetzt hielten,
anzugreifen. Man wartete nur auf die erforderlichen Schiffe, die
aus Valparaiſo kommen ſollten, um die Truppen zu ihrer Beſtim-
mung zu führen.

Am 20. Januar ward in der Stadt Conception unter dem
Donner der Kanonen, mit vielen Ceremonien, eine neue Landesver-
faſſung, von Freire unterzeichnet, angekündigt und auf mehreren
Plätzen verleſen. Ein Theil der Einwohner nahm die neuen An-
ordnungen mit Enthuſiasmus auf; einem andern, und zwar dem
größeren Theil, behagten ſie nicht. Auch in Talcoguano waren
die Meinungen ſehr getheilt und äußerten ſich laut und unverhohlen.
In allen Geſellſchaften war jetzt die neue Conſtitution der Haupt-
gegenſtand der Unterhaltung und gab nicht ſelten Anlaß zu heftigem
Streit. Auf der Bildungsſtufe, auf welcher die Chilier ſtehen, ma-
chen ſie oft die ſonderbarſten Forderungen an ihre Geſetzgeber. Je-
der möchte gern ſeine verworrene Anſicht geltend machen; Jeder will
vom Geſetz den höchſt möglichſten Vortheil für ſich, unbekümmert
ob das Ganze darunter leidet oder nicht. Nirgends befaſſen ſich
wohl die Damen mehr mit Politik, als hier. Mit der entſchieden-
ſten Beſtimmtheit und einer, über alle Zweifel erhabenen Sicherheit
fällen ſie gewöhnlich ihre Urtheile, die ſich in der Regel doch vor
denen der Männer vortheilhaft auszeichnen.

Ohne mich in weitere Kritik der neuen chiliſchen Conſtitution
einzulaſſen, will ich nur bemerken, daß wenigſtens eine Anordnung
derſelben dem Staate gewiß ſehr nachtheilig iſt. Sie beſteht darin,

daß die öffentliche Ausübung jeder andern Religion, als der katholischen, untersagt ist, daß nur Katholiken Civilämter bekleiden können (im Militair ist man, nothgedrungen, nicht so strenge) und daß selbst Niemand ein Handwerk treiben darf, der sich nicht zur katholischen Kirche bekennt.

Wenn die Vortheile der allgemeinen Duldung selbst in den blühendsten Staaten sichtbar sind, um wie viel wünschenswerther müssen sie einem so schwach bevölkerten, an Industrie und Aufklärung noch so weit zurückstehenden Lande seyn.

Wir hatten öfters Besuche auf dem Schiffe von Herren und Damen. Ein Mal befand sich auch ein, mit den Chiliern befreundeter araucanischer Häuptling, nebst seiner Tochter und einem kleinen Gefolge darunter. Es ward ein Frühstück gereicht, wobei sich die Araucaner, Messer und Gabel verschmähend, mit den Fingern sehr tapfer hielten. Nach der Mahlzeit wurden ihnen kleine Geschenke gemacht, die viele Freude erregten. Der Häuptling bat sich aber überdem noch einen Piaster aus, und seine Tochter — wie sich doch die Weiblichkeit auch unter Wilden nicht verleugnet — einen Spiegel. Nachdem sie sich eine Weile mit Wohlgefallen in demselben betrachtet hatte, ging dieses Kleinod von Hand zu Hand unter ihren Landsleuten, die sämmtlich mit ihren Gesichtern ganz zufrieden schienen, obgleich sie, nach unsern Schönheitsbegriffen, eben keine Ursache dazu hatten. Sie sind von mittlerem Wuchs, starkem Körperbau und dunkler Farbe. Ihr schlichtes schwarzes Haar hängt frei über die Schultern herab. Die kleinen, chinesisch gezogenen Augen und die vorstehenden Backenknochen scheinen auf asiatische Abkunft zu deuten. Der Ausdruck ihrer Gesichter ist freundlich, lebhaft und nicht ohne Geist. Ihre Kleidung ist sehr einfach und besteht blos aus einem viereckigen, mehr langen als breiten, der Länge nach bunt gestreiften Stücke wollenes Zeug, das sie selbst verfertigen. In der Mitte ist ein Loch, wodurch der Kopf gesteckt wird, so daß die längern Theile vorn und hinten bis an das Knie, die kürzeren aber zu beiden Seiten, bis etwas über die Schultern hinaus, den sonst ganz entblößten Körper bedecken. Die spanischen Chilier nennen dieses Kleidungsstück Pancho und bedienen sich

ſämmtlich deſſelben im Winter als Surtout. Bei der gemei
Volksclaſſe macht es die tägliche, mitunter auch einzige Kleidung a

Die Officiere des hier befindlichen Regiments hatten die A
merkſamkeit, uns zu Ehren einen Ball zu veranſtalten, der frei
in dieſem ärmlichen Orte nicht ſehr brillant ausfiel. Indeſſen ſ
den meine jungen Officiere ſich vollkommen befriedigt. Es fe
ihnen unter den vielen hübſchen Damen nie an freundlichen Tän
rinnen. Die alte Sitte, einen Ball mit einer Menuet zu eröffn
iſt hier noch beibehalten, und die Chilier tanzen ſie auffallend g
Außer den, auch bei uns gewöhnlichen Tänzen, iſt hier noch e
Art des Fandango üblich; ein Tanz, der ganz dazu gemacht iſt, i
Vorzüge einer reizenden Geſtalt in ihrer ganzen Wirkſamkeit zu z
gen. Er wird nur von zweien Perſonen zugleich ausgeführt u
gelingt den Chiliern ſehr wohl. Die maleriſchen Stellungen u
Bewegungen werden von der Guitarre und von zärtlichen Lied
begleitet, deren Inhalt die Tanzenden mimiſch ausdrücken. Z
Erwiederung der Artigkeit beſchloſſen wir, auch einen Ball auf d
Schiffe zu geben, wozu, außer unſern Bekannten in Talcogu
auch einige aus Conception eingeladen wurden. Meine Offici
hatten es darauf angelegt, die chiliſchen in der Eleganz und B
wirthung zu übertreffen, was ihnen auch ſehr gut gelungen w
Ich hatte mich während der Anſtalten dazu auf dem Lande aufg
halten, und war nun ſelbſt, als ich das Schiff in der zum An
fang des Balles beſtimmten Stunde betrat, über die Veränderun
gen erſtaunt, die hier ſtatt gefunden hatten. Das Verdeck war i
einen großen, ſtark erleuchteten Saal verwandelt. Rund umher a
den Wänden ſtanden ſchöne Myrthenbäume, mit üppigen Blume
guirlanden von prächtigen Farben verbunden. Außerdem ſpenden
noch große Blumenkörbe ihre Wohlgerüche, und im Hintergrund
dem Eingang gegenüber, waren ſinnreiche Transparente angebracht
Die Cajüten hatte man auf's beſte aufgeräumt und zu Speiſeſäle
eingerichtet. Die Muſik ertönte, unſichtbar neben dem Tanzſaale
hinter einem leichten Vorhang verborgen. Bald füllte ſich das hei
tere Local mit den heitern Gäſten; in anmuthigem Tanz hüpften
die anmuthigen Schönen leicht umher; nur Grazien und Amoretten
ſchienen in dieſem lebensfrohen Kreiſe zu walten. Da entſtand auf

einmal allgemeine Verwirrung, und beſonders die Damen ſchienen von paniſchem Schrecken ergriffen. Unruhige Köpfe oder Spaßvögel hatten von Ohr zu Ohr das Gerücht verbreitet, daß wir die Abſicht hätten, in der Stille die Anker zu lichten und mit der ſchönen Beute davon zu ſegeln. Den Bemühungen meines Freundes Mendiburu gelang es, den lächerlichen Wahn zu verſcheuchen und die Ruhe wieder herzuſtellen. Zutrauen und Freude kehrten wieder, herrſchten nun ununterbrochen beim frohen Mahle und munterm Tanze, bis die Sonne hoch am Himmel ſtand und, wie zuletzt alles Schöne hienieden, auch dieſer Ball ſein Ende hatte, der wohl bei manchen unſerer heimkehrenden Gäſte, wie bei den jungen Wirthen, gar freundliche Erinnerungen zurückließ.

Bald darauf bewog uns das vorzüglich heitere Wetter, eine Luſtfahrt nach dem gegenüber liegenden Ufer der Bai zu unternehmen, wo wir die Ruinen der alten Stadt Conception beſehen wollten. Mendiburu war mit von der Geſellſchaft, ſo wie unſere ſämmtlichen Gelehrten und alle Officiere, denen der Dienſt es erlaubte. Ganz früh, an einem ſchönen Morgen, traten wir die Fahrt in drei großen Böten an und fuhren in zwei Stunden hinüber. Wir landeten bei dem Flecken Pencu, der, wie Portici über Herculanum, auf die Trümmer der verſchlungenen Stadt Conception erbaut iſt, und deſſen Einwohner ruhig und heiter über ihren lebendig begrabenen Vorfahren wohnen, unbekümmert darüber, daß auch ſie daſſelbe Schickſal treffen kann. Ungefähr 15, von Gärten umgebene Häuſer liegen hier zerſtreut auf einer anmuthigen Ebene, durch welche ein ſchmaler Strom, St. Peter genannt, ſich rauſchend windet. Die Natur ſcheint hier üppiger und reichhaltiger, als bei Talcoguano. Das Gebirge, welches dieſes Thal einſchließt, erhebt ſich, in ruhigen Formen, nur zu einer mäßigen Höhe, und erfreut das Auge durch das mannigfaltige Grün des Gebüſches, mit dem es bewachſen iſt. Auf die vielen verſchiedenen Vögel und Inſekten ward für unſere Naturalien-Sammlung Jagd gemacht, während die Matroſen ein großes Netz auswarfen und ſich überzeugten, daß das Meer einen Ueberfluß an Fiſchen und Schaalthieren verſchiedener Gattung enthält. Letztere machen das Hauptnahrungsmittel der ärmeren Volksclaſſe aus. Man hält dieſe Gegend für eine der rei-

zendſten an der ganzen Bai, wenigſtens übertrifft ſie die von Talcoguano ſehr. Von den Ruinen der alten Stadt iſt ſehr wenig zu bemerken. Die Erde hat ſich wie ein großer, tiefer Schlund geöffnet und den größten Theil der Stadt ſpurlos verſchlungen. Zwar der Schlund hat ſich wieder gefüllt, ſo daß auf der jetzt ſo freundlichen Ebene nur hin und wieder einige Trümmer ehemaliger Bauungen an die grauſenvolle Kataſtrophe erinnern.

Die Bewohner von Talcoguano und Conception wallfahrten nach Pencu, um dort eine, von einem Ausländer angelegte Waſſermühle als beſondere Merkwürdigkeit zu bewundern. Wir fanden ſie in einem ſo ſchlechten Zuſtande, daß ſie gar nicht mehr mahlen konnte. Der Beſitzer beklagte ſich, daß er Niemanden finden könne, der im Stande wäre, ſie auszubeſſern. Hier wird noch alles Korn in ſteinernen Töpfen mit Keulen von hartem Holz ſo lange geſtampft und gerieben, bis es in Mehl verwandelt iſt. Daraus kann man ſich einen Begriff machen, wie weit die Chilier noch in der Induſtrie zurück ſind.

Nahe bei Pencu hatte Mendiburu eine Beſitzung, wo wir ein fröhliches Mahl unter dem Schatten von Obſtbäumen hielten. Nach Tiſche ging die ganze Geſellſchaft auf die Jagd, und es wurden in ein Paar Stunden mehrere hundert Waſſervögel von verſchiedener Gattung geſchoſſen. Es hält ſich hier eine unglaubliche Menge derſelben auf. Oft wird die Sonne von ihren Schwärmen auf einige Zeit verdunkelt. Vom Schiffe aus ward ein ſolcher Schwarm nach der Uhr beobachtet. Ungefähr zehn Faden breit zog er in dichter Maſſe vorüber, daß nirgends ein Zwiſchenraum zu bemerken war, und ſein Flug dauerte volle drei Stunden.

Unſere Schiffsarbeiten hatten einen guten Fortgang gehabt, und die Zeit nahte heran, da wir Chili verlaſſen wollten, als die freundſchaftliche Behandlung, die wir bisher erfahren hatten, ſich immer mehr in Zurückhaltung und ſehr bemerkbares Mißtrauen umänderte. Es wurden ſogar heimliche Anſchläge gegen uns gemacht, und ſelbſt die Regierung wollte, wo nicht gerade feindlich, doch gewaltſam gegen uns verfahren. Den erſten Anſtoß hatte der leicht erregbaren und eben nicht tief denkenden Chiliern der Schnur

bart gegeben, den einer von meinen Begleitern trug. Sie hielten ihn blos deshalb für einen verkappten Spanier, der uns mitgegeben worden, um hier die Gemüther für die feindliche Regierung zu gewinnen und Unruhen zu erregen. Indeſſen mochten noch andere Vorſtellungen gegen uns gewirkt haben, die uns, ſo wie die eigentliche Abſicht, die man mit uns hatte, unbekannt geblieben ſind.

Als das Schiff bereits in ſegelfertigem Stande war und wir Talcoguano in wenig Tagen zu verlaſſen gedachten, begab ich mich nach Conception, um von dem Präſidenten Freire Abſchied zu nehmen. Wir hatten ſchon den größten Theil des Weges zurückgelegt, als ich auf meinem munteren Gaule meinen Begleitern vorausgeeilt war und auf einer Anhöhe die hübſche Gegend betrachtete. Da ſprengte mir, von der Stadt her, ein wohlgekleideter junger Mann entgegen, machte neben mir Halt, betrachtete mich einige Augenblicke aufmerkſam und fragte dann, ob ich der Capitain der ruſſiſchen Fregatte ſey. Auf mein Ja, ſah er ſich um, ob wir beobachtet würden, und ſagte: „Es wird Ihnen bekannt ſeyn, daß es hier im Lande zwei Parteien giebt, von der die eine wohl und die andere übel geſinnt iſt. Uebermorgen werden die Officiere des im Talcoguano ſtehenden Regiments Ihnen einen Abſchiedsball geben, um ſich bei dieſer Gelegenheit der ruſſiſchen Officiere zu bemächtigen. Ich eilte nach Talcoguano, um Ihnen das zu melden. Seyn Sie auf Ihrer Hut.“ Beim letzten Worte lenkte er raſch vom Wege ab und verſchwand im Gebüſch. Als meine Begleiter, unter denen ſich auch Mendiburu befand, mich eingeholt hatten, nahm ich dieſen bei Seite und erzählte ihm, was mir begegnet war. Der ſehr lebhaft fühlende redliche Mann ward vor Erſtaunen und Unwillen blaß, verſicherte aber nach einigem Nachdenken, daß die Sache ſich unmöglich ſo verhalten könne und der fremde Warner im Irrthum ſeyn müſſe. Indeſſen beſchloſſen wir beide, den Vorfall ſogleich nach unſerer Ankunft dem Präſidenten anzuzeigen. Dieſer empfing mich ſehr freundlich und erklärte das angebliche Project ſeiner Officiere ſo zuverſichtlich für ein bloßes Hirngeſpinnſt des Warners, daß ich ſeiner Meinung beipflichtete und nicht weiter daran dachte. Hatten wir doch ſchon auf unſerm Balle ein Beiſpiel davon gehabt, mit welcher Leichtigkeit ſich hier die grundloſeſten und albernſten Ge-

rüchte verbreiten. Nachdem wir den Präsidenten verlassen hatten, brachte ich den Rest des Tages und auch die Nacht im Hause meines Freundes Mendiburu zu. Als ich eben zu Bette gehen wollte, ward an der Thür meines Schlafzimmers leise gepocht. Ich öffnete sie, und ein Bedienter von Mendiburu trat schüchtern herein. Er war, wie er mir erzählte, ein Spanier, und hatte als Matrose auf einer Fregatte gedient, die von den Chiliern genommen worden. Sein gegenwärtiger Herr hatte ihn, den Kriegsgefangenen, auf Bürgschaft, in Dienst genommen. Er gab mir mit der inständigsten Bitte, ihn ja nicht zu verrathen, die nämliche Warnung, die ich schon erhalten hatte. Er setzte noch einige Verwünschungen gegen die Chilier und ihre Regierung hinzu, die er sämmtlich für Raubgesindel erklärte. Diese wiederholte Warnung war doch zu auffallend, als daß ich sie ganz unbeachtet lassen sollte. Ich combinirte bestmöglichst alle Umstände, und wenn es mir gleich unbegreiflich blieb, was man mit mir vorhaben könnte, so beschloß ich doch, gehörige Sicherheitsmaaßregeln zu ergreifen. Dabei brachte ich die Nacht ziemlich schlaflos zu und sagte früh am Morgen meinem lieben Wirthe Lebewohl, um so schnell als möglich Talcoguano zu erreichen. Ueber meine von Neuem erregten Besorgnisse konnte ich ihm, zufolge meines gegebenen Versprechens, nichts mittheilen. Bei meiner Ankunft in Talcoguano fand ich die Einladungskarte zum morgenden Ball für mich und meine sämmtlichen Officiere vor. Ein Umstand war also schon richtig eingetroffen. Um nicht furchtsam zu erscheinen, nahm ich die Einladung an, ging aber nur mit einigen Wenigen meiner Officiere zum Ball. Die Uebrigen blieben auf dem Schiffe, welches so gestellt ward, daß es das Haus, in welchem der Ball gegeben wurde, bequem mit Kartätschen beschießen und auch die umliegende Gegend in Respect halten konnte. Auf diese Weise waren wir Herrn über das Schicksal Talcoguano's; weder von der Brandwache noch von einer Batterie am Lande hatten wir etwas zu besorgen. Erstere befand sich in einem Zustande, daß sie auf unsern ersten Schuß ihre Flagge hätte streichen müssen, und letztere enthielt nur sechs, auf zerfallenen Lavetten ruhende, ganz unbrauchbare Kanonen. Das Observatorium am Lande war aufgehoben, und alle Effecten waren ans Schiff gebracht.

Unſere kriegeriſchen Anſtalten mochten nicht unbemerkt geblieben ſeyn. Der Ball lief ruhig ab; aber auffallend war es, daß ſich auf demſelben nur ſehr wenige von den Officieren befanden, welche ihn gaben. Auch herrſchte ſtatt der Heiterkeit, welche die frühern Bälle belebte, auf dieſem eine große Spannung, und die Geſellſchaft ging ungewöhnlich früh aus einander.

Beim Anbruch des Tages lichteten wir die Anker, um unſere Reiſe fortzuſetzen. Als wir ſchon die Segel aufſpannten, kam mein treuer Freund Mendiburu, der durch die Nacht aus Conception hierher geeilt war, zu uns und brachte uns die Nachricht, daß bei der Inſel Quiquirino am Eingange der Bai eine chiliſche Fregatte und eine Corvette vor Anker lägen, die vor zwei Tagen aus Valparaiſo dort angelangt ſeyen, um Truppen nach Chiloe zu bringen, und daß dieſe Schiffe den Befehl hätten, uns das Auslaufen aus der Bucht zu verwehren. Er wußte nicht, was ſeine Regierung zu dieſem Gewaltſchritt, über den er ſehr empört war, bewogen hatte; indeſſen glaubte er, die Schiffe würden es mit uns nicht aufnehmen können, da ſie ſich eben nicht im beſten Zuſtande befänden. Wir waren ſchon in vollem Segeln, als ich Mendiburu mit dem herzlichſten Dank für ſeine Theilnahme zum letzten Mal umarmte und er von uns ſchied. Ich ließ nun ſogleich die Kanonen ſcharf laden und alles in Bereitſchaft ſetzen, um uns, wenn es nöthig ſeyn ſollte, durchzuſchlagen. Bei dem friſchen günſtigen Winde erblickten wir ſchon nach Verlauf einer Stunde die beiden uns bezeichneten Schiffe bei der Inſel Quiquirino vor Anker liegend. Als wir näher kamen, ward von der Fregatte eine Kanone gelöſt, worauf beide Schiffe unter Segel gingen und eine Richtung nahmen, in der ſie uns den Weg abſchneiden konnten. An ihrer feindlichen Abſicht nicht mehr zweifelnd, ließ ich mehrere Segel einnehmen, um unſer Schiff, bei dem zu erwartenden Angriff, beſſer regieren zu können. Die Lunten wurden angezündet, und Jeder ſtand an ſeinem Platze. Die chiliſche Fregatte, welche ſchlecht ſegelte, war zu weit unter den Wind gerathen, und konnte uns daher mit der Corvette, die uns den Cours geradezu abzuſchneiden ſuchte, nicht zu gleicher Zeit erreichen. Wir waren bald mit der letzteren auf Schußweite gekommen, und ſie konnte wohl bemerken, daß bei uns

Alles in Bereitſchaft war, einen Angriff kräftig zurück zu weiſen. Da ſegelte ſie uns ruhig, ganz nahe, vorbei und begnügte ſich damit, uns durchs Sprachrohr etwas unverſtändliches zuzurufen. Der entgegengeſetzte Lauf brachte uns ſchnell weit aus einander. Jetzt ſahen wir die Fregatte wenden und ihren Cours auf uns zu nehmen, allein wir hatten ſchon einen großen Vorſprung gewonnen; und da die Ausfahrt aus der Bai offen vor uns lag, ſo erwarteten wir ſie nicht, ſondern ſetzten die früher geführten Segel wieder bei und verſchwanden bald aus ihrem Horizont.

So waren wir denn allen Anfechtungen entgangen, die ihm Grund vielleicht in der Abſicht hatten, unſer Schiff ebenfalls zum Transport der Truppen nach Chiloe zu gebrauchen. Die beiden engliſchen Wallfiſchjäger wurden geradezu ohne Zuſtimmung der Capitains, zu dieſem Behuf in Beſchlag genommen. Unſere an Lande gemachten Beobachtungen ſind folgende:

Breite von Mendiburu's Hauſe in Talcoguano:	36°	42′	15″
Weſtliche Länge deſſelben:	73°	8′	20″
Declination der Magnetnadel:	14°	00′	00″ öſtl.
Inclination derſelben:	80°	4′	

Das Steigen und Fallen des Meeres iſt hier ganz unmerklich.

Während der ganzen Zeit unſers Aufenthaltes war die Wärme von 15 bis 17 Grade nach Reaumür.

IV.

Der gefährliche Archipel.

Die vielen Inseln, aus welchen dieser Archipel besteht, den das kleine Korallenthierchen mitten im Ocean aufgebaut hat, sind so niedrig, daß man sie erst in geringer Ferne erblickt. Dadurch wird die Schifffahrt hier, besonders in der Dunkelheit und bei schlechtem Wetter, unsicher und das hat dem Archipel seinen Namen gegeben. Meine Absicht war, die geographische Lage der Inseln, die ich hier auf meiner frühern Reise entdeckt hatte, nochmals zu berichtigen. Dann sollte O Tahaïti zum Vergleichungspunkt der beobachteten Längen dienen und zugleich die nöthige Erholung gewähren. Den Weg zu diesem Archipel wählte ich zwischen den Parallelen des 15. und 16. Grades südlicher Breite, weil dieser außer dem Bereich der Handlungsschiffe liegt, die den Ocean befahren und auch bei Entdeckungsreisen noch nicht eingeschlagen ist, wodurch es leicht möglich war, auf noch unbekannte Inseln zu stoßen. Zufolge dieses Planes richteten wir unsern Lauf, gleich nachdem wir Chili verlassen hatten, nordwestlich, um die erwähnte Parallele zu erreichen. Ein ununterbrochener frischer Südwind brachte uns in drei Tagen 660 Meilen vorwärts, wodurch wir die Wirkung des heißen Clima's um so stärker empfanden, da wir so plötzlich in dasselbe versetzt wurden. Die Insel Juan Fernandez, wohin die Spanier, als sie noch Herrn in Chili waren, Verbrecher und republikanisch Gesinnte verbannten, blieb uns links und die kleinen unbewohnten, felsigen

Inſeln Felix und Ambroſio, in geringer Entfernung, rechts. So erreichten wir ſchnell den ſüdlichen Wendekreis und ſetzten unſere Fahrt nun bei ſchönem Wetter in behaglicher Ruhe fort. Zwiſchen den Tropen geſtattet das geringe Schwanken des Schiffes dem Seemanne, Beſchäftigungen vorzunehmen, zu welchen er ſonſt nur ſelten Gelegenheit hat. Selbſt Zeichnungen können auf das Sauberſte ausgeführt werden. Am 17. Febr. befanden wir uns im 18° ſüdl. Breite und 105° Länge. Das Wetter war ſchön und das Meer ruhig. Unſere Schauſpieler wollten die Einförmigkeit unſers Lebens abermals durch eine Vorſtellung unterbrechen. Das Theater war errichtet, die Comedienzettel herumgegeben und das Orcheſter gab bereits das Signal zur Verſammlung der Zuſchauer. Da verwandelte ſich plötzlich der Frohſinn in Schrecken und Trauer. Es fiel wieder ein Matroſe über Bord. Er hatte die Wache auf dem Vordermaſt, um ſich in dieſer unbefahrenen Gegend zu unſerer Sicherheit nach Land und Untiefen umzuſehen. Dabei hatte er ſeine eigene vernachläſſigt und ward das Opfer ſeiner Unvorſichtigkeit. Schon im Fallen ſtark beſchädigt, verſchwand er ſpurlos, und alle Verſuche, ihn zu retten, waren vergebens. Bei der Abgeſchiedenheit, in der wir nun ſchon ſo lange lebten, ſo fern vom Vaterlande, fühlte Jeder den Verluſt eines Mitgliedes der kleinen, zu Leid und Freud verbundenen Colonie um ſo lebhafter. Ueberdem war der Verunglückte einer unſerer geſchickteſten Matroſen. Beim heftigſten Sturm hatte er auf den Maſten die gefährlichſten Arbeiten mit großer Gewandtheit verrichtet und nun, beim ſchönſten Wetter und einer faſt ganz unmerklichen Bewegung des Schiffes, mußte er ſein thätiges und nützliches Leben ſo plötzlich enden.

Nachdem wir in drei Wochen 4000 Meilen von Chili zurück gelegt hatten, befanden wir uns in der Nachbarſchaft des gefährlichen Archipels. Nach und nach verlor ſich nun, gegen alle Regel dieſes Himmelsſtrichs, der, bis jetzt uns ſo treu geweſene Südoſtpaſſat und machte contrairen Weſt- und Nordwinden Platz, die uns ſehr böſes Wetter brachten. Bis jetzt iſt man der Meinung geweſen, daß die Coralleninſeln, wegen ihrer äußerſt niedrigen Lage und geringen Maſſe, keine Veränderungen in der Atmoſphäre hervorbringen könnten, und der Paſſatwind, dem ſie kein Hinderniß

in den Weg ſtellen, auch in ihrer Nähe ununterbrochen fort wehen müſſe. Wiederholte Erfahrungen haben mir bewieſen, daß das nicht der Fall iſt, und daß dieſe kleinen Inſeln, wenigſtens zu gewiſſen Jahreszeiten, in der gewöhnlichen tropiſchen Witterung Veränderungen hervorbringen.

Am 26. Februar befanden wir uns unter 16° Breite und 129° Länge. Der Wind wehte aus Weſten, ſchwarze Wolken ſtiegen drohend empor und bedeckten bald den ganzen Himmel, heftige Windſtöße ließen ihre Wuth an uns aus, und in allen Gegenden unſers Geſichtskreiſes durchzuckten Blitze die Wolken. Die Nacht war vollends ſchauerlich. Sturm und Gewitter dauerten mit aller Heftigkeit in der, nur durch die blendenden Blitze unterbrochenen, vollkommenen Dunkelheit fort. Wolkenbruch ähnliche Regengüſſe ſtürzten auf uns herab und überſchwemmten das Verdeck. Vier Tage dauerte dieſes furchtbare Wetter. Nur um die Mittagszeit klärte ſich der Himmel ein wenig auf und gönnte uns einige Erholung; dann traten aber Sturm und Gewitter immer wieder bald mit erneuerter Wuth ein. Es iſt auffallend, daß ſich in einer ſo großen Entfernung von hohem Lande ſo heftige Gewitter bilden. Auf dem Schiffe Rurik habe ich in dieſer nämlichen Gegend und zu derſelben Jahreszeit ein ähnliches, obgleich nicht ſo heftiges Gewitter erlebt.

Am 2. März trat endlich der tropiſche Wind wieder in ſein Recht und brachte uns heiteres Wetter. Es war zwar ſehr heiß (das Reaumürſche Thermometer fiel ſelbſt während der Nacht nicht unter 24 Grad); indeſſen befand ſich die ganze Mannſchaft wohl. Am Abend deſſelben Tages rechneten wir uns in der Breite von 15° 15′ und 139° 40′ Länge, und als die Sonne eben den Horizont berührte, rief die Wache vom Maſt, daß gerade nach der Gegend zu, wohin wir ſegelten, Land zu ſehen ſey. Die Freude, eine neue Entdeckung gemacht zu haben, ſetzte bald alle Fernröhre in Bewegung, und der friſche Wind trieb uns ſchnell genug, daß wir, noch ehe es ganz dunkel wurde, einen Theil einer ſehr niedrigen, ſtark bewaldeten Inſel, vom Verdeck aus, deutlich ſehen konnten. Da kein, mir bekannter Seefahrer auf dieſer Stelle geweſen iſt, da ſie auch auf den neueſten Karten nur einen leeren Raum einnimmt,

ſo können wir uns wohl mit Recht für die erſten Entdecker dieſer Inſel halten, welcher ich den Namen unſeres Schiffes Predpriétie beilegte.

Als es dunkel wurde, wandten wir uns von der Inſel ab und lavirten die Nacht in einiger Entfernung von ihr. Beim Anbruch des Morgens ſegelten wir wieder auf ſie zu, und nun ward ſie mit der geſpannteſten Neugierde durch alle Fernröhre gemuſtert, wobei Mancher etwas zu ſehen glaubte, was der Andere nicht ſahe und was mitunter ein Trugbild der Einbildungskraft ſeyn mochte. Indeſſen überzeugten uns die aufſteigenden Rauchſäulen, daß die Inſel bewohnt war. Bald konnten wir, von der Spitze des Maſtes, ihren ganzen Umfang überſehen. An ihr blendend weißes Korallenufer gränzt ein lebhaftes Grün, über welches ſich ein Palmenwald erhebt. In ihrer Mitte ſchließt die Inſel einen großen See ein, auf welchem wir Kähne herumſegeln ſahen. Wir kamen nun dem Lande ſo nahe, daß wir die Gegenſtände auf demſelben mit bloßen Augen deutlich unterſcheiden konnten. Die ganz nackten Wilden, eine lange, ſtarke dunkelfarbige Menſchenraçe, waren in großer Bewegung. Sie verſammelten ſich am Ufer und betrachteten das Schiff mit Gebärden des Erſtaunens. Einige, mit Speeren und großen Knitteln bewaffnet, liefen unruhig umher, Andere zündeten Holzſtöße an, wahrſcheinlich, um durch den aufſteigenden Rauch benachbarten Inſeln ein Zeichen ihrer Hülfsbedürftigkeit gegen das nie geſehene Seeungeheuer zu geben. Unter den ſchattigen Brodbäumen ſtanden niedliche, von Schilf geflochtene Hütten, aus welchen Weiber, zum Theil mit Kindern, die ſich ihnen an den Hals hingen, eiligſt entflohen und ſich im Walde verbargen. In ſolchen Schrecken hatten wir das kleine Völkchen geſetzt. Indeſſen fanden ſich auch Helden unter ihnen, die, mit ſehr langen Speeren bewaffnet, den Muth hatten, an den äußerſten Rand des Ufers zu treten und uns zu drohen; aber kein einziges Kanot, deren mehrere am Ufer lagen, wagte es, vom Lande abzuſtoßen und ſich uns zu nähern. Nach ihrer Größe und den gut eingerichteten Segeln zu urtheilen, können dieſe Inſulaner wohl andere und ſogar ziemlich entfernte Inſeln beſuchen.

Wir ſegelten nun rund um unſere Inſel herum, ohne einen

Platz zu finden, wo wir hätten landen können. Das Meer war unruhig und die Brandung überall sehr hoch und ungestüm, weshalb wir den Wunsch aufgeben mußten, mit den Predpriatiern nähere Bekanntschaft zu machen. Indessen erlaubte uns der heitere Himmel und der ganz reine Horizont, durch Observation die Länge und Breite dieser kleinen Insel genau zu bestimmen, deren größte Ausdehnung von O. N. O. nach W. S. W. nur 4 Meilen beträgt. Die Breite ihres Mittelpunkts ist 15° 58′ 18″ südlich, und die Länge 140° 11′ 30″. Die Abweichung der Magnetnadel war 4° östlich.

Als wir mit diesen Bestimmungen fertig waren, ließ ich einen westlichen Cours steuern, um die von dem russischen Flottcapitain Bellingshausen im Jahre 1819 entdeckte Insel Araktschejef zu sehen und mich ganz genau zu überzeugen, daß sie und die so eben von uns entdeckte nicht eine und dieselbe seyen, da beide nicht weit von einander entfernt liegen. Nachmittags um 4 Uhr konnte man die Insel Araktschejef schon von unserm Maste sehen, und wir erreichten sie noch vor Untergang der Sonne. Sie hat in Ansehung ihrer Größe und Beschaffenheit so viel Aehnlichkeit mit der Insel Predpriatie, daß beide leicht verwechselt werden könnten, wenn ihre gegenseitige geographische Lage nicht so genau bestimmt wäre.

Nach unserer Beobachtung fanden wir die Breite von der Mitte der Insel Araktschejef: . . 15° 51′ 20″ südlich
und die Länge: . . . . . 140° 50′ 50″.

Nach der Karte des Capitains Bellingshausen ist die Breite: . . . . 15° 51′ 00″
und die Länge: . . . . . 140° 52′ 00″.

Wenn es durch Capitain Bellingshausen nicht bekannt wäre, daß die Insel Araktschejef bewohnt ist, so müßten wir das Gegentheil glauben. Wir konnten keine Spur von Bewohnern entdecken. Zur Nacht entfernten wir uns vom Lande, und das Schiff ward beigelegt, um in der Dunkelheit nicht auf eine noch unbekannte Insel zu stoßen.

Mit Tagesanbruch ließ ich einen nordwestlichen Cours steuern,

um die von mir, auf dem Schiffe Rurik entdeckte Inſel Roma
zow zu ſehen und mich von der Richtigkeit ihrer damaligen aſtro
miſchen Beſtimmung zu überzeugen. Um 8 Uhr am Morgen ſa
hen wir in Südweſten die nördliche Spitze der Inſelgruppe Wo
chonsky, welche ebenfalls vom Capitain Bellingshauſen entde
worden iſt. Als ſie uns in einer Entfernung von ſieben Mei
im wahren Süden lag, fanden wir ihre Länge nach unſern Chr
nometern 142° 2′ 38″. Nach Bellingshauſen liegt dieſe Inſe
gruppe in der Länge von 142° 7′ 42″.

Der Wind war ſo ſchwach, daß wir erſt am Morgen des 1
März die Romanzowinſel zu Geſichte bekamen. Hier benutzte
wir den heitern Himmel, um durch eine Menge genauer Beobac
tungen der Abſtände zwiſchen Sonne und Mond, die wahre Läng
dieſer Inſel auszumitteln, welche wir 144° 28′ fanden. Nach d
Beobachtungen auf dem Schiffe Rurik war ſie 144° 24′. Es e
gab ſich alſo nur ein Unterſchied von 4 Minuten.

Jetzt ſteuerten wir gerade nach Weſten, um zu unterſuchen, o
die von mir, während meiner Reiſe auf dem Schiffe Rurik, u
dem Admiral Spiridow benannte Inſel wirklich eine neu entde
oder vielleicht die ſüdlichſte der beiden König Georgsinſeln ſe
Ein friſcher Wind förderte unſern Lauf, und um 6 Uhr Nachm
tags ſahen wir ſchon dieſe Inſel, deren Entdeckung mir abgeſpr
chen worden, in einer Entfernung von ſechs Meilen, gerade i
Weſten, vor uns liegen.

Zugleich erblickten wir von der Spitze des Maſtes, gerade n
Norden, den ſüdlichen Theil einer andern Inſel und zwiſchen beid
offenes Waſſer. Wir befanden uns in dieſem Augenblick, nach g
nauer Beobachtung, in 14° 41′ 36″ ſüdlicher Breite und 144° 5
Länge. Während der ganzen Nacht hatten wir Windſtille und b
Tagesanbruch ſtellte ſich ein friſcher Wind gerade aus der Ge
gend ein, wo wir hin mußten, um unſere Unterſuchung zu verfo
gen. Dabei waren wir vom Strom ſo weit nach Süden gebracht
daß wir ſelbſt von der Spitze des Maſtes kein Land mehr ſehe
konnten. Unter dieſen Umſtänden wäre das Wiedergewinnen de
Spiridow-Inſel mit zu großem Zeitverluſt verbunden geweſen und

es blieb also unentschieden, ob sie und die andere Insel, die wir in Norden sahen, die beiden König Georgsinseln sind, oder nicht. Ich kann nur behaupten, daß, wenn sie es wirklich sind, ihr Entdecker ihre geographische Lage sehr unrichtig angegeben hat.

Der Südost-Passat hatte aufgehört, der Wind wehte abwechselnd aus Norden, Westen und Süden, brachte unaufhörlich Gewitter und Regengüsse mit, und seine heftigen Stöße zerrissen uns manches Segel. Dabei blieb das Meer auffallend ruhig. Ein Beweis, daß wir von Inseln umgeben seyn mußten und daher die größte Vorsicht beim Segeln zu beobachten hatten, besonders da in dieser Gegend die Strömungen oft sehr bedeutend sind. Bald sahen wir auch wieder gerade vor uns Land, und da bei allen Koralleninseln in einer Entfernung von 50 Faden vom Ufer kein Grund zu finden ist, so näherten wir uns demselben bis auf eine Meile. Diese Insel erstreckt sich von Osten nach Westen zehn Meilen in die Länge und ist nur vier Meilen breit. In der Mitte hat sie einen See, und der schmale Streif Landes, der diesen umgiebt, ist blos mit niedrigem Gesträuch dicht bewachsen. Nur Seevögel, die in großer Anzahl herumflogen, schienen diese Wüste zu bewohnen. Die Breite der Mitte dieser Insel fanden wir 15° 27′ 00″ und ihre Länge 145° 31′ 12″. Nach der vom Admiral von Kruſenstern verfertigten Karte kann man sie für die im Jahr 1722 von Roggewin entdeckte und Carlshof benannte Insel gelten lassen, deren geographische Lage auf den meisten Karten verschieden angegeben wurde und deren Existenz sogar in Zweifel gezogen ist. Wir befanden uns nun mitten im gefährlichen Archipel und suchten uns jede Nacht in der Gegend zu erhalten, die wir Tages zuvor überschaut und als gefahrlos erkannt hatten. Nach einem abermaligen nächtlichen Gewitter mit Regengüssen und Windstößen nahmen wir bei erfolgtem guten Wetter unsern Lauf in vollem Segeln nach der östlichsten, der von Cook entdeckten Palliserinseln. Auf dem Schiffe Rurik hatte ich nur ihren nördlichen Theil gesehen, und wünschte nun auch den südlichen astronomisch zu bestimmen. Cook erwähnt dieser Inseln nur sehr oberflächlich, wodurch bei den Seefahrern Irrungen entstanden sind. Schon nach einigen Stunden hatten wir dieses Ziel erreicht. Die

Gruppe beſteht aus einer Menge kleiner, durch Corallenriffe m
einander verbundener Inſeln, die, wie eine Kette an einander hä
gend, eine kreisförmige Figur bilden und ein großes We[illegible]erbe
einſchließen. Als wir die Südſpitze dieſer öſtlichen Gruppe
Palliſerinſeln erreicht hatten, ſahen wir einen Riff, der ſich v
ihr 10 Meilen nach Weſten, bis zu zwei kleinen Inſeln erſtr
und von dieſen ſeine Richtung nördlich nimmt, wo er ſich in
Ferne mit größern Inſeln vereinigt. Cook iſt dieſer Inſelgrup
wie man aus ſeinen eigenen Worten ſchließen kann, nicht ſo n
gekommen, daß er den langen Riff hätte ſehen können, und
die beiden kleinen bewaldeten Inſeln, die ſeinen Wendepunkt bild
aus der Ferne für den ſüdlichen Theil einer beſonderen Gruppe
halten, der er den Namen der vierten Palliſergruppe beilegt.
kann behaupten, daß es nur drei ſolcher Gruppen giebt, wie
Karte, welche dieſem Bande beigefügt iſt, deutlich zeigt. Am Mit
fanden wir die Breite des Schiffes 15° 42′ 19″ und die Lä
146° 21′ 6″. Die erwähnten beiden kleinen Inſeln an dem
lagen uns dabei gerade im Norden, und die ſüdliche Spitze der e
Palliſergruppe war nicht mehr ſichtbar. Von dieſer Stelle
hätten auch wir die kleinen Inſeln für einen Theil einer abge
derten Gruppe halten können, wenn wir uns nicht vorher
überzeugt hätten, daß ſie vermittelſt des Riffes mit der erſten Grup
zuſammen hängen. Auch die zweite und dritte Gruppe konnte
wir von unſerm Standpunkt aus ſehen. Erſtere in S. O., letzte
in S. W. t. w.

Um 6 Uhr Abends befanden wir uns in der Nähe der
lichen Spitze der dritten Gruppe und ſahen, von der Spitze des Maſ
die von dem Capitain Bellingshauſen entdeckte Inſelgruppe Greig
Wir richteten jetzt unſern Lauf zwiſchen dieſen beiden Gruppen
durch, um den Archipel zu verlaſſen und die freie See zu gewi
nen. Die Nacht war wieder ſo ungeſtüm, wie die vorige, un
eine Windſtille, welche während derſelben eintrat, wäre uns ſeh
gefährlich geworden, wenn ſie länger gedauert hätte, da der Stro
uns dem Lande zutrieb. Die Morgenſonne zertheilte, wie es zwi
ſchen den Wendezirkeln gewöhnlich iſt, die Wolken, und entſchleierte
uns bald wieder das ſchöne Blau des tropiſchen Himmels. In

urzer Zeit hatten wir alles Land aus dem Geſichte verloren; aber n der Gegend, wo es uns verſchwand, ſah der Himmel noch lange anz ſchwarz aus. Ein Beweis, wie ſehr dieſe Korallenmaſſen im Stande ſind, die Gewitterwolken anzuziehen. Jetzt trat auch der Südoſt-Paſſat wieder ein und wir nahmen, von ihm begünſtigt, en kürzeſten Weg nach O Tahaïti. Alle Längen im gefährlichen rchipel, die ich angegeben habe, ohne dabei zu ſagen, auf welche Weiſe ſie berechnet worden, ſind nach den Chronometern ausgenittelt. Auf O Tahaïti zeigten dieſe einen Fehler von 6′ 50″ mius. Dieſer iſt bei allen hier angegebenen Längen ſchon verbeſert worden.

Demnach iſt zufolge unſerer Beobachtung die Lage der Paliſerinſeln folgende:

Die Südſpitze der erſten Gruppe,	Breite:	15° 34′ 25″
	Länge:	146° 6′ 49″
Die beiden kleinen, im Weſten der erſten Gruppe liegenden Inſeln,	Breite:	15° 30′ 15″
	Länge:	146° 20′ 50″
Die öſtliche Spitze der dritten Gruppe:	Breite:	15° 44′ 52″
	Länge:	146° 28′ 2″.

Die meiſten Inſeln dieſes Archipels ſind bewohnt, aber man hat noch wenig Bekanntſchaft mit ihren Bewohnern gemacht. Sie ſind ſehr ſcheu, kommen nicht wie andere Südſee-Inſulaner an die Schiffe und ſuchen den Seefahrern das Landen zu verwehren. Byron landete mit Gewalt auf einer dieſer Inſeln, wobei mehrere Inſulaner umkamen, die übrigen in die Flucht geſchlagen und die in ihren Hütten befindlichen Vorräthe an Cocosnüſſen geplündert wurden. Vielleicht hat ſich eine Tradition von dieſem feindlichen Anfall auf den Inſeln verbreitet. Cook ließ ebenfalls einige Mannſchaft landen, die zwar keinen Widerſtand fand, deren mitgebrachten Geſchenke aber mit großer Gleichgültigkeit empfangen wurden, und die bei ihrer Abfahrt zum Dank einige Steinwürfe erhielt. Auch der Capitain Bellingshauſen wollte im Jahr 1820

e Natur ſo freigebig mit Allem
ſen Bewohner zum froheſten Ge-
rd vielleicht von dem ſpaniſchen See-
, als er im Jahr 1606 von Lima aus
e ſich ein Landsmann von ihm ausdrückt,
und Königreiche für Spanien zu gewinnen.
n Ortsbeſtimmungen ſehr fehlerhaft waren,
ob das von ihm Sagittaria benannte Land
. Zuverläſſiger gebührt dem engliſchen Capitain
1767 dort landete, die Ehre der Entdeckung
, nach damaliger Gewohnheit der Entdecker neuer
eine feierliche Erklärung im Namen ſeines Königs
was freilich den Tahaïtiern, die ihn nicht ver-
annt blieb und, einer ſpäteren Erneuerung ungeach-
Vergeſſenheit gerathen iſt. Er gab ihr den Namen:
des Dritten Inſel. Acht Monate nach ihm beſuchte
ſöſiſche Capitain Bougainville, hielt ſich, ſo lange er
, daß Wallis vor ihm dort geweſen war, ebenfalls für den
ecker, nannte ſie nach der auffallendſten Sitte der Einwohner,
e Cythère, hörte aber, daß ſie von ihnen Tahaïti, oder
rſetzung eines Artikels O Tahaïti genannt wurde, und ſeit dem
e dieſen Namen behalten. Der berühmte Engländer Cook
ſich bei jeder ſeiner, in den Jahren 1769 bis 1778
ten drei Reiſen dort auf. Er ſtand mit den Eingeborenen
inger in Verbindung, als ſeine Vorgänger; er brachte den

auf einer dieſer Inſeln landen, aber die Bewohner widerſetzten ſ
ihm ſo ernſtlich, daß er von ſeinem Vorhaben abſtand, weil er k
Gewalt brauchen wollte.

Dieſe Menſchen haben übrigens viel Aehnlichkeit mit den T
haïtiern in Geſtalt und Sprache, und es iſt zu vermuthen, d
ihre Verwandten und Nachbaren einſt vortheilhaft auf ſie wi
werden, wenn erſt auf Tahaïti ſelbſt wahre Bildung verb
tet ſeyn wird.

V.

O Tahaïti.

Dieſe ſchöne Inſel, welche die Natur ſo freigebig mit Allem erſah, was ihre kindlich harmloſen Bewohner zum froheſten Genuß des Daſeyns bedürfen, ward vielleicht von dem ſpaniſchen Seefahrer Quiros zuerſt geſehen, als er im Jahr 1606 von Lima aus eine Fahrt machte, um, wie ſich ein Landsmann von ihm ausdrückt, Seelen für den Himmel und Königreiche für Spanien zu gewinnen. Da aber die damaligen Ortsbeſtimmungen ſehr fehlerhaft waren, ſo iſt es nicht erwieſen, ob das von ihm Sagittaria benannte Land wirklich Tahaïti war. Zuverläſſiger gebührt dem engliſchen Capitain Wallis, der im Jahr 1767 dort landete, die Ehre der Entdeckung dieſer Inſel, die er, nach damaliger Gewohnheit der Entdecker neuer Länder, durch eine feierliche Erklärung im Namen ſeines Königs in Beſitz nahm, was freilich den Tahaïtiern, die ihn nicht verſtanden, unbekannt blieb und, einer ſpäteren Erneuerung ungeachtet, doch in Vergeſſenheit gerathen iſt. Er gab ihr den Namen: König Georg des Dritten Inſel. Acht Monate nach ihm beſuchte ſie der franzöſiſche Capitain Bougainville, hielt ſich, ſo lange er nicht wußte, daß Wallis vor ihm dort geweſen war, ebenfalls für den erſten Entdecker, nannte ſie nach der auffallendſten Sitte der Einwohner, Nouvelle Cythère, hörte aber, daß ſie von ihnen Tahaïti, oder mit Vorſetzung eines Artikels O Tahaïti genannt wurde, und ſeit dem hat ſie dieſen Namen behalten. Der berühmte Engländer Cook hielt ſich bei jeder ſeiner, in den Jahren 1769 bis 1778 gemachten drei Reiſen dort auf. Er ſtand mit den Eingeborenen weit länger in Verbindung, als ſeine Vorgänger; er brachte den

O May, dem man in London verſucht hatte, eine europäiſche B
dung zu geben, in ſein Vaterland zurück, und konnte während
Reiſe ſeine Erzählungen benutzen. Daher haben wir auch d
Cook und ſeine Begleiter, unter denen ſich vorzüglich die be
Forſter, Vater und Sohn, in dieſer Hinſicht auszeichnen, viel
führlichere Nachrichten von dem Zuſtande der Tahaïtier vor
Bekehrung zum chriſtlichen Glauben.

Um ſich einen Begriff von der Wirkung dieſer Cataſtrophe
machen, muß man das chriſtliche Tahaïti, wie wir es kennen le
ten, genau mit dem vormaligen heidniſchen vergleichen und ſich
her alle jene Nachrichten ins Gedächtniß zurück rufen. Da
jeder Leſer in der Lage iſt, das ſogleich genügend thun zu kö
ſo wird ein kurzer Auszug aus denſelben hier nicht unwill
men ſeyn.

Tahaïti, die größte der Societätsinſeln, iſt, wie dieſe
ſo viele andere, entweder Ueberbleibſel eines, durch Erdbeben verſ
genen ſüdlichen Continents, oder eine, durch unterirdiſches Feu
dem Meeresboden heraufgeſchobene Felſenmaſſe, die, nach und
mit Erde bedeckt, jetzt in der üppigſten Vegetation prangt.
beſteht aus zweien Halbinſeln, die durch einen ſchmalen nied
Erdſtrich mit einander verbunden ſind und zuſammen genommen
gefähr 120 Meilen (30 deutſche) im Umfang haben. Auf je
derſelben erhebt ſich, gegen die Mitte zu, ein Gebirge von gro
wild durch einander geworfenen Felſenmaſſen mit tiefen Schluc
das aber doch bis zu den höchſten Spitzen dicht mit Wald be
ſen iſt, und von dem ſich das reinſte ſchönſte Waſſer in einer M
kleiner Ströme, zum Theil maleriſche Fälle bildend, nach allen
tungen ins Meer ergießt. Das hohe Gebirge iſt unbewohnt,
in den Thälern findet man Anſiedelung; vorzüglich aber haben
Einwohner ſich das niedere Land, welches die Gebirge bis
Meeresufer, das überall niedrig iſt, umgiebt, zum Wohnſitz
ren. In dieſen reizenden amphitheatraliſchen Landſchaften ſieht
ihre Häuſer, die eigentlich nur aus Dächern auf Pfählen beſ
von Bananen-, Brodfrucht- und Cocosbäumen umgeben und beſ
tet, in geringer Entfernung von einander liegen. Bei jedem H

befinden sich eingezäunte Felder, auf welchen die Besitzer ihre Jams, süßen Pataten und eine Menge anderer gesunder und wohlschmeckender Wurzeln ziehen, die einen großen Theil ihrer Nahrung ausmachen. Den übrigen Theil des cultivirten Landes füllen Anpflanzungen von Bananen und Plantanen, oder kleine Wälder von Brodfrucht- und Cocosbäumen, Alles so dicht zusammen gewachsen, daß der Boden, vor den brennenden Sonnenstrahlen geschützt, mit dem schönsten Grün prangt. Durch diese Wäldchen führen die anmuthigsten, mit Sorgfalt unterhaltenen Fußpfade fast immerwährend im kühlenden Schatten von einer Wohnung zur andern. Die Wohlgerüche schöner, duftender Blumen erquicken den Wanderer, und eine Menge Vögel von verschiedenen Arten, alle in der tropischen Farbenpracht, ergötzen ihn durch ihren angenehmen Gesang. Obgleich Tahaïti nur 17 Grad vom Aequator entfernt ist, so wird die Hitze doch durch Winde so gemildert, daß selbst Europäer sie sehr erträglich finden. Bougainville fand sie nie über 22, oft aber nur 18 Grad Reaumür. Freilich war es damals gerade Winter. Aber selbst im Januar, der Mitte des Tahaïtischen Sommers, kühlt der alsdann sehr häufig fallende Regen die Atmosphäre sehr ab. Sonst ist die Luft sehr heiter, trocken und vorzüglich gesund. Kranke, die von den Schiffen an das Land gebracht wurden, genasen schnell. Hier fallen keine Mücken, Mosquitos, oder andere plagende Insecten der Tropenländer beschwerlich; hier hauset kein Raubthier; hier giebt es kein schädliches Gewürm, keine Schlange, und selbst der Scorpion, von dem man eine kleine Art antrifft, hat hier sein Gift verloren. Die einzige Landesplage ist das große Heer von Ratten, die oft vielen Schaden in den Feldern anrichten und manchmal wohl gar einen schlafenden Tahaïtier anbeißen sollen.

Bougainville sagt: „die Einwohner von Tahaïti bestehen aus zweien, sehr verschiedenen Menschenracen, die aber in Sprache und Sitten übereinstimmen und sich ohne Unterschied mit einander zu vermischen scheinen. Die eine, welche die zahlreichere ist, bringt die längsten Männer hervor, gewöhnlich von 6 Fuß und darüber. Ich habe nie wohlgebildetere Leute und vollkommeneres Ebenmaas des Gliederbaues gesehen. Nirgends kann man schönere Modelle zur Abbildung eines Mars oder Hercules finden. Nichts unterscheidet

ihre Geſichtszüge von denen der Europäer, und wenn ſie bekleidet gingen, wenn ſie ſich weniger der Luft und der brennenden Sonne ausſetzten, ſo würden ſie ſo weiß ſeyn, als wir. Gemeiniglich iſt ihr Haar ſchwarz (Wallis ſah auch blonde, und Banks ſogar Albinos). Die andere Raçe iſt von mittelmäßiger Größe, hat krauſes, hartes Haar und weicht in der Farbe und den Geſichtszügen wenig von den Mulatten ab.

Cook und ſeine Gefährten glauben den Grund der Verſchiedenheit der Tahaïtier darin zu finden, daß die größern, weißern die vornehme Claſſe ausmachen, Eri genannt (welches ungefähr wie Jeri ausgeſprochen wird), daß dieſe ſich der Sonne nicht ſo ausſetzen, als das gemeine Volk, keine ſchweren Arbeiten verrichten, wie dieſes, und ihre Weiber zurückhaltender ſind und ſich nicht ſo früh den Ausſchweifungen überlaſſen, als die brauneren Schönen. Wir ſind indeſſen geneigt, mehr Bougainville beizuſtimmen, und halten die dunklern Tahaïtier für die Ureinwohner, die Jeris aber für ſpätere Einwanderer, welche jene unterjochten; denn noch bis jetzt ſind die Jeris ausſchließlich die Grundeigenthümer im Lande, ſtehen bei dem gemeinen Volke, durch welches ſie ihre Felder und Plantzungen, für einen gewiſſen Lohn an Früchten, bearbeiten laſſen, in großer Achtung, und der König ſowohl als alle Befehlshaber ſind aus ihrem Stamme. Dieſe Einwanderung der Jeris muß aber vor ſehr langer Zeit geſchehen ſeyn, da keine Tradition ihrer mehr erwähnt. Daß Sprache und Sitten beider Völkerſtämme ſich nach und nach ausglichen, iſt natürlich. In Betreff der Vermiſchung beider Raçen hat Bougainville ſich jedoch geirrt. Dazu ſind die Jeris viel zu ſtolz, auch wäre dadurch der Unterſchied längſt verſchwunden.

Die Männer beider Raçen, fährt dieſer Reiſende fort, laſſen ſich den untern Theil des Bartes wachſen, raſiren ihn aber auf der Oberlippe und den Backen. Einige ſcheeren ſich das Haar kurz ab. Andere binden es oben auf dem Kopfe zuſammen. Alle haben die Gewohnheit, es, ſo wie den Bart, mit Cocosöl einzuſchmieren. Man ſieht ſie oft ohne alle andere Bekleidung, als einen Gürtel um den Leib, der zugleich beweiſet, daß ſie nicht gänzlich ohne

Schaamhaftigkeit sind. Indessen hüllen sich die Vornehmeren gewöhnlich in ein großes Stück Zeug, welches sie bis auf die Knie herabfallen lassen.

Dieses ist auch gemeiniglich das einzige Kleidungsstück der Weiber, und sie wissen es geschickt genug zu handhaben, um es zugleich als Mittel zum Gefallen anzuwenden. Da die Tahaïtierinnen sich niemals unbedeckt der Sonne aussetzen (versteht sich wohl nur von denen aus der Classe der Jeris, denn die andern sahen wir selbst als Christinnen, bis auf eine kleine Schürze, noch ganz nackt herumwandern) und ein kleiner Hut von Schilf, mit Blumen geschmückt, ihr Gesicht schützt, so sind sie viel weißer als die Männer. Sie haben eine feine Gesichtsbildung; was sie aber vorzüglich auszeichnet, ist die Schönheit ihres Körpers, dessen Formen nicht durch die Tortur europäischer Moden verunstaltet sind. So wie unsere Damen sich die Wangen roth malen, so färben die Tahaïtierinnen den untern Theil ihres Körpers dunkelblau. Das ist Schmuck und Auszeichnung zugleich. Die Männer sind der nämlichen Mode unterworfen (nämlich dem Tattowiren). Ein anderer, beiden Geschlechtern eigener, Gebrauch ist, sich die Ohrläppchen zu durchbohren und aufgereihte Perlen oder allerlei Blumen hinein zu stecken. Die größte Reinlichkeit herrscht bei diesem liebenswürdigen Volke. Sie baden sich unabläßig, und essen oder trinken nie, ohne sich vorher und nachher zu waschen.

Mit dieser Schilderung stimmen auch die übrigen Reisenden überein. Bei Allen bemerkt man eine große Vorliebe für diese Schooßkinder der wollüstigen Natur, wie sie Einer nennt. Vorzüglich haben auch die Tahaïtierinnen die Reisenden gefesselt. Alle Weiber auf Tahaïti sind hübsch, und einige sogar sehr schön, sagt Wallis. Die Begleiter Cooks erheben ihre Reize ebenfalls sehr; die hohen, schlanken Gestalten, doch kleiner als die Männer, die angenehme Form der Gesichter, obgleich mehr dem Runden, als dem Oval genähert, die Zartheit der Haut, die, ungeachtet ihrer Bräune, das Erröthen sehen läßt, die Augen voll Ausdruck, bald Feuer blizzend, bald schmachtend in sanften Gefühlen, die kleinen, gleichen und sehr weißen Zähne, und endlich ein unbeschreibliches Lächeln,

das den Zauber ihrer lieblichen Züge vollendet, haben vorzüglich den jüngern Forſter entzückt. Nur die Naſen dieſer Schönen ſind gewöhnlich etwas zu platt; doch giebt es auch welche, deren Form Europäerinnen beneiden könnten.

Die Tahaïtier trifft der Fluch nicht: im Schweiße deines Angeſichts ſollſt du dein Brod eſſen. Drei Brodfruchtbäume ſind hinlänglich, um einen Menſchen das ganze Jahr hindurch zu ernähren, und er braucht nur die Hand nach dieſer Speiſe auszuſtrecken, ſo wie nach vielen andern Früchten, die ihm zur Abwechſelung und zum Wohlgeſchmack dienen. Der Anbau der nährenden Wurzeln iſt in dieſem Clima und dieſem Boden äußerſt leicht. Das Meer liefert durch die geringe Mühe des Angelns und Aufſuchens Fiſche und Schaalthiere. Die Bäche enthalten eine Art Krebſe und ebenfalls Fiſche. Der Wohlhabende läßt ſich ſeine Schweine auf eine, ſelbſt dem europäiſchen Gaumen ſehr zuſagende Art in Erdgruben mit heißen Steinen backen, und hat auch in Fleiſchſpeiſen Abwechſelung durch Hühner und — Hunde, die nur mit Vegetabilien gefüttert werden und als vorzügliche Delicateſſe gelten. In den Häuſern leben oft mehrere Familien in größter Eintracht zuſammen. Außer, zum Theil recht künſtlich geflochtener Matten auf den Schlafſtellen und einigen Gefäßen von Kürbis- und Cocosſchaale findet man keine Möbeln in denſelben.

Die Gemüthsart der Tahaïtier iſt im höchſten Grade ſanft, wohlwollend, offen, heiter und friedfertig, obwohl man an Einigen von ihnen Narben von Verwundungen ſahe, die ſie in Kriegen bekommen hatten, und die den Beweis gaben, daß ſie auch wohl tapfer ſeyn können. Haß und Rache ſind ihren Herzen völlig fremd. So hart und ungerecht Cook ſie mehrere Male behandelte, ſo waren ſie doch immer gleich verſöhnt, wenn er ihrer bedurfte und ſich nur einigermaaßen um ihre Zuneigung bewarb. Die Europäer durften es dreiſt wagen, einzeln und unbewaffnet, ſelbſt Nächte auf dem Lande zuzubringen. Ueberall wurden ſie mit der freudigſten Gaſtfreiheit aufgenommen und mit Freundſchaftsbezeugungen überhäuft. Von Neid und Bosheit fand ſich nie eine Spur. Wenn Einer ein Geſchenk erhielt, ſo ſchienen ſich Alle darüber zu freuen.

Bei dieſem kindlichen Volke bricht das Gefühl eben ſo leicht in Thränen, als in Lachen aus. Auch Männer ſah man oft weinen. Indeſſen wechſeln Kummer und Freude ſo ſchnell bei ihnen, wie bei Kindern, und ihr Geiſt iſt unſtät und flüchtig, wie bei dieſen. Ungeachtet der großen Neugierde, mit welcher ſie die Gegenſtände auf den Schiffen anſtaunten und Erklärungen verlangten, war es doch eben ſo wenig möglich, ihre Aufmerkſamkeit auch nur einige Zeit zu feſſeln, als Queckſilber zum Stehen zu bringen, ſagt Forſter der Aeltere.

Weder geiſtige noch körperliche Anſtrengung ſcheint ihre Sache zu ſeyn. Sie geben ſich lieber den Genüſſen aller Art und dem ſeligen far niente hin. Dennoch muß man die Induſtrie bewundern, mit der ſie ihre Zeuge, ein weiches Papier aus Baumrinde, ihre von Schilf geflochtenen Matten, ihre Fiſchernetze und Angelſchnüre aus den Faſern der Cocosnuß, ihre Angeln aus Muſchelſchaalen und vorzüglich ihre Böte und Kriegsfahrzeuge verfertigen. Letztere, von der Größe, daß ſie 40 Mann und darüber tragen, beſtehen aus, mit Cocosſtricken zuſammengenähten und wohlkalfaterten Brettern, die ſie mit großer Mühe, vermittelſt geſchärfter Steine aus Baumſtämmen ſpalten, da ihnen andere Werkzeuge fehlen. Man kann ſich denken, welchen Werth ſie daher auf unſere Aexte und Nägel ſetzten.

Wie alle Inſelbewohner, ſind ſie gewandte Seeleute; aber im Schwimmen und Tauchen übertreffen ſie alles weit, was europäiſche Inſulaner oder Küſtenbewohner darin zu leiſten vermögen. In bedeutender Tiefe etwas vom Meeresgrunde herauf zu holen, iſt ihnen etwas Leichtes, und daß ein Boot auf dem Meere umſchlägt, daraus machen ſie ſich nichts. Männer und Weiber ſchwimmen ſo lange darum herum, bis es ihnen gelingt, es wieder umzuwenden, ſchöpfen dann das Waſſer aus und ſetzen ihre Fahrt fröhlich fort.

Ihre Seefahrten, manchmal in bewundernswürdige Ferne, haben ihnen um ſo mehr die Beobachtung der Geſtirne nothwendig gemacht, da ſie ohne Compaß ſind. Dadurch haben ſie ſich aſtronomiſche Kenntniſſe erworben. Sie wiſſen recht gut Planeten von

Fixsternen zu unterscheiden und benennen erstere mit besonderen Namen. Nach den Mondphasen theilen sie das Jahr in 13 Monate, zu 29 Tagen. Einer dieser Monate scheint jedoch dazu zu dienen, das Mondjahr mit dem Sonnenjahr auszugleichen und hat wenige Tage. Sowohl der Tag, als die Nacht, wird in sechs Zeiten getheilt, jede zu zwei Stunden, und sie wissen diese bei Tage am Stande der Sonne, und bei Nacht an den Sternen genau abzumessen.

Ihre Geschicklichkeit in der Chirurgie ist von den Schiffärzten aus der guten Vernarbung, zum Theil schwerer Verwundungen, erkannt worden.

Ueberhaupt zeichnen sich die Tahaïtier, vor allen übrigen Wilden, durch einen weit höhern Grad von Civilisation aus, so daß sie in der That nicht verdienen, zu ihnen gezählt zu werden.

Ihre Sprache, in der die Vocale weit häufiger sind, als die Consonanten, deren sie nur wenige haben, indem ihnen unser c, g, k, s, p gänzlich fehlen, klingt angenehm und die Aussprache ist nicht schwer zu lernen. Cook und seine Begleiter hatten schon einige Fortschritte in derselben gemacht. Einer von ihnen sagt: sie ist reich an bildlichen Redensarten, und ich bin überzeugt, daß man sie, bei genauerer Bekanntschaft mit ihr, denen gleich stellen würde, an welchen man die Kühnheit und Kraft der Bilder am meisten bewundert. Durch diese, obgleich noch mangelhafte Sprachkenntniß gelang es auch, Manches über die Religion der Tahaïtier zu erfahren, wovon Forster der Aeltere ziemlich ausführlich Nachricht giebt.

Sie glauben an einen höchsten Gott, Athua rahaï, Schöpfer und Beherrscher der Welt und aller übrigen Gottheiten. Sie geben ihm eine Gemahlin, die aber nicht von seiner Natur, sondern von materieller, sehr harter Substanz ist, weshalb sie sie O-Te-Papa, Fels, nennen. Von diesem Paare sind eine Göttin des Mondes, die Götter der Sterne, des Windes, des Meeres und die besondern Schutzgötter der verschiedenen Inseln, die alle ihre eigenen Namen haben, erzeugt. Nachdem der oberste Gott die Sonne er-

ſchaffen hatte, ergriff er ſeine Gemahlin, den gewaltigen Fels, und führte ſie von Weſten nach Oſten über das Meer, wobei ſich Stücke von ihr ablöſeten, aus denen die Inſeln wurden. Außer den Göttern vom zweiten Rang giebt es noch Untergottheiten, und unter dieſen einen böſen Genius, der die Menſchen plötzlich tödtet, wenn er von den Prieſtern dazu aufgefordert wird. Ein Glaube, der dem Einfluß der Prieſter ſehr zu Statten kommen mochte. In jedem Menſchen wohnt ferner ein Genius, der in ihm denkt und empfindet, und ſich nach dem Tode von dem Körper trennt, ſich aber nicht weit von den Ueberreſten deſſelben entfernt, vorzüglich die hölzernen Bildſäulen, welche man an Grabmalen (Maraïs) aufſtellt, bewohnt, auch wohl mitunter als Geſpenſt bei Nacht in die Wohnungen ſchleicht und Schlafende tödtet, indem er ihre Herzen und Eingeweide verzehrt.

Dieſen Aberglauben an Revenans findet man ja auch bei civiliſirten Völkern. Vielleicht war er auf Tahaïti eben ſo wenig allgemein.

Nach einem andren Begleiter Cooks vereinigt ein Gott die abgeſchiedene Seele mit ſeinem Weſen, welches durch den Ausdruck: er ißt ſie, bezeichnet wird. Das iſt eine Reinigung, und nach dieſer gelangt die Seele oder der Genius an den Ort der ewigen Glückſeligkeit. Wenn ein Mann ſich einige Monate vor ſeinem Tode der Weiber enthalten hat, ſo bedarf er dieſer Reinigung nicht, ſondern kommt gerade in den Himmel. Der Stolz der Jeris geht ſo weit, daß ſie ihren beſondern Himmel haben, wo ſie nur mit Ebenbürtigen umgehen.

Von den vornehmſten Tahaïtiern hat jeder ſeinen eigenen, ſehr heilig gehaltenen Maraï, der zugleich zu religiöſen Verſammlungen dient. Die feierlichſten und größten Verſammlungen dieſer Art finden bei dem Maraï des Königs ſtatt. Hier halten die Prieſter Reden an das Volk, und hier wird auch die Ceremonie des, den ſonſt ſo gutmüthigen Charakter der Tahaïtier befleckenden Menſchenopfers vorgenommen. Cook wohnete einem ſolchen bei und beſchreibt es ausführlich. Es ward den Göttern dargebracht, um ihren Beiſtand in einem zu unternehmenden Kriege zu erringen.

Der Geopferte iſt allemal aus der niedrigſten Volks-Claſſe. Er wird vorher getödtet und die Ceremonien werden von den Prieſtern in Gegenwart des Königs und einer großen Volksmenge unter vielen Gebeten nur mit dem Leichnam vorgenommen. Ein derſelben beſteht darin, daß dem Könige das linke Auge des Opfers dargereicht wird, welcher es aber nicht empfängt. Cook glaubt daraus zu erkennen, daß die Tahaïtier einſt Menſchenfreſſer geweſen, und daß man dem Könige den, vielleicht delicateſſen, Biſſen zukommen ließ.

Wäre dieſe, eben nicht beſonders gerechtfertigte Vermuthung auch gegründet, ſo müßte ein ſo gräßlicher Appetit wenigſtens ſchon ſeit ſehr langer Zeit auf Tahaïti verſchwunden ſeyn, da man ſonſt nicht die geringſte Spur davon mehr antrifft. Ueberhaupt vertrug er ſich mit dem Charakter und den Sitten der Tahaïtier nicht. Das könnte man freilich auch von den Menſchenopfern ſagen, und es iſt wohl gewiß, daß ſie nur eine Erfindung der Prieſter waren, die durch einen ſo ſchauerlichen Gebrauch ihrem Amte größere Ehrfurcht bei einem leicht zu ſchreckenden Volke zu verſchaffen ſuchten. Auch bei den Leichenbeſtattungen fanden viele religiöſe Gebräuche ſtatt; aber mit der Geburt eines Kindes, ſo wie mit der Weihe des Ehebündniſſes, befaßte ſich die Religion nicht. Gebahr ein Geliebte dem Liebhaber ein Kind, das er für das ſeinige anerkannte, ſo war dadurch die Ehe ohne weitere Ceremonie geſchloſſen, und blieb gewöhnlich ungetrennt bis an den Tod. Doch konnten Eheleute ſich auch leicht ſcheiden und andere Verbindungen eingehen. Daß ein Ehemann noch eine Concubine hatte, fand man wohl nicht unter, niemals aber, daß er zwei anerkannte Frauen zugleich gehabt hätte. Indeſſen ſcheinen die Könige manchmal eine Ausnahme hiervon gemacht zu haben. Der zuletzt verſtorbene Pomareh hatte ſämmtliche Töchter des Königs einer benachbarten Inſel, vier an der Zahl, zugleich geheirathet, die noch bei unſerer Anweſenheit als ſeine Wittwen, verehrt wurden. Nur von Einer hatte er Kinder; und da er ſich in der letzten Zeit ſeiner Regierung zur chriſtlichen Religion bekannte, ſo galt auch nur dieſe ſeitdem für ſeine eigentliche Gemahlin.

Die Regierungsform war in beiden Halbinſeln von Tahaïti

deren jede ihren eigenen König hatte, monarchisch, obgleich die Könige sich bei allen wichtigen Angelegenheiten mit einem Conseil von Jeris zu berathen schienen, und die Regenten standen in hohem Ansehen beim Volke. Niemand, selbst Frauenzimmer und die vornehmsten Jeris nicht, durfte vor ihnen, oder auch nur vor einem ihrer Brüder, mit bedecktem Oberleibe erscheinen. Eine Ehrenbezeigung, die sonst nur den Göttern beim Vorübergehen an einem Maraï, oder beim Gebet, widerfuhr. Vor den königlichen Prinzessinnen entblößte sich jedoch nur das weibliche Geschlecht. Alle Unterthanen hingen überdem mit großer Liebe an ihren Monarchen, die einem sonderbaren Successionsgesetze unterworfen waren. So bald dem Könige ein Sohn geboren ward, ging die Souverainität auf diesen über, und der Vater verwaltete die Regierung im Namen des Sohnes nur bis zu seiner Volljährigkeit.

Die verschiedenen Districte wurden durch Vorgesetzte aus der Classe der Jeris verwaltet, die auch die Gerechtigkeit handhabten. Diese war bei dem gutmüthigen Volke sehr milde. Die Bestrafungen hingen größtentheils von dem Beleidigten ab und bestanden in Schlägen. Andere Strafen scheinen nicht üblich gewesen zu seyn, obgleich ein Eingeborner versicherte, daß Diebe manchmal an Bäumen aufgehängt würden; welches aber gewiß nicht wahr ist, da so viele Beispiele bewiesen, daß sie höchstens einige Schläge bekamen, oft aber ganz unbestraft blieben.

Die beiden Staaten von Tahaïti waren manchmal mit einander in Krieg verwickelt, manchmal kämpften sie auch einzeln oder gemeinschaftlich gegen auswärtige Feinde. Cook und seine Begleiter sahen die Anstalten zu einem Kriege mit der benachbarten Insel Eimeo, und wohnten einer Revüe bei, die der König O Tu über seine Kriegsflotte hielt. Aus der Menge der Fahrzeuge und ihrer Besatzung machte Forster der Aeltere einen Schluß auf die Bevölkerung der Insel, die er zu wenigstens 130,000 Menschen annahm. Seiner Meinung nach konnte Tahaïti aber noch viel mehrere Einwohner ernähren, weshalb er denn auch glaubte, daß die Volksmenge sich mit der Zeit noch ansehnlich vermehren könne. Leider fanden wir ganz das Gegentheil, wie ich in der Folge erzählen werde.

Im Kriege verläugneten die Tahaïtier manchmal ihren sanften Charakter und brachten die Gefangenen grausam um. Aber wer jemals einem hitzigen Gefechte beigewohnt hat, weiß, daß sich dabei oft selbst der gutmüthigsten Menschen eine Wuth bemeistert, die leicht zu Grausamkeiten hinreißen kann, wo das Gefühl nicht von Grundsätzen beherrscht wird. Nur in solcher, durch die Schlacht erregten Wuth konnten die Tahaïtier grausam seyn; bei kaltem Blute wären sie es gewiß nicht gewesen.

Schwerer wird es, sie eines andern Lasters wegen zu entschuldigen, nämlich des Stehlens wegen, dessen sich beide Geschlechter, und Geringe und Vornehme gegen die Europäer zu Schulden kommen ließen. Sie waren so geschickt darin, daß bei aller Aufmerksamkeit und bei allen getroffenen Vorkehrungen selten ein Tag verging, wo sie nicht Etwas entwendet hätten. Die junge schöne und vornehme Marorai stahl, wie Forster der Jüngere erzählt, aus der Cajüte eines Officiers, während das Schiff an einen Stein stieß, wodurch eine allgemeine Verwirrung entstand, in der sie unbemerkt blieb, ein Paar Betttücher. Sogar eine königliche Prinzessin eignete sich auf dem Schiffe einige Kleinigkeiten heimlich zu. Ihre christlichen Lehrer haben ihnen einen Begriff von der Schändlichkeit des Stehlens beigebracht, und der hat, wie unsere Erfahrung bezeugt, sehr wohlthätig gewirkt.

Daß die Sitten der Tahaïtier noch von einer andern Seite sehr anstößig waren, darf ich nicht verschweigen, so sehr auch die Dezenz gebietet, dergleichen Gegenstände zu verhüllen, weil auch in diesem Punkte der Einfluß der Missionaire sehr groß gewesen ist.

Wenn die Schaam, mit welcher die Liebe bei civilisirten Nationen ihre Geheimnisse verbirgt, nur Folge ihrer geistigen Cultur ist, so darf man sich nicht wundern, daß ein Volk, welches diese Stufe der Cultur noch nicht erreicht hat, sie nicht empfindet und in seiner Unbefangenheit wohl gar öffentliche Feierlichkeiten anstellt, die wir sehr unanständig finden müssen.

Die rohe Gutmüthigkeit der Tahaïtier ging so weit, daß sie einem willkommenen Gaste ihre Töchter, Schwestern, ja selbst ihre

Frauen zuführten und manchmal verleitete sie der Eigennutz, das, was sie dem Gaste schenkten, auch wohl für Stückchen Eisen, Glas- perlen und dergleichen zu verkaufen. Die Weiber, welche kein Be- denken trugen, ihre Gunst selbst zu verhandeln, waren fast sämmt- lich aus der niedern Volksclasse. Dagegen fand unter den Vorneh- meren eine äußerst ausschweifende Verbindung statt, deren Mitglie- der, von beiden Geschlechtern, sich Ehrioi nannten, der Ehe und der Nachkommenschaft entsagend, in wilder Lust im Lande und auf den benachbarten Inseln umher zogen, und wenn ihnen ein Kind ge- boren ward, entweder der Verbindung entsagten, oder es umbrach- ten. Die Männer unter ihnen waren sämmtlich Krieger und stan- den beim Volke in hohem Ansehn. Man war stolz darauf, Ehrioi zu seyn, da selbst der König OTu zu dieser Verbindung gehörte oder gehört hatte, welcher die Missionaire glücklicher Weise auch ein Ende gemacht haben.

Wo solche Zügellosigkeit herrscht, wo das Weib hauptsächlich nur als Gegenstand des Vergnügens betrachtet wird, kann es auch in keiner großen Achtung stehen, und die Liebe, wie sie uns beglückt, ist dort völlig unbekannt.

Daher waren auch die Weiber auf Tahaïti, obgleich weit mehr hervorgezogen, als bei vielen andern Völkern, doch die geringere Achtung bezeichnend, von den Mahlzeiten der Männer ausgeschlos- sen, und bei einem Besuche, den der König mit seiner Familie auf Cooks Schiffe ablegte, mußten sogar die königlichen Prinzessinnen in einer besonderen Cajüte bewirthet werden. Ein Gebrauch, der jetzt natürlich auch nicht mehr statt findet.

Die Treue der Gattinnen setzten die Tahaïtier darin, daß sie Niemanden ohne Vorwissen und Genehmigung des Mannes begün- stigten. Ein Verstoß gegen diese Verpflichtung ward gewöhnlich durch eine tüchtige Tracht Schläge bestraft.

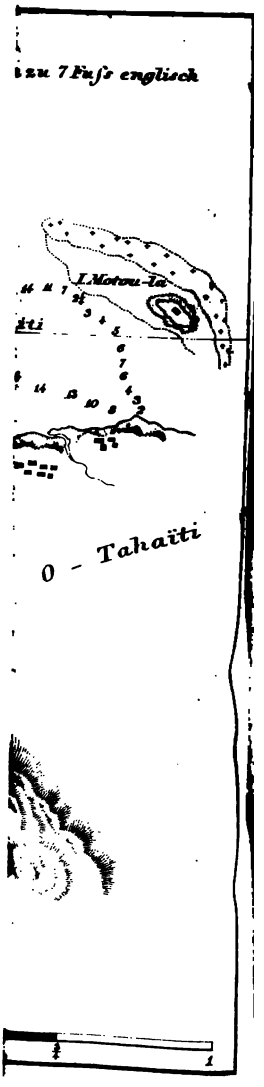
Bei der Aufzählung aller Untugenden der Tahaïtier muß noch zuletzt der Liebhaberei zu dem betäubenden Getränk, das sie aus der, deshalb besonders angebauten Avawurzel bereiteten, erwähnt werden. Sie war keineswegs allgemein, zeigte aber doch an eini-

gen abgezehrten Gestalten ihre schädliche Wirkung. Auch hier haben die Missionaire etwas Gutes gestiftet. Die Wurzel darf nicht mehr gebaut und das Getränk nicht mehr bereitet werden. Dafür wird es aber durch die Einfuhr unserer Weine und Branntweine zum Theil ersetzt; indessen haben wir keinen Betrunkenen gesehen.

Nachdem nun die ganze Schattenseite der sonst so liebenswürdigen, vorchristlichen Tahaïtier aufgedeckt worden, bitte ich den Leser, sich wieder an ihre vielen guten Eigenschaften zu erinnern und, dadurch versöhnt, sie mit Wohlwollen zu ihren schuldlosen Lustbarkeiten zu begleiten.

Diese bestanden in Musik, Tanz, theatralischen Gefechten und förmlichen dramatischen Vorstellungen. Ihre Musik war sehr einfach. Eine Art Flöte, mit der Nase geblasen, die nur vier Töne angab, und eine Trommel aus einem hohlen Baumstamm, waren die einzigen Instrumente; aber der begleitende Gesang, zu welchem großen Theils Gedichte aus dem Stegreif den Text lieferten, hatte etwas Angenehmes, und zeugte von der Feinheit ihres Gehörs. Im Tanz excellirten die Mädchen; den Frauen war er untersagt und Männer nahmen keinen Theil daran. Er war balletartig, und viele dieser Tänzerinnen wären, nach dem Urtheil der Reisenden, mit leichter Mühe selbst für unsere Theater zu bilden gewesen. Die englischen Tänze, und unter diesen den bekannten Hornpipe, begriffen sie bald und tanzten sie mit vieler Grazie.

Die Gefechte, die zur Belustigung der Zuschauer gegeben wurden, waren Nachbildungen der ernsten im Kriege, und die Geschicklichkeit, mit der jeder Hieb der Keule und jeder Lanzenstoß parirt oder durch eine Wendung des Körpers unschädlich gemacht wurde, erregte große Bewunderung. Es schien ganz dieser Geschicklichkeit zu bedürfen, um nicht schwer verwundet zu werden. Die dramatischen Vorstellungen, in denen beide Geschlechter sich sehen ließen, waren theils ernsten, theils komischen Inhalts. Aus Mangel an Sprachkenntniß ist ihre Beschreibung unvollkommen geblieben. Personen vom höchsten Rang verschmähten es nicht, Rollen in denselben zu übernehmen.


zu 7 Fuſs englisch
I. Motou-Iti
Iti
0 - Tahaïti

Bei diesen, oft wiederkehrenden Vergnügungen, bei der leichten Befriedigung aller Bedürfnisse, nicht mit schwerer Arbeit belastet, nicht von Sorgen gedrückt, von keiner Leidenschaft gequält, nur selten von Krankheit befallen, brachten die Tahaïtier unter dem herrlichen tropischen Himmel, in ihren paradiesischen Landschaften, ihr genußreiches Leben hin, und es fehlte ihnen, wie ein Begleiter Cooks sich ausdrückt, nichts als die Unsterblichkeit, um in diesem Elysium den Göttern gleich zu seyn.

Am schönen, heiteren Morgen des 12. März hatten wir die Freude, es, so wie ein leichtes Wölkchen, am reinen Horizont vor uns zu sehen. Alles, was wir Schönes davon wußten, ward uns gegenwärtig, und die Phantasie fügte das ihre hinzu. 70 Meilen waren noch zurück zu legen, bis wir das Land betreten konnten, das uns jetzt als drei getrennte Hügel zu zwei verschiedenen Inseln gehörig erschien. Der höchste Punkt, 8000 Fuß über der Meeresfläche, ist die Spitze eines Berges, der sich durch seine zuckerhutförmige Gestalt von den übrigen unterscheidet. Ein schwacher Wind prüfte unsere Geduld, und wir konnten uns nur langsam dem schönen Lande nähern, das uns nach und nach seine Reize enthüllte. Das lichte Wölkchen ward immer höher, ausgebreiteter und dunkler, und bald erkannten wir die großen, schroffen, wild durch einander geworfenen Felsenmassen des höheren Landes, die einen äußerst romantischen Anblick gewähren. Sodann fanden wir in dem üppigen Wuchs der Bäume, selbst auf den höchsten Bergspitzen, die Natur Brasiliens wieder, und endlich entzückten uns die bis an das Ufer hinaus laufenden malerischen Thäler mit ihren Wäldchen von Brodfrucht-, Cocos- und Orangenbäumen, mit den Anpflanzungen von Bananen und den kleinen eingezäunten Jams- und Tarofeldern.

Erst am 14. gelang es uns, bis zum Cap Venus zu kommen, welchem Cook diesen Namen gegeben hat, weil er dort den Vorübergang dieses Planeten vor der Sonnenscheibe beobachtete. Wegen des überaus reizenden Anblicks, den dieses Cap gewährt, verdiente es indessen, nach der schönen Göttin selbst so zu heißen. Es ist eine, aus dem nördlichsten Theil der Insel entspringende, schmale, niedrige, mit Cocosbäumen stark besetzte Landzunge, die

durch ihre Krümmung den Hafen Mataraï bildet, der zwar nicht der ſicherſte iſt, aber, durch Cook berühmt geworden, ſeitdem von den Seefahrern vorgezogen wird.

Als wir noch ein Paar Meilen vom Cap Venus entfernt waren, ließ ich eine Kanone abfeuern, um auf die am Vordermaſt aufgezogene Flagge, durch welche wir den Wunſch ausſprachen, einen Lootſen zu haben, aufmerkſam zu machen. Bald darauf ſahen wir ein europäiſches Boot auf uns zurudern, und aus demſelben ſtieg ein Mann auf unſer Schiff, der zu unſerm großen Erſtaunen uns in ruſſiſcher Sprache anredete, da er unſere Flagge für eine ruſſiſche erkannt hatte. Es war ein Engländer, Namens William, der anfänglich als Matroſe auf Handelsſchiffen gefahren war, ſich dann auf der Nordweſtküſte von Amerika im Dienſt der ruſſiſch-amerikaniſchen Compagnie geſtanden und ſich endlich in Taha häuslich niedergelaſſen hatte. Er war mit einer Eingeborenen verheirathet, bereits Familienvater, und da er das Geſchäft eines Lootſen in der Mataraï-Bai verrichtete, uns als ſolcher von den dortigen Miſſionairen zugeſchickt. Dergleichen Herumtreiber ſiedeln ſich bisweilen auf den Inſeln der Südſee an, doch ſelten zum Vortheil der Inſulaner. Gewöhnlich ſind ſie zu roh und unwiſſend, als daß ſie einen wohlthätigen Einfluß auf die Eingeborenen haben könnten, wohl aber ſtecken ſie ſie mit ihren Laſtern an. Freilich gilt das nicht allgemein. Auf Tahaïti befanden ſich einige zwanzig ſolcher naturaliſirter Engländer und Amerikaner, die ich wenigſtens nicht unter dieſem Urtheil unterwerfen will.

Den Lootſen am Bord, ſteuerten wir gerade der äußerſten Spitze des Cap Venus zu, auf welcher die Tahaïtiſche Nationalflagge wehte. Sie iſt roth, mit einem weißen Stern in der Mitte, und verdankt ihren Urſprung, wie ſo manche andere Einrichtung, den Miſſionairen, die zwar nicht dem Titel nach, aber durch ihren Einfluß auf die Gemüther, die eigentlichen Regenten des Landes ſind. Wir umſchifften ſodann glücklich die an der weſtlichen Seite, vor der Matawaï-Bai liegende Untiefe, auf welche Capitain Wallis gerieth und die nach ſeinem Schiffe den Namen Delphin erhalten hat. Endlich ließen wir, dem am Ufer liegenden

Dorfe Matawaï gegenüber, 200 Faden vom Lande, in einer Tiefe von 15 Faden, die Anker auf ſchwarzen Lehmboden fallen.

Kaum hatten die Bewohner der Bucht unſere Fregatte in dieſelbe hineinſegeln geſehen, ſo wimmelte das Ufer von Neugierigen, die uns mit jubelndem Freudengeſchrei begrüßten. Eine Menge Canots mit allerlei Lebensmitteln, Früchten und andern, zum Tauſchhandel dienenden Sachen beladen, fließen eiligſt vom Ufer, und bald war unſer Schiff von jauchzenden Tahaïtiern umgeben. So bald wir die Segel eingenommen hatten, ertheilte ich ihnen die Erlaubniß, das Schiff zu beſteigen, welche augenblicklich benutzt wurde. Mit ihren Waaren auf dem Rücken erkletterten ſie unter Scherzen und Lachen ſchnell das Verdeck, welches ſich nun in einen lebhaften Markt verwandelte. Scherz und Freude nahmen kein Ende. Lachend wurden die Waaren angeprieſen, lachend die Handel geſchloſſen. Bald hatte jeder Tahaïtier ſich einen ruſſiſchen Freund gewählt, dem er unter den zärtlichſten Umarmungen den Wunſch begreiflich machte, ſeinen Namen mit ihm zu tauſchen, wodurch er ſich denn auch anheiſchig machte, dem neuen Freunde Alles zu liefern, was dieſer etwa zu haben wünſchte. Vielleicht wirkte auch Eigennutz mit bei dem Eifer, mit welchem die Freundſchaftsbündniſſe geſchloſſen wurden. Sie konnten einen beſſeren Abſatz der Waaren bewirken. Indeſſen hatte die ſchnell gefaßte Zuneigung allen Schein der Aufrichtigkeit und Herzlichkeit. Kaum war eine Stunde verfloſſen, als man auf dem Verdeck nichts als die zärtlichſten Freunde, Paarweiſe Arm in Arm verſchlungen, herum wandern ſahe. Man hätte glauben ſollen, wir wären ſchon Jahre lang hier geweſen. Unter Allen, was wir den Tahaïtiern zu bieten hatten, ſchienen Kleidungsſtücke den höchſten Werth in ihren Augen zu haben. Wer ein ſolches erhandelt hatte, ſprang vor Freude wie ein Beſeſſener herum. Bei dieſem erſten Beſuch war kein Frauenzimmer mitgekommen. Auch in der Folge geſchah das nur ſehr ſelten, und immer betrugen ſie ſich mit der größten Sittſamkeit.

Als die Sonne ſich dem Horizonte nahete, wurden wir von unſern neuen Freunden und Glaubensgenoſſen verlaſſen, die höchſt zufrieden mit ihrem Handel und den empfangenen Geſchenken fröh-

lich dem Lande zuruderten, ohne uns irgend etwas entwendet zu haben, obgleich ihrer mehr als Hundert auf dem Schiffe gewesen waren. Der von mir an den Missionair Wilson abgesandte Officier kehrte nun auch vom Lande zurück, und brachte mir von ihm die Versicherung, daß er bei allen unsern Bedürfnissen freudig hülfreiche Hand leisten wolle. Er hat redlich Wort gehalten.

Am folgenden Morgen begrüßte uns die aufgehende Sonne, bei völlig heiterm Himmel, mit einer herrlichen Beleuchtung des ihr gegenüber liegenden schönen Landes. Noch ehe wir sie selbst sahen, schimmerte ihr Licht schon auf den Bergspitzen, von wo es sich allmählig, das mannigfaltige Grün belebend, in die Thäler herabsenkte, bis die Königin des Tages selbst in ihrer ganzen Pracht über dem Horizont erschien, und nun auch die wunderlieblichen Landschaften des Ufers durch ihre alles verschönernde Strahlen noch bezaubernder wurden. Aus dem Dickigt der Fruchtbäume, von kleinen Wurzelgärten umgeben, sah man die von Bambusstäben erbauten und mit großen Blättern gedeckten Wohnungen der glücklichen Bewohner dieses großen Lustgartens hervorscheinen; aber zu unserer großen Verwunderung herrschte überall Todesstille, und selbst, als die Sonne schon hoch über dem Horizont stand, ließ sich Niemand sehen. Die erst gestern geschlossene heiße Freundschaft schien heute schon völlig erkaltet zu seyn. Wir waren gänzlich vergessen. Endlich erhielten wir durch das Boot, welches schon vor Anbruch des Tages nach Lebensmitteln ans Land geschickt war, Aufschluß über diese sonderbare Erscheinung. Die Bewohner Tahaïti's feierten den Sonntag, und verließen deshalb ihre Wohnungen nicht, wo sie auf dem Bauch liegend und laut heulend die Bibel lasen. Sie ließen sich in gar kein Geschäft ein, da der heutige Tag, wie sie sagten, blos dem Beten gewidmet sey.

Nach unserer Rechnung war es Sonnabend. Dieser Unterschied in den Tagen ist dadurch entstanden, daß die ersten Missionaire von Westen über Neuholland, und wir von Osten über Cap Horn nach Tahaïti gekommen waren.

Ich entschloß mich zu Herrn Wilson ans Land zu fahren, um durch ihn eine bequeme Stelle zu unsern astronomischen Beobach-

tungen zu erhalten. Wir landeten an der Spitze des Caps, wo uns gleich der Schatten eines dichten Palmenhains vor den brennenden Sonnenſtrahlen in Schutz nahm. Kein Menſch, nicht einmal ein Hund, empfing uns am Strande, Alles war ſtill um uns her. Selbſt die Vögel ſchienen hier den Sonntag ſchweigend mit zu feiern, wenn es ihnen nicht etwa zu heiß zum Singen war. Nur ein kleines Bächlein, das ſich anmuthig zwiſchen blühenden Sträuchern hinſchlängelte, nahm ſich die Freiheit, ſein Gemurmel in die Andacht der Tahaïtier zu miſchen. Auf einem ſchmal betretenen Pfade ging ich, im Schutz der Palmen und dann im Schatten von Apfelſinen-, Citronen- und Bananenbäumen, langſam weiter. Gierig ſog ich die auf dem Schiffe ſo lange entbehrten Wohlgerüche ein, und erfreute mich an der üppigen Natur, die der braſilianiſchen jedoch an Mannigfaltigkeit der Gewächſe, ſo wie durch den Mangel der Colibris und Schmetterlinge, welche dort die Luft erfüllen, nachſteht. Das laute Gebet der Tahaïtiſchen Chriſten tönte mir entgegen, als ich ihre Wohnungen erreichte. Alle Thüren waren zugemacht und ſelbſt den Kindern nicht erlaubt, den ſchönen Morgen zu genießen. Das kleine freundliche, nach europäiſcher Art gebaute Haus des Miſſionairs, ward mir bald ſichtbar. Es ſtand auf einem freien Platze, von einem Gemüſegarten umgeben, der mit allerlei europäiſchen Küchengewächſen reichlich beſetzt war. Herr Wilſon hieß mich in ſeiner einfachen, aber reinlichen Wohnung herzlich willkommen und ſtellte mir ſeine Frau, gleichfalls eine Engländerin, ſeine Kinder und noch zwei Engländer, die Herrn Pennet und Tyrman vor, welche zu der Londoner Miſſionsgeſellſchaft gehören, vor drei Jahren England verlaſſen hatten und alle ihre, in der Südſee befindlichen Miſſionsniederlaſſungen als Revidenten bereiſeten.

Der Hauptmiſſionair auf Tahaïti, unter welchem die andern ſtehen, heißt Nott, und hält ſich in der Reſidenz des Königs auf. Er, jetzt ſchon ein alter Mann, hat die Tahaïtiſche Sprache vollkommen erlernt, und war der Erſte, der ſie ſchrieb. Er hat die Bibel, ein Geſang- und Gebetbuch überſetzt, auch eine Grammatik geſchrieben, die unter dem Titel: Grammer of the Tahitian Dialect of the Polynesian Language. Tahiti printed at the Mission

lich dem Lande zuruderten, ohne uns irgend etwas entwend
haben, obgleich ihrer mehr als Hundert auf dem Schiffe ge
waren. Der von mir an den Miſſionair Wilſon abgeſandte
cier kehrte nun auch vom Lande zurück, und brachte mir von
die Verſicherung, daß er bei allen unſern Bedürfniſſen fr
hülfreiche Hand leiſten wolle. Er hat redlich Wort gehalten.

Am folgenden Morgen begrüßte uns die aufgehende Sa
bei völlig heiterm Himmel, mit einer herrlichen Beleuchtung
ihr gegenüber liegenden ſchönen Landes. Noch ehe wir ſie ſ
ſahen, ſchimmerte ihr Licht ſchon auf den Bergſpitzen, von w
ſich allmählig, das mannigfaltige Grün belebend, in die T
herabſenkte, bis die Königin des Tages ſelbſt in ihrer g
Pracht über dem Horizont erſchien, und nun auch die wunderlich
Landſchaften des Ufers durch ihre alles verſchönernde Strahlen
bezaubernder wurden. Aus dem Dickigt der Fruchtbäume, von
nen Wurzelgärten umgeben, ſah man die von Bambusſtäben e
ten und mit großen Blättern gedeckten Wohnungen der glück
Bewohner dieſes großen Luſtgartens hervorſcheinen; aber zu
rer großen Verwunderung herrſchte überall Todesſtille, und
als die Sonne ſchon hoch über dem Horizont ſtand, ließ ſich
mand ſehen. Die erſt geſtern geſchloſſene heiße Freundſchaft
heute ſchon völlig erkaltet zu ſeyn. Wir waren gänzlich ver
Endlich erhielten wir durch das Boot, welches ſchon vor A
des Tages nach Lebensmitteln ans Land geſchickt war, Auf
über dieſe ſonderbare Erſcheinung. Die Bewohner Tahaïti's fei
den Sonntag, und verließen deshalb ihre Wohnungen nicht, wo
auf dem Bauch liegend und laut heulend die Bibel laſen.
ließen ſich in gar kein Geſchäft ein, da der heutige Tag, wie
ſagten, blos dem Beten gewidmet ſey.

Nach unſerer Rechnung war es Sonnabend. Dieſer Unterſch
in den Tagen iſt dadurch entſtanden, daß die erſten Miſſionair
von Weſten über Neuholland, und wir von Oſten über Cap Ho
nach Tahaïti gekommen waren.

Ich entſchloß mich zu Herrn Wilſon ans Land zu fahr
um durch ihn eine bequeme Stelle zu unſern aſtronomiſchen Beobach

en zu erhalten. Wir landeten an der Spitze des Caps, wo gleich der Schatten eines dichten Palmenhains vor den brenen Sonnenſtrahlen in Schutz nahm. Kein Menſch, nicht ein ein Hund, empfing uns am Strande, Alles war ſtill um uns Selbſt die Vögel ſchienen hier den Sonntag ſchweigend mit iern, wenn es ihnen nicht etwa zu heiß zum Singen war. ein kleines Bächlein, das ſich anmuthig zwiſchen blühenden uchern hinſchlängelte, nahm ſich die Freiheit, ſein Gemurmel ie Andacht der Tahaïtier zu miſchen. Auf einem ſchmal betre- Pfade ging ich, im Schutz der Palmen und dann im Schatten Apfelſinen-, Citronen- und Bananenbäumen, langſam weiter. Gie- og ich die auf dem Schiffe ſo lange entbehrten Wohlgerüche und erfreute mich an der üppigen Natur, die der braſiliani- jedoch an Mannigfaltigkeit der Gewächſe, ſo wie durch den ngel der Colibris und Schmetterlinge, welche dort die Luft er- n, nachſteht. Das laute Gebet der Tahaïtiſchen Chriſten tönte entgegen, als ich ihre Wohnungen erreichte. Alle Thüren wa- zugemacht und ſelbſt den Kindern nicht erlaubt, den ſchönen rgen zu genießen. Das kleine freundliche, nach europäiſcher gebaute Haus des Miſſionairs, ward mir bald ſichtbar. Es auf einem freien Platze, von einem Gemüſegarten umgeben, mit allerlei europäiſchen Küchengewächſen reichlich beſetzt war. Wilſon hieß mich in ſeiner einfachen, aber reinlichen Woh- herzlich willkommen und ſtellte mir ſeine Frau, gleichfalls Engländerin, ſeine Kinder und noch zwei Engländer, die Herrn met und Tyrman vor, welche zu der Londoner Miſſionsgeſell- ft gehören, vor drei Jahren England verlaſſen hatten und alle , in der Südſee befindlichen Miſſionsniederlaſſungen als Reiden- bereiſeten.

Der Hauptmiſſionair auf Tahaïti, unter welchem die andern en, heißt Nott, und hält ſich in der Reſidenz des Königs auf. jetzt ſchon ein alter Mann, hat die Tahaïtiſche Sprache vollkom- erlernt, und war der Erſte, der ſie ſchrieb. Er hat die Bibel, Geſang- und Gebetbuch überſetzt, auch eine Grammatik geſchrie- , die unter dem Titel: Grammer of the Tahitian Dialect the Polynesian Language. Tahiti printed at the Mission

press, Border's point 1823. erſchienen iſt, oder doch vielen Antheil an dieſen Arbeiten gehabt. Er machte auch den Anfang, die Tahaïtier im Leſen und Schreiben zu unterrichten, welches ziemlich allgemein unter ihnen iſt. Ich bedauere, Herrn Nott nicht kennen gelernt zu haben, und daher nur über den Miſſionair, nicht über den Menſchen urtheilen zu können. Er ſteht in ſehr hohem Anſehen. Wilſon, gleichfalls ein Mann bei Jahren, der ſchon über 20 Jahre auf Tahaïti wohnt, iſt von niederem Stande, ein Matroſe, der ſich auf die Theologie gelegt hat und ſie mit großem Eifer treibt. Sonſt ein gutmüthiger, gefälliger und redlicher Mann. Nott und Wilſon eingerechnet, ſind auf Tahaïti überhaupt ſechs Miſſionaire, und auf allen übrigen Societätsinſeln zuſammen nur vier. Jeder beſitzt ein Stück Land, welches, von den Eingebornen bearbeitet, ihm überflüſſigen Unterhalt gewährt und erhält überdem jährlich 50 Pfund Sterling von der Londoner Miſſionsgeſellſchaft. Dieſe hatte auch kürzlich Miſſionaire nach Tongotabu, einer der Freundſchaftsinſeln und nach der, durch Kruſenſtern bekannt gewordenen Inſel Nukahiwa geſandt. Ueberdem werden Tahaïtier ſelbſt zu Miſſionairen gebildet und auf die Inſeln des gefährlichen Archipels geſchickt, um auch dort das Chriſtenthum zu verbreiten. Bei uns muß eine ſorgfältige Erziehung und ein fleißiges Studium auf Schulen und Univerſitäten vorausgegangen ſeyn, wenn Jemand ſich zum Religionslehrer qualificiren ſoll. Die Londoner Miſſionsgeſellſchaft iſt genügſamer. Ein Halbwilder, von einem Matroſen durch einige Dogmen verwirrt, iſt ihr ſchon vollkommen dazu geeignet.

Es wurde nun Zeit in die Kirche zu gehen, und Wilſon lud mich ein, dem Gottesdienſt beizuwohnen, welches ich mit Vergnügen annahm. Von ſeinem Hauſe führt ein hübſcher, breiter chauſſeartig angelegter, ſchnurgerader Weg, mit tiefem Graben zu beiden Seiten und mit Cocospalmen und den hohen ſchattigen Brodfruchtbäumen bepflanzt, dahin. Wir brachten ungefähr zehn Minuten auf dieſem Wege zu, bis wir die Kirche erreichten, ein hübſches Gebäude, ungefähr 20 Faden lang und 10 breit, aus Fachwerk erbaut, dem Clima angemeſſen, durch viele große Fenſter ohne Glas, mit dem man ſich hier nicht vor der Witterung zu

ſchützen braucht, ſehr luftig, von außen mit Lehm beworfen und mit Kalk geweißt, was ſich durch das Grün der umgebenden Bäume ſehr gut ausnimmt. Das Dach, von einer ſchilfartigen Pflanze künſtlich geflochten und mit Rieſenblättern bedeckt, gewährt Schutz gegen die ſtärkſten Regengüſſe. Einen Thurm und Glocken giebt es nicht, aber der Kirchhof mit ſeinen ſchwarzen hölzernen Kreuzen ſetzt das Gemüth in feierliche Stimmung. Das Innere der Kirche bildet einen großen Saal, deſſen Wände ebenfalls ſauber abgeputzt ſind und in welchem eine Menge Bänke in langen Reihen ſo geſtellt ſind, daß die darauf Sitzenden die in der Mitte befindliche Kanzel bequem im Auge haben können. Als wir hinein traten, war die Kirche bereits gedrängt voll. Die Männer ſaßen auf einer Seite und die Frauenzimmer auf der andern. Faſt alle hatten Geſangbücher vor ſich liegen. Es herrſchte die größte Stille. Neben der Kanzel, die Wilſon beſtieg, befand ſich die Bank der Herrn Bennet und Tyrman, auf welcher ich mit ihnen Platz nahm. So feierlich devot auch dieſe Verſammlungen ſind, ſo wird man es einem Europäer, der die Tahaïtier zum erſten Mal in ihrem Sonntagsſtaate erblickt, nicht verargen können, wenn er Mühe hat, ſich des Lachens zu erwehren.

Es iſt ſchon bemerkt worden, in welchem hohen Werth unſere Kleidungsſtücke bei ihnen ſtehen. Sie ſind ſtolzer auf ihren Beſitz, als unſere Damen auf ihre Brillanten und perſiſchen Shawls, oder unſere Herrn auf Sterne und Ordensbänder. Da ſie keine Vorſtellung von unſern Moden haben, ſo kömmt der Schnitt gar nicht in Betrachtung. Auch Alter und Abgetragenheit verringern den Werth nur wenig. Eine aufgeriſſene Naht oder ein Loch hindern die Eleganz gar nicht. Alle dieſe Kleidungsſtücke ſind von Schiffern, die Tahaïti beſuchen, auf Trödelmärkten zuſammen gekauft und hier, wo es noch keine Schneider giebt, mit ungeheurem Gewinn verhandelt worden. Da eine vollſtändige Kleidung ſehr theuer ſeyn würde, ſo begnügt man ſich mit irgend einem Stück derſelben. Das hat die Mode in Tahaïti geheiligt. Wer mit einem Frack oder einer engliſchen Soldatenuniform paradirt, iſt übrigens, bis auf den Tapagürtel, ganz nackt, und wer Pantalons oder eine Weſte errungen hat, glaubt ebenfalls für ſeine Garderobe genug gethan

zu haben. Einige tragen blos ein Hemde, andere schwitzen unter einem dicken Mantel von Tuch, wie in einem russischen Dampfbade, sind aber zu eitel, ihn abzulegen. Strümpfe und Stiefeln oder Schuhe sieht man gar nicht. Den allerpossirlichsten Anblick gewähren indessen die Herrn in den Fracks, die ihnen in der Regel zu kurz und zu enge sind. Viele können die Arme kaum bewegen und sind genöthigt, sie wie ein Paar Windmühlenflügel auszustrecken, wobei nicht selten ein Ellbogen durch eine aufgerissene Naht neugierig in die Welt guckt.

Man denke sich eine solche, ihrer Meinung nach, sehr anständig gekleidete Versammlung, und dazu, um das Komische des Eindrucks zu vollenden, die feierlich ernsten Gesichter, und man wird finden, daß ich, ihr gegenüber, unmöglich andächtig seyn konnte.

Nicht ganz so lächerlich, aber doch recht auffallend, waren die Frauenzimmer gekleidet. Sie trugen kurze weiße, auch wohl gestreifte Männerhemden, welche die derben Knie nicht verbargen, bei Einigen mit breiten Krausen vor der Brust versehen, oder hatten sich in Betttücher gehüllt. Die kahl geschorenen Köpfe, eine von den Missionairen eingeführte Mode, zierten kleine europäische Bastüte von wunderlicher, geschmackloser Form, mit Bändern und Blumen besetzt, welche auch in Tahaïti nachgemacht werden. Die höchste Vollendung der Toilette gab ein buntes baumwollenes Tuch, zugleich die große Wohlhabenheit der Besitzerin bezeichnend.

Als Wilson auf der Kanzel stand, beugte er zuförderst sein Haupt, bedeckte das Gesicht mit der aufgeschlagenen Bibel und betete still vor sich, welches die ganze Gemeinde ihm sogleich nachmachte, statt der Bibel, das Gesangbuch dabei benutzend. Hierauf ward das bestimmte Lied aufgeschlagen und angestimmt. Es war ein übel einstudirter Choral, und dennoch bemühten sich Alle, die Harmonie mit der ganzen Kraft der Kehle zu verfälschen. Nach beendigtem Gesange las Wilson einige Capitel aus der Bibel vor, wobei zwei Mal gekniet werden mußte. Der größte Theil der Zuhörer schien sehr aufmerksam zu seyn und es herrschte eine lobenswerthe Stille, die nur durch das Plaudern und Kichern einiger jungen Mädchen, welche hinter mir saßen, manchmal, und besonders beim

terbrochen wurde, weshalb die Herrn Bennet und
fende Blicke dahin warfen. Obgleich ein ſolcher
Blitz einſchlug und Erſtarrung hervorbrachte,
ndkraft bald wieder die vom Schreck ge-
laudern und Kichern ging von Neuem
rd dabei beäugelt, als ob man nicht
aft mit ihm zu machen. Nachdem
tte, ward wieder ein Lied geſun-
oſſen. Gruppenweiſe wanderte
ite Allee, mit der größten
unter dem Arm, nach Hauſe,
auffallend ward. Mir war indeſſen
rgangen. Ich hatte nun einer großen Ver-
uen, devoten, ſogenannten chriſtlichen Tahaïtier bei-
ch verglich ſie mit ihren, von den frühern Reiſebe-
vern geſchilderten Vorfahren. Das führte mich zu Betrachtun-
gen, die um ſo weniger erfreulich ausfielen, je mehr ich mit der
neueſten Geſchichte von Tahaïti bekannt ward.

Nach vielen mißlungenen Bekehrungsverſuchen ſeit 1797 ge-
lang es endlich engliſchen Miſſionairen, dem, was ſie Chriſtenthum
nannten, bei den Tahaïtiern Eingang zu verſchaffen, und ſelbſt den
König Tajo, der damals über beide Halbinſeln in Ruhe und Frie-
den herrſchte, für ihre Lehre zu gewinnen. Aber dadurch war der
Funke in eine Pulvertonne geworfen, die eine furchtbare Exploſion
gab. Die neue Religion ward mit Gewalt eingeführt. Die Ma-
raïs wurden plötzlich, auf Befehl des Königs zerſtört, wie alles,
was an die bisher verehrten Gottheiten erinnern konnte. Wer nicht
ſogleich an die neue Lehre glauben wollte, ward ermordet. Mit
dem Bekehrungseifer hatte ſich Tygerwuth der ehemals ſo ſanften
Gemüther bemeiſtert. Ströme von Blut floſſen. Ganze Stämme
wurden ausgerottet. Viele gingen ſelbſt dem Tode muthvoll entge-
gen, ihn dem Aufgeben des alten Glaubens vorziehend. Einige
Wenige entgingen ihm durch Flucht auf die hohen, unbewohnten
Gebirge, wo ſie noch, ihren alten Göttern treu, abgeſondert leben.
Schillers Ausruf „furchtbar iſt der Menſch in ſeinem Wahn“ erhielt
die gräßlichſte Beſtätigung.

Zum Fanatismus gesellte sich, wie immer, Herrschsucht. König Tajo, nicht zufrieden, in den Ueberresten seines Volkes lauter Anhänger der neuen Religion zu sehen, zog auf Eroberung aus, um sie auch auf den übrigen Societätsinseln einzuführen. Es war ihm auch schon mit den mehresten gelungen, da trat aber der junge Häuptling Pomareh, König der kleinen Insel Tabua, gegen ihn auf. Was ihm an Heeresmacht abging, ersetzte seine beispiellose Tapferkeit und seine Ueberlegenheit in der Kriegskunst. So entriß er dem Könige Tajo eine Insel nach der andern und endlich selbst Tahaïti nahm den blutgierigen Mörder seiner schuldlosen Religionsverwandten gefangen und opferte ihn ihren Manen. In der Folge unterwarf er sich auch noch alle, bis dahin unabhängig gebliebenen Societätsinseln und nahm, als Beherrscher des ganzen Archipels, seinen Aufenthalt in Tahaïti. Den unterjochten Königen ließ er die Regierung ihrer Inseln unter seiner Oberherrschaft und verpflichtete sie zu einem jährlichen Tribut an Schweinen und Früchten. Um seine Regierung durch Familienverhältnisse noch mehr zu befestigen, heirathete er die Tochter des mächtigsten der Unterkönige, des von Ulietea, und nach einer alten Sitte wurden ihre übrigen drei Schwestern, mit ihr zugleich, seine Frauen.

Nun herrschte wieder Ruhe auf Tahaïti und dem ganzen Archipel. Pomareh war ein weiser und milder Regent. Er ließ den neuen Glauben seiner Unterthanen unangefochten, obgleich er sich nicht zu ihm bekannte. Die Missionaire, blos auf Ueberredung eingeschränkt, wußten doch das Volk bei ihrer Lehre zu erhalten, so daß die auf die Gebirge Geflüchteten noch immer lieber abgesondert bleiben, als unter ihren Landsleuten nur Gegenstände des Hasses und der Verachtung seyn wollten. Endlich ließ sich auch Pomareh mit seiner ganzen Familie, auf Ueberredung des Missionairs Nott, taufen und starb als Christ im besten Mannesalter, an den Folgen des unmäßigen Genusses geistiger Getränke, die er von Schiffen seiner neuen Glaubensgenossen erhielt.

Er hatte eine unbesiegbare Leidenschaft für diese Getränke bekommen, so sehr er auch ihren nachtheiligen Einfluß einsah und öfters im betrunkenen Zustande ausgerufen hat: O König, heut' könnten deine fetten Schweine besser regieren, als du!

Dieſe Schwäche ward indeſſen von ſeinen guten Eigenſchaften, ſeiner früher bewieſenen Tapferkeit, ſeiner ſtets geübten Gerechtigkeit, Milde und Freigebigkeit, ſo ſehr überwogen, daß er bis zum Tode im Beſitz der allgemeinen Achtung und Liebe ſeiner Unterthanen blieb und ſie noch bei unſerer Anweſenheit, faſt zwei Jahre darauf, ſehr über ſeinen Verluſt wehklagten, obgleich er ein unbeſchränkter Monarch geweſen war und ſie jetzt, durch den Einfluß der Miſſionaire, eine der engliſchen nachgeahmte oder nachgeäffte Conſtitution hatten.

Die Miſſionaire haben nämlich die Minderjährigkeit des Sohnes von Pomareh (bei unſerer Anweſenheit ein Kind von vier Jahren), der jetzt unter dem Namen Pomareh der Zweite, König iſt, benutzt, um die Tahaïtier zu dieſer, von ihnen geſchmiedeten Conſtitution zu überreden. Aus der allgemeinen Trauer über den Verluſt des abſoluten Königs ließ ſich eben nicht ſchließen, daß ſie ein neues Glück über die Inſel verbreitet habe. Aber ſo groß iſt der Einfluß der Miſſionaire auf die Gemüther, daß Alles, was ſie wollen, vom Volke ausgeführt wird.

Demnach wird Tahaïti jetzt in 19 Diſtrikte eingetheilt, und die benachbarte Inſel Eimeo, welche keinen beſonderen Unterkönig hat, in 8. Jeder Diſtrikt hat ſeinen Gouverneur und ſeinen Richter. Erſterer wird vom Parlament eingeſetzt und Letzterer von den Einwohnern gewählt. Beider Amtsverwaltung dauert nur ein Jahr, kann aber auch auf die folgenden ausgedehnt werden, wenn man mit ihnen zufrieden iſt. Ihr Geſchäft beſteht im Aufrechthalten der Ordnung und Schlichten kleiner Streitigkeiten. Wichtige Sachen müſſen an das Parlament remittirt werden, das, aus Deputirten aller Diſtrikte gebildet, auch die geſetzgebende, ſo wie der König die vollziehende Gewalt hat.

Da die Tahaïtier an eine blinde Ehrfurcht vor den Miſſionairen gewöhnt ſind und, ſo viel möglich, bei allen Unternehmungen ihren Rath einziehen, durch den ſie ſich beſtimmen laſſen, ſo ſieht man, daß wohl ſchwerlich Jemand Parlamentsglied, Gouverneur oder Richter werden, noch viel weniger bleiben wird, der ſich ihr Mißfallen zugezogen hat, und daß ſie, durch die

Constitution ihre Herrschaft, als Priester und Regenten, voll… haben.

Auch bei der Wahl des Vormundes vom jungen Könige, … in seinem Namen die Regierung führt, hat sich die schlaue Po… der Missionaire erwiesen. Sie ist auf den Unterkönig der I… Balabola gefallen, der sich zwar durch die riesenmäßige Länge v… 7 Fuß, so wie durch eine ganz enorme Korpulenz, die ihm k… gehen verstattet, keinesweges aber durch geistige Eigenschaf… zeichnet. Natürlich findet dieses Fleischgebirge, das man in … niger Entfernung eher für ein unbekanntes Thier, als für ei… Menschen ansehen kann, es sehr bequem, blos das Sprachrohr … Missionaire zu seyn. Damit aber ihre Herrschaft auch für die … kunft gesichert sey, ist die Erziehung des jungen Königs ganz … Herrn Nott überlassen, der denn auch wohl nicht ermangeln wi… ihn von Kindheit auf an gehörige Knechtschaft zu gewöhnen.

Die eigentliche Constitutionsacte war noch nicht erschie… Die Missionaire arbeiteten noch an ihr, im voraus überzeugt, … Alles, was sie hinein zu setzen für gut finden, ohne Widers… angenommen werden wird. Vermuthlich erscheint sie nach gel… ger Vollendung in ihrer Druckerei, und es würde interessant s… wenn ein künftiger Reisender sie uns übersetzt mittheilte.

So fest nun auch die Herrschaft der Missionaire gegr… war, so trübte doch noch ein Wölkchen ihr politisches Firmam… Es existirte noch ein Sohn des überwundenen Königs Tajo, … nicht ganz ohne Partei zu seyn schien. Gelänge es ihm, sich … Regierung zu bemächtigen, so könnte er es vielleicht den Missiona… ren entgelten, daß sie ihn von derselben ausgeschlossen hatten. De… halb war beschlossen, die Regierung des jungen Pomareh durch sei… feierliche Krönung zu befestigen, und um seinen Anhang zu verst… ken, alle Unterkönige des ganzen Archipels dazu einzuladen.

Diese große Ceremonie, zu der die Anstalten schon lange ge… macht waren, sollte nun bald vor sich gehen und schon waren fa… alle Unterkönige mit zahlreichem Gefolge auf Tahaïti angelangt. Unter diesen befand sich der Großvater des jungen Königs, der

mächtige Regent von Ulietea, der ein Paar Hundert, zum Theil mit Flinten bewaffneter Krieger mitgebracht hatte.

Gern hätten wir dieſer erſten Krönung eines Königs der Societätsinſeln beigewohnt; aber unſere Zeit erlaubte es nicht, und ſo ließ ich mir denn vom Herrn Tyrman, der ſelbſt Alles, was die Ceremonie betraf, angeordnet hatte, eine Beſchreibung derſelben geben, die ich hier im Auszug mittheile.

Die ſämmtlichen Unterkönige, Prinzen, Parlamentsglieder und andere hohen Beamten verſammeln ſich bei der Königin. Von da begiebt ſich der nach Rang und Würden wohlgeordnete Zug, mit dem jungen Könige und den Miſſionairs an der Spitze, auf einen freien Platz, in deſſen Mitte ſich ein von Stein gehauener Thron befindet, auf welchen der kleine Pomareh geſetzt wird. Der Zug ſchließt einen Kreis um den Thron, und Tyrman hält eine Rede. Nach Beendigung derſelben ſetzt er dem Könige eine Krone auf, die er aus England mitgebracht hat und die der Form nach der engliſchen ähnlich iſt. Hierauf giebt er ihm die Bibel in die Hand und ſagt: dieſes iſt das Geſetz, nach welchem du während deiner Regierung verfahren ſollſt. Nun ſteigt der König vom Thron und der Zug geht in voriger Ordnung in die Kirche, wo, nach vorhergegangenem Gottesdienſt, die Salbung vorgenommen wird. Damit iſt die Feierlichkeit vorbei und ein Schmaus beſchließt das Feſt.

Merkwürdig iſt es, daß dem Könige nicht die Conſtitutionsacte, ſondern die Bibel, zur Richtſchnur ſeiner Regierung überreicht wird. Sollte darin nicht eine ſchlaue Reſervation liegen? Wenn die Conſtitution etwa die nicht beabſichtigte Wirkung hätte, daß die folgſamen Tahaïtier, durch ſie erdreiſtet und gereift, ſich dem Gängelbande zu entziehen ſtrebten, ſo könnte Notts Zögling, durch nichts an ſie gebunden, ſie mit allem Recht wieder über den Haufen werfen und die Empörer unter die Bothmäßigkeit der Miſſionaire zurück bringen. Er könnte dabei noch immer gewiſſenhaft nach der ihm gegebenen Richtſchnur verfahren, beſonders ſo, wie ſie ihm erklärt werden würde. Wie dieſe Krönungsfeierlichkeit ausgefallen, ob der Sohn des Tajo dabei ruhig geblieben, ob er vielleicht das Schickſal mancher unglücklichen Prätendenten in Europa gehabt, oder

ob der Funke zu einem Bürgerkriege, der Tahaïti wieder eine a-
dere Gestalt geben kann, noch glimmt, darüber müssen wir v
späteren Besuchern dieser interessanten Insel Nachricht erwarten.

Religion und Staatsverfassung können ein Volk schnell a
dem rohesten Zustande zu immer höhern Stufen der Civilisation e
heben, können es aber auch, wie die Türken, in immerwährend
Barbarei erhalten. Wie haben nun diese mächtigen Kräfte auf d
Tahaïtier gewirkt? Wie hätten sie wirken können?

Das wahre, ächte Christenthum und eine liberale Regierun
hätten dieses, mit so glücklichen Anlagen zu jeder geselligen Tugen
begabte Volk bald den civilisirtesten Nationen gleich gestellt. Unt
ihrem segenreichen Einfluß wäre Kunst und Wissenschaft schnell e
heimisch geworden, und ächte Aufklärung, die Begriffe des Ewig
wahren, Guten und Schönen hätten die Geister erhellt, die Sitte
verfeinert und veredelt. Europa würde in kurzer Zeit Tahaïti b
wundert und vielleicht beneidet haben.

Aber die Lehre der Missionaire ist nicht das wahre Christe
thum, wenn sie gleich die, zum Theil mißverstandenen, Dogme
desselben enthält. Eine Religion, die zu ihrer Einführung der G
walt bedarf, kann schon deshalb die ächt christliche nicht seyn. E
Religion, die jede schuldlose Freude untersagt, die in fast imm
währendem Hersagen vorgeschriebener Gebete den Geist tödtet u
jede Kraft lähmt, verkennt den göttlichen Stifter des Christenthums
den milden Freund der Menschheit. So hat das falsche Christe
thum der Missionaire auf Tahaïti zwar einiges Gute, aber vi
Schlimmes hervorgebracht. Es hat den unvernünftigen Götterdien
und den heidnischen Aberglauben zerstört, aber wieder neuen Wah
an die Stelle gesetzt. Es hat den Lastern des Stehlens und de
Unkeuschheit großen Einhalt gethan, dagegen aber Heuchelei un
Gleisnerei, so wie Haß und Verachtung aller anders Glaubende
eingeführt, die sonst dem offenen und wohlwollenden Charakter de
Tahaïtier fremd waren. Es hat die Menschenopfer abgeschafft, da
gegen sind ihm aber unendlich viel mehr Menschen geopfert worden
als jemals den heidnischen Göttern.

Forster der Aeltere, schätzte, wie schon erwähnt worden, die

Bevölkerung Tahaïtis auf wenigſtens 130,000 Menſchen. Wollte man auch annehmen, daß er ſich um 50,000 geirrt habe, ſo blieben doch noch 80,000 übrig; und da jetzt die Bevölkerung nicht über 8000 beträgt; ſo iſt ſie alſo wenigſtens um $\frac{9}{10}$ eingeſchmolzen. Die von Europäern und Amerikanern eingeführten geiſtigen Getränke und die Krankheiten, mit denen ſie anſteckten, haben freilich die Sterblichkeit ſehr vergrößern können; aber eine Menge Inſeln der Südſee werden von ihnen beſucht, ohne daß man eine Abnahme ihrer Bevölkerung bemerkt. Daß Pocken oder Peſt gewüthet hätten, darüber iſt keine Nachricht vorhanden. Es iſt alſo die blutige Einführung der Miſſionair-Religion, welche hier die Stelle der verheerendſten Seuchen vertreten hat. Ich glaube gern, daß die frommen Leute ſelbſt über die Folgen ihres Bekehrungseifers erſchraken; aber ſie haben ſich völlig getröſtet und fahren fort, über die Aufrechthaltung aller Vorſchriften ihrer Lehre mit der größten Strenge zu wachen. Daher iſt denn auch bei dem kleinen Ueberreſt des gemordeten Volks die freudige Lebenskraft und die, vormals bewundernswerthe Induſtrie durch das viele Beten und das müßige Hinbrüten über Gegenſtände, welche die Lehrer ſo wenig verſtehen, als die Belehrten, faſt gänzlich untergegangen. Kaum verfertigen die jetzigen Tahaïtier noch etwas von dem papierartigen Zeuge, flechten einige Matten und bauen einige wenige Wurzeln an. Sie verlaſſen ſich auf die überall wildwachſende Brodfrucht, die für ihre geringe Anzahl im Ueberfluß vorhanden iſt. Die Seefahrzeuge, welche das Erſtaunen der Europäer erregten, ſind verſchwunden. Nur kleine Canots zimmern ſie noch, mit denen ſie auf den Korallenriffen, die ihre Inſel umgeben, fiſchen, und mit dieſen, ſo wie mit einigen eingehandelten europäiſchen und amerikaniſchen Böten, machen ſie auch ihre weitern Fahrten zu den übrigen Inſeln. Der Induſtrie civiliſirterer Nationen ſind ſie ebenfalls unzugänglich, ſo ſehr ſie auch manche Produkte derſelben zu ſchätzen wiſſen. Vergebens bieten ihnen das Schaaf und die ſehr wohl gedeihende Baumwollſtaude Stoff zu Geſpinnſten. Auf Tahaïti dreht ſich noch kein Spinnrad, und kein Weberſtuhl liefert ihnen Zeug zu Kleidungen, die ſie lieber von Fremden für ächte Perlen und alles Geld, das ſie beſitzen, kaufen. Einer unſerer Matroſen bekam fünf Piaſter

für ein altes Hemd. Man hat ihnen auch Pferde und Rindvieh gebracht, aber sie mögen sie nicht, weshalb sie sämmtlich in den Besitz der unter ihnen lebenden Fremden gekommen, aber auch bei diesen so selten geworden sind, daß für einen Ochsen, den wir zu Proviantirung des Schiffes kaufen wollten, 100 Piaster gefordert wurden. Nur die Königin hatte ein Paar Pferde, brauchte sie aber nicht. Noch existirte auf ganz Tahaïti nicht einmal eine Schmiede, so nothwendig sie auch wäre, um die eisernen Werkzeuge, welche die früheren steinernen längst verdrängt haben, wenigstens zu repariren. Sonderbar ist es, daß auch die etablirten Fremden keine Art von Handwerk treiben. Sollten die Missionaire etwas dawider haben? Gewiß ist es, daß sie auch ihnen sehr imponiren. Indessen wollte doch ein Amerikaner eine Zuckersiederei auf Tahaïti anlegen und versprach sich davon guten Gewinn.

Durch das strenge Verbot der Missionaire ist die Flöte, die sonst zu Lust und Freude rief, längst verstummt. Kein anderer Gesang darf erschallen, als der kirchliche. Kein Tanz, kein Fechterspiel, keine dramatische Vorstellung darf mehr statt finden. Dem Volke, das die Natur zum frohesten Lebensgenuß bestimmt zu haben schien, hat man jede Freude zur Sünde gemacht, die streng bestraft wird. Als einst einer von unsern Freunden ein Geschenk erhielt und darüber so froh ward, daß er zu singen anfing, machten seine erschrockenen Kammeraden ihn schnell aufmerksam, wie es ihm ergehen werde, wenn der Missionair das erführe.

Es ist einleuchtend, daß die entarteten Tahaïtier nicht mehr so liebenswürdig erscheinen können, als ihre Vorfahren den früheren Reisebeschreibern erschienen sind. Selbst auf ihre Gestalten mag die Religion Einfluß gehabt haben. Die großen Jeris, die ihre Zeit nur in beten, essen und schlafen eintheilen, sind alle, Männer und Frauenzimmer, selbst im jugendlichen Alter, fast ohne Ausnahme, sehr dick. Das gemeine kleine Volk, das doch, neben den Beschäftigungen der Jeris, noch einige Arbeiten verrichten muß, sieht zwar auch wohlgenährt, aber doch nicht so gemästet aus, weshalb man auch jetzt unter diesen weit häufiger einen schönen Körperbau findet, als unter jenen. Die Jeris sind überdem einer verunstalten-

Krankheit unterworfen, die man nicht sehr selten bei ihnen an-
't, und die ihren Grund im Uebermaaß der Nahrung und Man-
der Bewegung zu haben scheint. Die Füße schwellen ihnen näm-
bis ans Knie so stark an, daß alle Form des Fußblattes und der
de verloren geht, und sie auf dicken Cylindern, an denen unten die
en nur ein wenig hervorragen, wie auf Elephantenfüßen einher-
eiten. Dieser Aehnlichkeit wegen haben die Europäer der Krank-
den Namen Elephantism gegeben. Die Patienten scheinen sich
igens nichts aus ihr zu machen, auch keinen Schmerz zu em-
den.

Die Männer beider Classen rasiren sich den Bart und beide
chlechter scheeren sich das Haar über einem Kamm ganz kurz ab,
aß man bis auf die Haut sehen kann, was eben nicht kleidend
nd ihren braunen Gesichtern etwas affenartiges giebt. Da in-
n dieser Gebrauch ihr Christenthum bezeichnet, indem ihre in
Gebirge geflohenen, nicht christlichen, Landsleute das lange Haar
lten haben, so sind selbst die jungen Frauenzimmer stolz auf
: Verunstaltung.

Jede Eitelkeit ist Sünde, und jede, auf den Körper verwandte
gfalt ist Eitelkeit. Daher hüten die dicken Schönen aus der
Sclasse sich nicht mehr vor den brennenden Sonnenstrahlen und
so braun, wie die andern. Alle Grazien haben ihnen den
'en gewandt. Das bezaubernde Lächeln ist verschwunden. Da-
n riecht man das ranzige Cocosöl, mit dem sie sich salben,
t auf mehrere Schritte. Kurz, entweder war das Bild, das die
ern Reisenden von ihnen entwarfen, sehr geschmeichelt, oder sie
ganz vollkommen ausgeartet. Ich habe nur ein einziges hüb-
; Mädchen auf Tahaïti gesehen, die Schwester des jungen Kö-
, vierzehn Jahr alt und bereits Braut ihres Oheims, des Prin-
von Ulietea. Die männlichen Gestalten und Gesichter haben
chaus den Vorzug vor den weiblichen.

Den Gebrauch des Tattowirens haben die Missionaire auch
eschafft und dadurch wenigstens die Tahaïtier einer unnützen
al überhoben. Man findet nur noch Leute von mittlerem Alter,
darüber hinaus, tattowirt; junge Leute aber gar nicht mehr.

Die ersten Europäer, welche diese Insel besuchten, beschreiben
Zeichnungen, die vorzüglich den untern Theil des Körpers und
Arme einnehmen, als regellose, gerade, krumme und gezackte
Halbmonde und Abbildungen von Vögeln. Bei mehrerer Bek
schaft mit den Europäern veränderte sich die Mode, und es
an die Stelle der früheren Zeichnungen, europäische Thiere,
zeuge und selbst mit großer Genauigkeit ausgeführte Sextanten
Compasse. Pantalons fanden stets vorzüglichen Beifall, und
keine erhalten konnte, ließ sich wenigstens eine Nachbildung der
auf die Beine ätzen, wie man noch häufig sieht.

Gern hätten wir einen Vergleich der sogenannten chri
Tahaïtier mit den heidnischen Bewohnern der Gebirge angestellt;
es erforderte zu vielen Zeitverlust, sie in ihren Schlupfwinkeln
zusuchen, die sie nur bei Nacht verlassen, um die Thalbewohner
bestehlen, unter denen sie bei Tage gar nicht zu erscheinen wa

Wenn nun die Missionair-Religion weder wahre Bildung
Glück unter den Tahaïtiern verbreitet hat, so läßt sich das
wenig von ihrer Constitution erwarten, die ganz darauf
zu seyn scheint, die Bande, mit welchen die Bekehrer dieses
thige Volk umschlungen haben, noch fester zu ziehen und
vollkommen in ihrer Gewalt zu erhalten.

Durch Wilsons Einfluß wurde uns zu unsern astrono
Beobachtungen ein Häuschen auf dem Cap Venus eingeräumt,
zwar, wie man uns sagte, ganz auf derselben Stelle, wo Cook
servatorium gestanden hatte. Auch erhielt ich ein nahe dabei g
nes königliches Lustschloß als besondere Begünstigung vom Reg
zu meiner Wohnung.

Dieses sehr große Gebäude war der Lieblingsaufenthalt
verstorbenen Königs Pomareh gewesen, und seit seinem Tode
besonderer Achtung für ihn unbewohnt geblieben. Eine Menge
räthschaften, deren er sich bedient hatte und ein Canot, auf welch
er mehrere glänzende Siege erfochten, wurden dort als heiliges
denken an den geliebten König aufbewahrt. Es hatte ein tem
artiges Ansehen. Das Dach von Blättern ruhte auf vielen Säu
und man war von keinen Wänden eingeschlossen, welches in die

heißen und trockenen Clima sehr angenehm ist. Die Umgebungen waren sehr reizend. Hohe, stark belaubte Bäume luden in ihren Schatten, und ein silberheller Bach zum erquickenden Bade ein. Die Luft war mit Wohlgeruch aus einem nahen Orangenwäldchen erfüllt, das mit seinen abgefallenen, von den Tahaïtiern verschmähten Früchten die Erde bedeckte. Wir ließen uns die herrlichen Apfelsinen und Citronen wohlschmecken.

Da wir nur sehr kurze Zeit auf Tahaïti verweilen konnten, so hatte ich sogleich mit Herrn Dr. Eschscholtz von meiner neuen Wohnung Besitz genommen, und am nämlichen Tage ward auch unser kleines Observatorium eingerichtet. Nach einer so langen und mühseligen Seereise hier im Schooße der bezaubernden Natur auszuruhen, war ein unvergleichliches Gefühl. Wir brachten einen äußerst angenehmen Abend vor unserer Wohnung und eine erquickende Nacht unter unserm Blätterdache zu. Als wir am Morgen mit unsern Tabackspfeifen recht gemüthlich am Kaffeetisch saßen und uns über den Gang der anzustellenden Beobachtungen besprachen, um unsern kurzen Aufenthalt so zweckmäßig als möglich zu benutzen, ward mir ein Abgesandter der Königin, der mich zu sprechen verlange, gemeldet. Ich ließ ihn sogleich hereinkommen, und es trat in Begleitung unseres Lootsen, als Dolmetscher, ein riesenhafter Jeri stolz herein. Sein einziges Kleidungsstück, außer dem schmalen Gürtel, der den Männern nie fehlt, war ein sehr abgetragener sandfarbener Frack mit großen platten, blanken Knöpfen, in der Mode ungefähr funfzig Jahre zurück, und für den jetzigen Besitzer so klein und eng, daß er ihn nicht zuknöpfen konnte, und die bloßen Arme eine halbe Elle über die Aermel hinaus ragten. Den kahl geschorenen Kopf bedeckte eine rothe Nachtmütze, die er zum Beweis seiner Bekanntschaft mit den Sitten civilisirter Nationen beim Hereintreten ein wenig lüftete. Er kam mit dem Worte Jorona (guten Tag) auf mich zu, reichte mir seine große Hand und ließ sich, ohne auf meine Einladung zu warten, dicht vor meinen Füßen auf die bloße Erde, mit gekreuzten Beinen, wie die Türken, nieder. Die Königin ließ mir durch ihn kund thun, daß sie neugierig sey, den Befehlshaber einer russischen Fregatte zu sehen, daß sie mich gern in ihrer Residenz bewirthet hätte; da sie aber fürchte, ich werde mich nicht so weit von Mataraï

entfernen wollen, und deshalb den Entschluß gefaßt habe, mich
der ganzen königlichen Familie hier zu besuchen. Der Abgesan
fügte noch hinzu, daß die hohen Herrschaften, welche zu Wasser
kämen, sehr bald eintreffen würden, und daß er eilen müsse, sie
Ufer zu empfangen. Dann erhob er sich, drückte mir treuherzig
Hand, wiederholte sein Jorona, lüftete die Schlafmütze und
ließ uns.

Ich hatte mich kaum auf den Empfang der hohen Gäste
wenig vorbereitet, als das Eilen des Volkes zum Ufer ihre An
herung bereits verkündete. Bald erschien auch vor unserer Woh
ein Mann in der kurzen rothen Uniformjacke eines englischen An
melschlägers mit sehr auffallend verschlungenem bunten Tapagu
Wie gewöhnlich war sein Körper sonst ganz unbedeckt. Seine Be
zierten tattowirte Pantalons, und wenn er den Rücken wandte
sich nur ein wenig bückte, zeigte er einen großen, sehr geschickt a
führten, tattowirten Compaß mit allen zwei und dreißig Winden.
der Hand hielt er einen entblößten, verrosteten Pallasch, und auf
Kopfe prangte stolz ein alter, abgerissener, dreieckiger Hut mit eine
gen rothen Feder. Unser Dolmetscher sagte, das sey der königliche
remonienmeister; in der Folge zeigte sich es aber, daß er mehrere
ter, z. E. auch das des Leibkochs und des Hofmarschalls, vereinig
er gleich kein Jeri war, sondern zu der kleineren Raçe gehörte.
Hofnarren schien er das meiste Talent zu haben. In allen
Bewegungen, seinen Gebehrden und Mienen herrschte eine so
heure Lebhaftigkeit, daß man ihn für wahnsinnig hätte halten
nen. Ohne alle Umstände und ohne irgend eine Rücksicht auf
nahm er das ganze Gebäude in Beschlag. Ihm folgten me
Bediente in der Livree der Natur mit dem Gepäck zur Bequem
keit der Herrschaft, und er ließ nun den Boden mit seinen Ma
belegen und Alles an den gehörigen Ort stellen. Dabei verfuhr er
einer Eilfertigkeit, als ob ihm das Messer an der Kehle sitze, spra
von einem Ort zum andern, immer mit beiden Füßen zugleich
die Luft. Keiner der Diener machte es ihm recht, seine Zunge,
sein Schwert, mit dem er nach allen Richtungen in die Luft hi
waren in beständiger Bewegung. Er war noch nicht mit sein
Anordnungen fertig, als wir eine lange Reihe Paarweise gehend

Tahaïtier ankommen ſahen, die an Bambusſtangen befeſtigte Lebensmittel verſchiedener Art auf den Schultern trugen. Das verſetzte unſern Luftſpringer in neue Thätigkeit. Mit einigen Sätzen war er draußen bei den Trägern und befahl nun, dieſe von der Königin für mich beſtimmten Geſchenke vor unſerer Wohnung in einer gewiſſen Ordnung nieder zu legen. Drei große Schweine bildeten die rechte Flanke. Darauf folgten Pataten, Jams, Kartoffeln u. dergl., an die ſich wieder ſchöne Früchte von allerlei Art anſchloſſen. Nachdem der Ceremonienmeiſter mit dieſem Arrangement fertig war, wandte er ſich zum erſten Mal an mich und ſuchte mir durch viele komiſche Pantomimen begreiflich zu machen, daß Alles das mir gehöre. Endlich erſchien nun auch die Königin mit einem zahlreichen Gefolge. Sie ſelbſt ging voran mit dem kleinen Könige auf dem Arm und ihrer Tochter, der jungen Braut des Prinzen von Ulietea, an der Hand. Hinter ihr gingen ihre drei Schweſtern, ſämmtlich, wie ſie, große und dicke Frauen, in einer Reihe, und dieſen drängte ſich die ganze Maſſe des Hofſtaates nach. Den Beſchluß machte die königliche Küche, welche in Kürbisgeſchirren verſchiedener Art von Leuten aus der niedern Volksclaſſe getragen ward. Dabei befand ſich ein lebendiges Schwein, welches, ſein Schickſal ahnend, durch ſein Geſchrei bei dieſem wohlgeordneten Zuge die Stelle des Muſik-Chors ſehr unangenehm vertrat. Die Königin und ihre Schweſtern waren in Betttücher gehüllt, und ihre Strohhüte noch immer, zum Zeichen der Trauer wegen des verſtorbenen Königs, mit großen ſchwarzen Kreppſchleifen beſteckt.

Der kleine Pomareh, ein niedlicher, lebhafter Knabe, war ganz auf europäiſche Art in ein Jäckchen und Hoſen von Bombaſſin gekleidet. Seinen Kopf bedeckte ein runder Hut, aber ſeine Füße waren, wie bei allen Tahaïtiern, blos. Jede Fußbekleidung hindert ſie, wie ſie ſagen, am Gehen. Die junge Braut, wie ich ſchon früher erwähnt habe, ein hübſches Mädchen, hatte ſich ganz leicht, blos in einem kurzen geſtreiften Hemde und ohne alle Kopfbedeckung aufgemacht. Die rieſenhaften Jeris, welche den Hofſtaat ausmachten, waren mehrentheils in weiße Hemden gekleidet, und trugen runde Strohhüte mit ſchwarzen Bändern.

Es war zum erſten Mal nach dem Tode ihres Gemahls, daß

die Königin dieſes, jetzt von mir bewohnte Gebäude betrat. Ein Strom von Thränen entſtürzte ihren Augen bei der Erinnerung an die Vergangenheit, und der ganze Hof weinte pflichtſchuldigſt mit. Dieſes Schmerzgefühl dauerte indeſſen nicht lange. Die Geſichter heiterten ſich nach und nach auf. Die Königin trocknete ihre Thränen ab und begrüßte mich freundlich. Der Ceremonienmeiſter zeigte nun der königlichen Familie ihre Plätze auf den feinſten Matten an und ſie ließ ſich auf denſelben nach aſiatiſcher Art nieder. Einer von meinen Stühlen ward der königlichen Familie gegenüber hingeſtellt, und man lud mich ein, auf demſelben Platz zu nehmen. Unterdeſſen war der Ceremonienmeiſter verſchwunden, um die Tafel zu beſorgen.

Nachdem die Königin mich mit ihren Blicken vom Kopf bis zu den Füßen gemuſtert und ihre Bemerkungen den Anweſenden mitgetheilt hatte, ließ ich ihr durch den Dolmetſcher meinen Dank für die gute Aufnahme auf der Inſel, für die mir gemachten Geſchenke und für die hohe Ehre, welche ſie mir durch ihren Beſuch erzeigte, ausdrücken. Sie nahm das ſehr gnädig auf, und ließ mir nun einige Fragen thun, die ich mit aller ihr gebührenden Achtung beantwortete, z. B. wie alt ich ſey, ob meine Reiſe lange gedauert habe, ob ich ein Chriſt ſey und wie oft ich am Tage bete. Bei dieſer letzten Frage hätte ich freilich Gelegenheit gehabt, die Begriffe Ihrer Majeſtät über die Miſſionair-Religion ein wenig aufzuklären; allein ich fühlte mich nicht ſtark genug, mich in einen theologiſchen Streit einzulaſſen, und begnügte mich daher mit der Erklärung: das Chriſtenthum lehre, daß wir einſt nach unſern Handlungen gerichtet würden, und nicht nach der Anzahl unſerer Gebete. Wie treu der Dolmetſcher meine Antwort wieder gegeben hat, und ob die Königin mich ihretwegen nicht für einen Ketzer anſah, weiß ich nicht, vermuthe es aber faſt, denn ſie brach das Geſpräch über religiöſe Gegenſtände ab, und fragte, um auf etwas Anderes zu kommen, ob die Erde wirklich rund ſey. Ich verſicherte Ihrer Majeſtät: daß ich das aus eigener Erfahrung beſtätigen könne, da ich ſchon zum dritten Male rund um ſie herum führe. Das ſchien einiges Erſtaunen zu erregen, aber die Vorſtellung von der Kugelform der Erde wollte doch keinen rechten Eingang finden.

Um der Unterhaltung ein neues Intereſſe zu geben, brachte ich einige Geſchenke für die Königin, ihre Familie und ihre nächſten Umgebungen hervor, die, ſo unbedeutend ſie auch waren, große Freude erregten, und eine, mit dem Zeichen der Trauer und den Gefühlen bei der Ankunft ſehr contraſtirende, höchſt fröhliche Stimmung hervorbrachten. Die Königin erhielt ein Stück Callicot von 5 bis 6 Ellen, ein buntes ſeidenes Tuch, einen kleinen Spiegel, eine Scheere und einige Glasperlen, und dankte mir bei jedem Stück mit einem herzlichen Händedruck. Die junge Prinzeſſin erhielt ebenfalls ein ſeidenes Tuch, Glasperlen und einen Spiegel. Die Schweſtern der Königin bekamen baumwollene Tücher, Spiegel und Scheeren. Der Hofſtaat, unter welchem ſich auch vier Damen befanden, mußte ſich mit Meſſern begnügen.

Unterdeſſen hatte der Ceremonienmeiſter das mitgebrachte Schwein geſchlachtet und auf Tahaïtiſche Art in der Erde gebacken. Er trug es, nachdem die königliche Familie ihre Plätze wieder eingenommen hatte, auf einem großen Bananenblatte herein und ſetzte es vor die Königin. Andere Diener ſervirten die Tafel, oder vielmehr die Erde mit Brodfrucht, Jams, Pataten u. dgl. Auch mein Stuhl ward wieder der Königin gegenüber hingeſtellt, und ſie lud mich freundlich ein, an der Mahlzeit Theil zu nehmen, bei der ich aber blos einen müßigen Zuſchauer abgab, da es noch ziemlich früh am Tage war und ich keinen Appetit hatte. Nachdem alle Speiſen aufgetragen waren, machte der Ceremonienmeiſter einen Luftſprung, ſchwang ſeinen verroſteten Pallaſch einige Mal herum und ſagte nun laut ein Gebet her. Alle Anweſenden ließen dabei die Köpfe hängen und beteten ſtill nach. Als das Gebet geendigt war, ergriff der Ceremonienmeiſter das gebackene Schwein an den Hinterbeinen und riß es von einander. Darauf zerlegte er es vollends mit dem Pallaſch und legte nun der königlichen Familie auf Blättern ziemlich derbe Portionen vor, welche auch ſogleich mit gutem Appetit zulangte, und dabei, ſtatt Gabel und Meſſer, Finger und Zähne gebrauchte. Das ſämmtliche Gefolge hatte bei dieſer Mahlzeit blos das Zuſehen und erhielt nichts. Auch bemerkte ich nicht, daß es ſich ſpäter an den fortgeſchafften Reſten ſchadlos gehalten hätte. Nach beendigter Mahlzeit ward wieder gebetet, wie zuvor,

die hohen Herrschaften wuschen sich die Hände mit Wasser und den Mund mit Cocosmilch und legten sich nun sämmtlich schlafen. Die Dienerschaft entfernte sich. Ich trat der Königin mein Bett ab, welches sie huldreichst annahm. Nach Beendigung der Sieste, während welcher ich mich mit Plänen zu unsern astronomischen Beobachtungen beschäftigt hatte, äußerte die Königin das Verlangen, die Fregatte zu besehen. Da die Vorkehrungen zu unsern Observationen meine ganze Zeit in Anspruch nahmen, so begleitete ich sie nicht dahin, sondern gab ihr einen Officier mit, der zugleich den Auftrag erhielt, dafür zu sorgen, daß unsere Gäste auf der Fregatte so gut als möglich aufgenommen würden. Beim Abschied drückte die Königin mir die Hand und rief mir noch im Gehen mehrere Male ein freundliches Iorona, Iorona zu. Ihr sämmtliches Gefolge begleitete sie.

Am Ufer lagen, nach der Erzählung des Officiers, die Canots zur Ueberfahrt bereit. Die Königin bestieg mit ihrer Familie und unserm Officier ein ihr gehöriges europäisches Boot. Der Ceremonienmeister stellte sich an die vordere Spitze desselben, mit dem Pallasch in der Hand, der Gesellschaft den Compaß zuwendend und blieb während der ganzen Fahrt in seiner, dem Veitstanz ähnlichen komischen Beweglichkeit. Als man zur Fregatte kam, fand man sie von einer großen Anzahl Kähne umringt, auf welchen die Einwohner allerlei zum Tauschhandel herbeigebracht hatten. Das ganze Verdeck des Schiffes war mit Tahaïtiern besetzt, und der Handel ward mit so vieler Lebhaftigkeit und so laut betrieben, daß man kaum seine eigenen Worte hören konnte. Das Volk schien wenig Notiz von der königlichen Familie zu nehmen, und es kostete viele Mühe, sich durch die Canots durchzuarbeiten und das Schiff zu erreichen. Auch als das Verdeck bereits bestiegen war, ließen sich die Handeltreibenden gar nicht stören und schienen eben keine besondere Rücksicht auf die Anwesenheit der hohen Personen zu nehmen. Wie ganz anders wäre das bei der Ankunft eines Missionairs gewesen. Da herrscht gleich die größte Stille und Devotion. Vermuthlich fühlte die Königin den Mangel der ihr gebührenden Aufmerksamkeit. Sie eilte sogleich, ohne von irgend einem Gegenstande auf dem Verdeck angezogen zu werden, in die Capitains-Cajüte, von

ihrer Familie gefolgt, und verließ ſie nicht eher, als bis ſie wieder ans Land fuhr. Auch mochte die Einrichtung des Schiffes ihre Neugierde deshalb weniger erregen, weil ſie ſelbſt ein gutes, in England gebautes Kauffartheiſchiff beſitzt und daher mit dergleichen bekannt iſt. Deſto mehr fielen die Sachen in der Cajüte den hohen Damen auf. Sie bewunderten Alles und wollten Alles haben. Es koſtete viele Mühe, ſie zu überzeugen, wie unentbehrlich mir jedes einzelne Stück ſey, das ſie verlangten.

Indeſſen bemühten ſich die Officiere, die gute Laune der Gäſte durch kleine Geſchenke zu erhalten. Unter dieſen war eine breite, unächte Treſſe von ein Paar Ellen. Dieſe ward mit ganz beſonderer Begierde ergriffen. Die königlichen Schweſtern theilten ſich ſogleich darein und beſetzten ihre Hüte damit neben dem Trauerflor. Dadurch nahm in der Folge unter den vornehmen Tahaïtiſchen Damen die Begierde nach ſolchen Treſſen ſo überhand, daß ſie zu einer wirklichen Krankheit ward. Die ſtrenge Lehre der Miſſionaire, die alle Eitelkeit verdammt, fand hier die Gränze ihres Einfluſſes. Das Betteln um Treſſen nahm kein Ende, und je geringer der Vorrath wurde, deſto mehr bot man alles Mögliche auf, um nur ein Stückchen zu erlangen. Die geplagten Ehemänner mußten täglich ans Schiff, bis es ihnen gelang, die Sehnſucht der Gattin nach einem ſolchen Kleinod zu ſtillen. Mit Freuden gaben ſie ein großes Schwein und acht Hühner für eine halbe Elle dieſer unächten Treſſen. Auch mich beſtürmte man täglich in meiner Wohnung am Lande um dieſen neuen, ſo hoch geachteten Luxusartikel, und wunderte ſich ſehr darüber, daß ich, als Oberbefehlshaber, nichts davon beſitze. Am Meiſten hatte wohl — tout comme chez nous — der Beifall, den die königlichen Schweſtern den Treſſen ſchenkten, die Damen ſo aufgereizt, daß die, welche keine mehr erhalten konnten, ſich einer, an Verzweiflung gränzenden Traurigkeit überließen.

Während die königliche Familie ſich in der Cajüte aufhielt, war ihr Gefolge auf dem Verdeck geblieben und kaufte dort von unſern Matroſen allerlei alte Kleidungsſtücke für ſpaniſche Piaſter zum hundertfachen Werth ein. Die guten Tahaïtier verſtehen ſich noch gar nicht auf den Werth des Geldes, das ſie manchmal von dort anle-

genden Schiffen, und vorzüglich durch den Handel mit Cocosöl nach Neuholland, erhalten. Die Missionaire streben eifrigst danach, so viel baares Geld als möglich auf die Insel zu ziehen und haben daher für alle Lebensmittel Preise festgesetzt, unter welchen Niemand etwas an fremde Schiffe verkaufen darf. Diese Preise sind aber so hoch, daß nur die Noth zwingen kann, sie einzugehen, weshalb die Schiffer sich denn auch lieber mit alten Kleidungsstücken, Geräthschaften und Spielereien zum sehr vortheilhaften Tauschhandel reichlich versehen und bei der Gelegenheit auch baares Geld noch wegbringen.

So hat also die Maaßregel der Missionaire, gleich mancher anderweitigen finanziellen Einrichtung, von der beabsichtigten Wirkung gerade die entgegengesetzte.

Die junge Prinzessin hatte sich unbemerkt in den Raum geschlichen und dort von einem Matrosen ein Betttuch erhandelt. Mit diesem Schatze lief sie in der ausgelassensten Freude auf das Verdeck, besah ihn mit Wohlgefallen von allen Seiten und drappirte sich in der That recht reizend damit. Sie schien sich dessen bewußt zu seyn, sprang muthwillig herum, forderte die Personen des Hofstaats auf, sie zu bewundern, kurz, eine junge Europäerin hätte sich beim ersten Umhängen eines kostbaren persischen Shawls nicht glücklicher fühlen können, als diese junge Prinzessin in ihrem Matrosenbetttuch.

Um 4 Uhr ward die Mittagstafel für die hohen Gäste und ihr Gefolge ganz nach unserer Art servirt, wobei indessen die Einrichtung getroffen war, daß die königliche Familie etwas abgesondert von den Uebrigen saß. Der kleine König hatte schon früher aus Langerweile zu weinen angefangen und war in das Boot gebracht worden, wo er ruhig schlief. Vor und nach Tische ward gebetet. Die auf russische Weise bereiteten Speisen schienen wohl zu schmecken, und selbst die königliche Familie aß, ungeachtet der nicht lange vorher gehaltenen Mahlzeit, mit gutem Appetit. Man bediente sich dabei der Löffel, Messer und Gabeln, ganz, als ob man an ihren Gebrauch gewöhnt wäre. Auch der Wein ward nicht verschmäht, aber sehr mäßig genossen.

Nach aufgehobener Tafel ward die Unterhaltung allgemein, wobei ſich vorzüglich ein 70jähriger Greis durch ſeine Lebhaftigkeit und ſein ſehr anſtändiges Betragen auszeichnete. Er war unter Allen, die wir kennen lernten, der Einzige, der den Capitain Cook noch perſönlich gekannt hatte. Er behauptete, ſein Freund geweſen zu ſeyn, weshalb er auch noch immer ſeinen Namen führte, der ganz richtig ausgeſprochen ward, obgleich die Tahaïtier kein c und kein k in ihrem Alphabet haben. Er prahlte ein wenig damit, daß Cook ihn auf allen ſeinen Fahrten an den Küſten der Inſel mitgenommen und daß er öfters mit ihm unter einem Zelte geſchlafen habe. Er wußte die Namen von Cooks Begleitern und das Fach, mit welchem Jeder ſich beſonders beſchäftigt hatte, genau anzugeben. Um zu zeigen, wie Cook die Sonnenhöhe beobachtet habe, bat er ſich einen Sextanten aus, ſtellte ſich mit demſelben gebückt hin, viſirte in einen Winkel und rief dabei öfters mit lauter Stimme: ſtopp! Er erzählte die bibliſche Geſchichte in kurzem Auszuge von Erſchaffung der Welt bis auf Chriſti Geburt, und um die Lehre von der Dreieinigkeit recht anſchaulich zu machen, erhob er drei Finger, faßte ſie dann zuſammen und blickte nach dem Himmel hinauf. Auch mit der Geographie war der alte Cook nicht unbekannt. Er verſicherte, noch eine Karte zu beſitzen, die ſein Freund ihm geſchenkt habe. Er ſagte, daß England eine Inſel und ſehr viel kleiner ſey, als Rußland. Auf einer Weltkarte, die man ihm vorlegte, zeigte er, welchen Weg wir genommen hätten, um nach Tahaïti zu kommen.

Erſt beim Untergang der Sonne verließ die königliche Familie das Schiff, ſehr befriedigt von der Aufnahme, welche ſie auf demſelben gefunden, und ſteuerte gerade ihrer Reſidenz zu.

Nach dem Beſuche, den ſie mir abgeſtattet hatte, hoffte ich, nunmehr meine ganze Zeit ruhig meinen Beſchäftigungen widmen zu können. Aber darin hatte ich mich geirrt. Ungeachtet meine Wohnung von Schildwachen umſtellt war, ward ſie doch beſtändig von neugierigen Inſulanern umſchwärmt, die viele Störung veranlaßten, ſich aber dabei ſo gutmüthig und liebenswürdig zeigten, daß man ihnen unmöglich böſe werden konnte. Des Doctors Eſch-

ſcholz naturhiſtoriſche Sammlungen machten ihnen beſonders viel Vergnügen, und ſie bemühten ſich, aus allen Gegenden ihrer Inſel Schmetterlinge, Käfer, Vögel, Meerthiere u. dgl. herbei zu ſchaffen, zum Dank für die Gefälligkeit, mit welcher er ihnen ſeine Sammlungen zeigte. Auch erhielten ſie manchmal kleine Belohnungen für die Bemühung, mit der ſie die Sammlungen bereicherten, die ihnen viele Freude machten. So ward Einem ein alter abgetragener Frack des Doctors Eſchſcholz zu Theil, und der Glückliche war voll Erſtaunen über dieſe, ſeine kühnſte Erwartung übertreffende Freigebigkeit. Mit dem Ausdruck des höchſten Entzückens und mit vieler Mühe zwängte er ſeinen großen ſtarken Körper in die Kleidung des viel kleineren und ſchlanken Doctors. Nachdem ſeine Anſtrengung die Schwierigkeit überwunden hatte, ging er ſtolz, mit ausgeſpreizten Armen und krummem Rücken davon, beneidet von ſeinen Landsleuten, die ihm mit Anerkennung der Pracht ſeines Anzugs lange nachſahen.

So ſehr das Stehlen unter den Tahaïtiern auch abgenommen hat, ſo trifft ſich's doch bisweilen, daß ſie ſich nicht enthalten können, etwas von den Sachen, die in ihren Augen einen ſo großen Werth haben, zu entwenden. So glaube ich, wenn ſelbſt eine der vornehmeren Tahaïtiſchen Damen Gelegenheit gehabt hätte, ein Stückchen unächter Treſſe zu erhaſchen, ſie der Verſuchung ſchwerlich entgangen wäre. Jeder Diebſtahl wird indeſſen bei ſeiner Entdeckung, ohne Anſehn der Perſon, beſtraft, und der Verbrecher, wenn er überwieſen worden, gewöhnlich zum Wegebau verurtheilt. Es wird nämlich ein Fahrweg rund um die Inſel angelegt, an welchem diejenigen arbeiten müſſen, die ſich ſchwer gegen die Geſetze verſündigt haben. Das heißt vermuthlich auch, die nicht genug beten, oder ſich ſonſt das Mißfallen der Miſſionaire zuziehen.

Wir hatten Gelegenheit, uns von der Strenge des Verfahrens gegen Diebe zu überzeugen. Ein gefälliger Ehemann konnte dem dringenden Wunſche ſeiner Frau, die hier ſo ſehr bewunderte Kleidung, ein Matroſenbetttuch zu verſchaffen, nicht widerſtehen. Er benutzte daher die Gelegenheit, als unſere Matroſen am Fluſſe ihre Wäſche wuſchen, in einem Augenblick, wo er ſich unbemerkt glaubte,

ein Betttuch zu erhaſchen und damit davon zu laufen. Indeſſen ward er von ſeinen eigenen Landsleuten eingeholt, zurückgebracht und an einen Baum gebunden, worauf ſie den Vorfall ſowohl den Miſſionairen, als mir, anzeigten. Ich begab mich ſogleich an den Fluß, wo ich bereits den Richter des Diſtricts, den Miſſionair Wilſon und Herrn Tyrman bei dem noch immer am Baum angebundenen Diebe fand. Vorzüglich erbittert war Herr Tyrman, ſo daß der fromme Mann ſich des Schimpfens nicht enthalten konnte. Er nannte den Verbrecher ein Vieh, das nicht werth ſey, als Menſch behandelt zu werden, und that überhaupt, als ob er bei dieſer Sache viel zu ſagen habe. Das hatte mich ſehr gewundert, da der Richter gegenwärtig war und Herr Tyrman kein Amt auf der Inſel bekleidete; aber er war Mitglied der Miſſionsgeſellſchaft — et tout est dit. Man legte mir nun die Frage vor, ob ich wolle, daß der Schuldige gepeitſcht werde, da er außer der auf Diebſtähle geſetzten öffentlichen Strafe dem Beſtohlenen noch drei Schweine zu geben verbunden ſey, welches er aus Armuth nicht thun könne. Ich erließ ihm das Aequivalent für die Schweine und bat, daß er mit einer nachdrücklichen Verwarnung für die Zukunft und mit eindringlicher Belehrung über die Schändlichkeit des Stehlens entlaſſen, und auch von jeder andern Beſtrafung befreiet werde. Dieſe Bitte ward mir aber nicht gewährt. Der Unglückliche ward an einem Stricke fortgeſchleppt zum Wegebau. Hierauf verſicherten ſowohl der Richter als Herr Wilſon, daß er kein Tahaïtier, ſondern ein, mit einem Unterkönige hierher gekommener Bewohner einer andern Inſel ſey, und daß ein Tahaïtier nicht geſtohlen haben würde. Nur ein Mal noch ward uns etwas entwendet, ein eiſerner Reif von einem der Tönnchen, die wir zur bequemern Aufnahme der Mataraï-Bucht in derſelben vertheilt hatten. Der Dieb ward nicht entdeckt, und es blieb alſo unentſchieden, ob er auch ein Fremder, und die Behauptung, daß die Tahaïtier gar nicht mehr ſtehlen, gegründet war, oder nicht. Gewiß ſcheint es zu ſeyn, daß auf Tahaïti wenigſtens nicht öfters Diebſtähle vorfallen, als unter unſern civiliſirten Nationen.

Eben ſo verhält es ſich mit der Keuſchheit der Tahaïtiſchen Frauenzimmer, wobei die Ausnahmen verhältnißmäßig, auch wohl

nicht häufiger seyn mögen, als im gesitteten Europa. Die [illegible] unserer Matrosen in dieser Hinsicht wurden zwar [illegible] aber immer mit der vorsichtigsten Heimlichkeit und unter [illegible] äußerten ängstlichen Befürchtung, wenn es nur der Missionair erfährt. Daß diese Furcht sehr gegründet sey, bewies uns ein [illegible] Ein Ehemann, der ein eigenes Haus besaß, verkaufte noch [illegible] der Sitte seiner Ahnherrn, jedoch sehr unter der Hand, die [illegible] seiner Frau für Eisenstücke. Auch hatte er sich willig ge[illegible] die Intrigue eines jungen Mannes mit einer anderen Frau, [illegible] Eheherr nicht so gefällig war, zu begünstigen, und sein Haus [illegible] Rendez-vous herzugeben. Plötzlich waren er und seine [illegible] einer Nacht verschwunden. Das Haus stand am Morgen [illegible] Eigenthümer kehrten nicht wieder und wir konnten nicht er[illegible] wo sie hingekommen waren. Haben die Missionaire vielleicht [illegible] schen Dubletten eingeführt?

Eines Morgens führte mich ein Geschäft zu Wilson, [illegible] Thür, die sonst immer offen stand, jetzt verschlossen war. Ich [illegible] bescheiden an, aber das ganze Haus schien ausgestorben zu [illegible] Nach wiederholtem Pochen öffnete mir Wilson endlich [illegible] Thür. Sein von Thränen benetztes Gesicht ließ mich ein [illegible] derfahrenes Unglück vermuthen, aber ich überzeugte mich bald, [illegible] sie der Andacht geflossen waren. In dem Vorzimmer lag [illegible] oder fünf nackte Tahaïtier auf den Knien und lasen die [illegible] Personen von hohem Range, sagte Wilson. Ich machte meine [illegible] schuldigung, daß ich zu ungelegener Zeit komme und wollte [illegible] aber Wilson lud mich freundlich in das zweite Zimmer ein, [illegible] seine ganze Familie nebst den Herrn Bennet und Tyrman [illegible] nem nach englischer Sitte mit allerlei Fleischspeisen besetzten [illegible] tisch knieend antraf. Tyrman betete laut, die Uebrigen still vor [illegible] Er dankte dabei Gott für die großen Fortschritte, welche die [illegible] naire in der Ausbreitung des Christenthums machten. Wie [illegible] hätte ich in dieses Dankgebet eingestimmt, wenn es wahres, [illegible] schenwerth und Menschenwohl beförderndes Christenthum wäre, [illegible] sie verbreiten.

Das Beten dauerte noch über eine Viertelstunde. [illegible]

erhob man ſich und ließ ſich's wohlſchmecken, gab aber den vornehmen Leuten im Vorzimmer nichts und ließ ſie unbeachtet ſich entfernen.

Ich fand die Art, wie die Europäer hier die Brodfrucht im Ofen backen, vorzüglich. Die Tahaïtier ſind noch bei ihrer alten Gewohnheit geblieben, alles in der Erde zu backen.

Während des Frühſtückens erzählte Wilſon, wie ſchwer es geweſen, die Tahaïtier zu bekehren. Sie wollten ihm durchaus nicht zugeſtehen, daß ſein Glaube beſſer ſey, als der ihrige; und als er von den Wundern ſprach, die ſeine Lehre bekräftigten, forderten ſie von ihm, daß er auch Krüppel heilen und Todte erwecken ſolle. Da er das nicht konnte, ſo lachten ſie ihm ins Geſicht und er erwarb ſich in vielen Jahren keine Anhänger. Wie ganz anders wäre es geweſen, hätte er, ſtatt der Wundergeſchichten, reine chriſtliche Moral vorgetragen, die des Eindrucks auf ſo empfängliche Gemüther, wie die Tahaïtiſchen, nie verfehlt und nothwendig auf die Idee der Gemeinſchaft mit einem alliebenden Vater führt. O ihr Miſſionaire, wie viel Blut hättet ihr erſparen können!

Ich empfing noch einen Beſuch von der königlichen Familie, und dieſes Mal in Begleitung ſämmtlicher in Tahaïti anweſenden Unterkönige mit ihren Gemahlinnen, worunter ſich auch der Großvater des kleinen Königs befand. Nach einigen Vorreden trugen meine hohen Gäſte mir eine gemeinſchaftliche Bitte ſehr beſcheiden, aber auch ſehr dringend vor. Sie beſtand darin, dem kleinen Könige ein Paar Stiefeln machen zu laſſen. Seine Krönung, ſagten ſie, wird nun bald ſtatt finden, und es würde ſich bei einer ſo feierlichen Gelegenheit für den König der ſämmtlichen Societätsinſeln doch nicht ſchicken, barfuß auf dem Throne zu ſitzen. Ich befahl ſogleich meinem Schuſter, dieſem königlichen Bedürfniß abzuhelfen; das Maaß ward genommen und der freundlichſte Dank aller hohen Anweſenden lohnte meiner Willfährigkeit. Auch bei dieſem Beſuche ward wieder gegeſſen und geſchlafen. Ich hatte dieſes Mal Gelegenheit, die Zubereitung des Schweines, das immer die Hauptſpeiſe ausmacht, zu beobachten. Es wird eine hinlänglich große, runde Vertiefung in die Erde gegraben und mit Steinen ausgeſetzt. Dann wird

in der Grube so lange Feuer unterhalten, bis die Steine glühend sind, worauf die Kohlen und die Asche herausgeschafft werden. Nun belegt man die Steine mit den großen Bananenblättern, legt das wohl gereinigte und mit glühenden Steinen ausgestopfte Schwein in die Grube, bedeckt es ebenfalls mit Bananenblättern und glühenden Steinen und schüttet endlich Erde darüber. Nach einer bestimmten Zeit wird es nun herausgenommen und liefert einen so mürben und delicaten Braten, als der beste europäische Koch nicht zu bereiten vermag. Auf ähnliche Weise bereiten die Tahaïtier auch ihre Wurzeln, die dadurch ebenfalls sehr schmackhaft werden. Nur die Brodfrucht hat mir bei Wilson, im Ofen gebacken, besser geschmeckt.

Die Mataraï-Bai ist reich an wohlschmeckenden Fischen von mannigfacher, zum Theil sonderbarer Gestalt und den schönsten Farben. Die Tahaïtier essen sie sehr gern, mehrentheils roh, nur in etwas Seewasser getunkt. Ihre Werkzeuge zum Fischen bestehen einzig aus schlechten Angeln. Netze zu verfertigen, wie ihre Voreltern, erlaubt oder gestattet ihnen die Zeit nicht, die sie zum Beten anwenden müssen. Daher ist der Genuß von Fischen hier eine große Seltenheit und die Begierde darnach so unüberwindlich, daß sie den Tahaïtier sogar zum Stehlen reißen kann, seinen Charakter zu verleugnen, wovon wir ein Beispiel hatten. Ich ließ einst unser großes Netz auswerfen und es ward voll von Fischen herausgezogen. Unsere Freunde fielen gemeinsam darüber her und hätten sie eigenmächtig mit uns getheilt, wenn unsere strengen Verweise und das zufällige Erscheinen des Districtrichters sie nicht davon abgehalten hätte. Jetzt zogen sie andere Saiten auf und boten nun ihre kostbarsten Werkzeuge für die kleinsten und schlechtesten Fische an. Ich schenkte ihnen so viel, daß sie ihren Appetit ein Mal recht behaglich stillen konnten.

Es war von einer durch die Missionaire gegründeten Anstalt zum Unterricht die Rede gewesen. Ich glaubte, es sey eine Schule, wo Anfangsgründe der Wissenschaften gelehrt würden, und war neugierig auf die Fortschritte der Tahaïtier in denselben. Man hatte mir gesagt, daß der Unterricht bald nach Aufgang der Sonne anfange. Daher traf mich eines Morgens ihr erster Strahl an der Thür des Schulhauses, ein geräumiges, mit einem guten Blätterdach versehenes Gebäude,

die Seitenwände von Bambusstäben so undicht zusammen gefügt, daß der Wind überall durchstreichen und eine angenehme Kühle verbreiten konnte. Das Innere bestand aus einem einzigen, großen, mit Bänken versehenen Raum, und auf eine Erhöhung war ein kleine Bank für den Docenten gestellt. Es dauerte nicht lange, bis die Auditoren beiderlei Geschlechts angezogen kamen. Keine muntere Jugend, die der Trieb zur Erweiterung des Wissens in den Hörsaal führt, nur vollkommen erwachsene und großen Theils alte Personen schlichen langsamen Schrittes, mit gesenkten Köpfen und Gebetbüchern unter den Armen, herbei. Als die Versammlung auf den Bänken Platz genommen hatte, ward ein Kirchenlied angestimmt, nach welchem ein Tahaïtier sich auf die erhöhte Bank setzte und eine Stelle aus der Bibel vorlas. Darauf ward wieder gesungen, dann mit dem Rücken gegen den Vorleser gewandt, gekniet, während dieser ebenfalls knieend, mit geschlossenen Augen, ein langes Gebet hersagte. Sodann bestieg ein anderer Tahaïtier die Erhöhung, las, nachdem ein Lied gesungen war, wie der erstere eine Stelle aus der Bibel, und die ganze Procedur wiederholte sich ohne Abänderung. Wahrscheinlich geschah das noch ein Paar Mal; ich hatte aber am zweimaligen Cursus genug und eilte hinaus.

Dergleichen Bildungsanstalten für die Tahaïtier giebt es an mehreren Orten der Insel, aber keine anderen. Etwas lesen und schreiben lernen die Kinder im elterlichen Hause, und mehr wissen, ist vom Uebel. Freilich sind die Missionaire, wenigstens die meisten, nicht im Stande, Anderen Unterricht zu ertheilen; es scheint aber, daß die Meinung, über Unwissende sey leichter zu herrschen, als über Gebildete, auch bei ihnen einen Hauptgrundsatz der Politik ausmacht. Beten und gehorchen, das sind ihre Hauptforderungen an das unterworfene und unterdrückte Volk, das gutmüthig genug ist, den Nacken unter das Joch zu schmiegen und sich sogar gelassen zum Gebet — prügeln läßt. Es ist nämlich ein besonderer Polizei-Officier angestellt, der darauf zu sehen hat, daß die Leute vorgeschriebenermaßen in die Kirche und ins Bethaus gehen. Ich habe ihn in Function gesehen. Er ist mit einem dünnen Stock von Bambusrohr bewaffnet und treibt seine Heerde, wie der brutalste Hirt, auf die geistliche Seelenweide. Sein Amt schien ihm selbst etwas lächerlich

zu seyn, wenigstens gebehrdete er sich dabei mit vieler Ausgelassenh
und mancher Hieb fiel mehr im Scherz, als im Ernst. Die Sp
haftigkeit des Treibers hinderte indessen die kopfhängende And
der Getriebenen nicht.

In dem Bethause, das ich anfangs gutwillig genug für
Schule gehalten hatte, war kein Missionair gegenwärtig. Die V
sammlung bestand, bis auf mich, aus lauter Tahaïtiern. D
herrschte auch keine solche Stille, wie in der Kirche; indessen ging
doch ziemlich ruhig her. Ich ließ die Gesichter der Versammlu
so weit ich sie übersehen konnte, die Musterung passiren, und su
in ihrem Ausdruck die Gedanken zu lesen, welche die from
Leute beschäftigten: denn daß nur höchst Wenige auf das Wor
aus der Bibel aufmerksam waren, fiel in die Augen. Die M
schienen in sehr profanen Speculationen vertieft zu seyn, und
Einigen malte sich die Hoffnung auf den günstigen Erfolg in ei
freundlichen Zuge. Vielleicht überschlug mancher eitle Jeri die
tel, die ihm zu Gebote standen, eine alte Weste oder ein Paar
rissene Pantalons von dem Schiffsvolk einzuhandeln, um bei
bevorstehenden Krönung mit Anstand erscheinen zu können, und
den Damen mochte manche überlegen, wie sie es anzufangen
sich ohne Gefahr ein Betttuch zu erwerben. Gerade vor
eine, der es gelungen war, und die sich ganz artig in dies
gehüllt hatte, wodurch sie die Blicke aller ihrer anwesenden
männinnen auf sich zog und bescheiden, aber mit sichtbarem
Wohlgefallen diesen Triumph feierte.

Die Missionaire erzählten mir viel von dem wunderbaren
Wahiria, der ungefähr in der Mitte der nördlichen Halbinsel
Gebirge liege. Sie selbst hatten ihn nicht gesehen und mein
es sey für einen Europäer fast unmöglich, dorthin zu gelang
Selbst die kühnsten Tahaïtier besuchten diesen See nur selten,
sicherten sie, und es herrsche auf der Insel die Sage, daß ein bö
Kobold ihn bewohne. Die Tiefe des See's sey unergründlich,
wie das Wasser auf eine solche Höhe gekommen, nicht zu erklär
Unser Mineralog, Herr Hofmann, ein junger, rüstiger Mann, b
schloß den Gang dahin zu unternehmen. Er nahm drei Tahaïti

als Begleiter mit: Maititi, der schon bei unserer Ankunft den Freundschaftsbund mit ihm geschlossen und den Namen Hofmann angenommen hatte, Tauru, einen ältlichen, ehrbaren Mann, und Teiraro, einen munteren, jungen Springinsfeld. Die letzteren beiden schrieben ihm selbst ihre Namen auf. Anfänglich hatten die Führer viele Schwierigkeiten gemacht und versichert, die Reise sey zu beschwerlich, und wegen der vom Regen angeschwollenen Ströme sehr gefährlich; aber ein, jedem von ihnen versprochenes Hemd hatte diese Hindernisse beseitigt, und die Reisenden traten ihren Marsch in der Mittagszeit muthig an. Maititi, Soldat im königlich Tahaïtischen Heere, trug die Insignien seines Standes, eine Flinte, an der nur das Schloß fehlte, und eine Patrontasche ohne Pulver. Mit Hülfe einiger englischen Worte, die er wußte, hatte er Herrn Hofmann gerathen, sich mit Geschenken für seine Landsleute zu versehen. Denn, hatte er gesagt, wenn gleich die Gastfreiheit derselben und sein Ansehen unter ihnen überall eine gute Aufnahme bewirken werde, so müsse ein Mann, mit dem er den Freundschaftsbund geschlossen, sich doch stets nobel beweisen.

Anfangs ging die Reise auf einem ziemlich breiten, schönen Wege durch Waldungen von Fruchtbäumen und mehrere Dörfer. Die Bevölkerung dieser Gegend schien zahlreicher als die um Mataraï. Im District Weijoride gelangte man in das Gebirge, und es eröffnete sich bald ein reizendes Thal, das sich nach Südsüdwest erstreckt und von dem größten und reißendsten Bach der Insel durchströmt wird. Hohe, steile, mit dem herrlichsten Grün bekleidete Gehänge, von denen sich zahlreiche Wasser herabstürzen, engen die Sohle. Sie bestehen, wie die bei Mataraï, aus Basalt. Hier schwindet die Brodfrucht und die Cocospalme, aber Orangen und Ananas gedeihen, ohne menschliches Zuthun, saftiger und schöner, als unsere Treibhäuser sie hervorbringen. Nur die einzeln und spärlich am Bache stehenden Hütten verrathen, daß hier Menschen hausen. Die erste Nacht brachten unsere Reisenden in einer solchen Hütte zu, die von einem alten Ehepaare bewohnt wurde. Maititi schien sich auf dem Felde der Ehre zu glauben und fing als tapferer Soldat zu fouragiren an. Herr Hofmann mußte ihn bitten, sich dabei zu mäßigen und dem Alten unsere Bewirthung zu

überlaſſen. Dieſer holte auch ſogleich ein Ferkel herbei, und Maititi machte nun mit großer Geſchicklichkeit den Schlachter ſowohl als den Koch.

Die Art des Feueranmachens bei dieſer Gelegenheit beſchrieb Herr Hofmann folgender Geſtalt. Ein Tahaïtier nahm zwei Hölzer von verſchiedener Härte, ſtemmte das weichere gegen den Boden und rieb es mit einem Ende des härteren ſchnell auf und ab. Dies gab eine Furche, an deren unterem Ende ſich Holzmehl ſammelte, das bald zu glimmen anfing und, in trockene Blätter gelegt, durch Hin- und Herſchwenken eine Flamme gab. Das Ganze ging ſchnell und mit Leichtigkeit von ſtatten; dennoch mußte dazu beſondere Uebung gehören, denn Herrn Hofmann gelang der Verſuch trotz aller Anſtrengung nicht.

Vor Tiſche ſprach der Wirth laut ein Gebet, das die Uebrigen leiſe nachſagten; dann ward viel gegeſſen und wenig geredet. Nach dem Schlafengehen ward wieder gebetet. Herr Hofmann erhielt zu ſeinem Lager einen erhöhten, mit Matten bedeckten Platz in der Hütte und ein Paar Tücher aus dem Tahaïtiſchen Zeuge Tapa zur Decke. Die durch den guten Appetit bei der Mahlzeit zurückgehaltene Geſprächigkeit ſeiner Führer machte ſich nun, zu ſeiner großen Störung, Luft. Faſt die ganze Nacht hindurch ſchwatzten ſie dem Wirthe vor, vermuthlich von unſerm Schiffe, das er noch nicht beſucht hatte, und von ihrem Umgange mit uns. Am Morgen erhielt derſelbe, bei der Fortſetzung der Reiſe, ein Meſſer, welches anſehnliche Geſchenk ſeine Erwartung weit zu übertreffen ſchien.

Das Thal wird oberhalb wilder, aber noch ſchöner. Es erweitert ſich zu einem Becken. Die Gehänge ringsum ſind mehrere tauſend Fuß hoch. Von den ſchwarzen Berggipfeln verbreitet ſich bis in das Thal grünes Geſträuch, durch welches ſich, ſilbernen Bändern ähnlich, Waſſerfälle ſchäumend und brauſend herabſtürzen.

Zu Mittag gelangten die Reiſenden zu einer Hütte, die von einem Freunde Maititi's, Namens Tibu, bewohnt wurde. Dieſer Tibu beſaß einige Stunden Weges weiter hinauf noch eine zweite Hütte,

wo seine Frau mit den Schweinen und Hunden lebte. Diese war die letzte Station zum Wahiria-See, und es ward beschlossen, die Nacht hier zu bleiben. Ehe die Reise am Morgen weiter ging, ward ein großes Schwein angebunden, das bestimmt war, bei der Rückkehr geschlachtet und, wohl zubereitet, den Gästen vorgesetzt zu werden, die der gastfreie Tibu nun auch selbst mit begleitete.

Jede Spur eines Weges hörte hier auf. Man erblickte, indem man sich 711 Fuß über der Meeresfläche befand, ungeheure Granitblöcke, die sich nach Südsüdost ziehen. Der Weg zum Wahiria geht nach Südsüdwest. Man stieg bergan und kam an einen Sumpf in einem andern kesselförmigen Thale, wo verwilderte Schweine herumliefen. Es mußte wieder eine schroffe Anhöhe erklommen werden, um endlich in das Thal des Wahiria zu gelangen. Dieses streicht von Norden nach Süden, und bildet ein kesselförmiges Becken, in welchem der See liegt, der nach barometrischer Messung 1450 Fuß über der Meeresfläche erhaben ist. Die Gehänge erheben sich fast senkrecht noch über 2000 Fuß. Der See hat ungefähr zwei Werst (deren sieben auf eine deutsche Meile gehen) im Umfang und erhält sein Wasser von den Bergen. Von Norden her fließt ein kleiner Bach in denselben, aber kein Abfluß war zu sehen. Die Tiefe des See's beträgt am Ufer 11, und in der Mitte nicht über 17 Toisen.

Nachdem Herr Hofmann seine Neugierde befriedigt hatte, kehrte er mit seinen Begleitern zu Tibu's Hütte zurück. Ein starkes Gewitter zog heran, der Regen ergoß sich aber nicht eher, als bis die Reisenden unter Tibu's schützendem Dache angelangt waren. Ermüdet von dem beschwerlichen Marsch und der drückenden Hitze ruhte Herr Hofmann aus, während seine Begleiter schlachteten und brateten. Das Gewitter schwebte nun bald über der Hütte. Der Donner brüllte so furchtbar im Thale, daß die festen Felsen zu beben schienen; Blitze erleuchteten die dunkle Nacht mit Tageshelle und der Regen schoß so gewaltig herab, daß er den nahen Strom weit über seine Ufer anschwellte. Wer ein heftiges Gewitter in hohem Gebirge eines Tropenlandes erlebte, wird den Eindruck, den es machte, nie vergessen.

Der nun folgende Tag war ein Sonntag. Gleich nach den
wachen hielt Tauru ein langes Gebet und las dann ein Capitel aus
neuen Teſtamente, von dem in jeder Hütte wenigſtens ein Exemplar
finden war. Hierauf ward ein tüchtiges Frühſtück eingenommen, u
nach demſelben wollte Herr Hofmann aufbrechen; ſeine Führer w
ren aber weder durch Bitten, noch durch Drohungen dazu zu b
wegen. Sie verſicherten, die Fortſetzung der Reiſe ſey eine E
heiligung des Sonntags, und ſie würden gehenkt, wenn die M
ſionaire den Frevel erführen. Das war wohl etwas zu ſtark a
gedrückt, und neben dem religiöſen Grunde und der Furcht vor d
Miſſionairen, ſchienen auch die Reſte des Schweinebratens zu m
ken, die man nicht im Stich laſſen wollte. Am folgenden Mor
ward ohne Widerrede aufgebrochen. Unterwegs geſellten ſich m
mehrere Familien, beladen mit Berg-Bananen, zu unſeren Reiſen
und ſo kamen ſie in großer Geſellſchaft in Mataraï an.

Herr Hofmann machte mehrere minder beſchwerliche Fußrei
in das Innere der Inſel, und gelangte auch nach Arue, der geg
wärtigen königlichen Reſidenz. Die geognoſtiſchen und mineralo
ſchen Beobachtungen auf dieſen Streifzügen ſind für einen beſo
dern Aufſatz geſpart. Hier mag doch Einiges über ſeinen Verk
mit den Einwohnern, und was er ſonſt mittheilte, Platz finde

Die Wohnungen derſelben ſind aus aufrecht ſtehenden, ſtark
Bambusſtäben erbaut, die undicht genug zuſammengeſtellt ſind, d
die Luft kühlend durchziehen kann. Das Dach von Palmblätte
bietet den ſtärkſten Regen trotz.

Aus allen Hütten, zu denen er kam, ſteckten die Kinder ne
gierig die Köpfe heraus und die Eltern luden ihn freundlich ei
Er beſuchte mehrere, und der Ehrenplatz im Hauſe, eine Erhöhun
mit Matten und Papierzeug bedeckt, ward ihm zu Theil, bei gan
freier Aufnahme, die gewöhnlich durch ein Meſſer überſchwenglich
belohnt wurde. Bettſtellen längs den Wänden, auf denen es ſich
ſanft ruhen ließ, ſtanden auf Bambuspfählen und waren mit weichen
Matten gefüllt. Ueberall herrſchte große Reinlichkeit. Ein kleiner,
eingezäunter Hof umgiebt dieſe freundlichen Wohnungen. Abends

werden ſie durch die öligten Nüſſe des Kerzenbaumes, die auf einem Spahn gereiht ſind, erleuchtet.

Große Freude erregte Herr Hofmanns Beſuch bei ſeinem Freunde Maititi, der ihn auf's herzlichſte in ſeiner Hütte willkommen hieß, ihm ſeine Frau und Kinder vorſtellte und ihn, nach ſeiner Art, auf's Glänzendſte bewirthete.

In der königlichen Reſidenz fand Herr Hofmann nicht viel Merkwürdiges. Das Palais, welches die königliche Familie bewohnte, war eine geräumige Hütte mit einem Vorhauſe, in welchem acht Mann von der Garde die Wache hatten. Ihre einzige Waffe war ein alter, auf ein Brett gebundener Piſtolenlauf, den ſie mehrere Mal abfeuerten, vielleicht um den jungen König an das Getümmel der Schlachten zu gewöhnen. Der verſtorbene König iſt in einem ſteinernen Gebäude begraben, vor welchem drei Kanonen ſtehen, die, um keinen Schaden anzurichten, vernagelt ſind.

Es iſt ſchon des Handels erwähnt worden, der von Tahaïti aus mit Cocosöl getrieben wird, und des Schiffes, welches die Königin beſitzt. Dieſes wird von einem Engländer commandirt, und ein Theil der Beſatzung beſteht ebenfalls aus Engländern. Es war ſo eben von einer Fahrt zu den übrigen Societätsinſeln zurückgekehrt, wo es den Tribut eingeſammelt hatte, und rüſtete ſich zur Reiſe nach Port Jacſon, wohin es eine Ladung Cocosöl bringen ſollte, das dort ſehr geſucht iſt. Dieſes Oel wird in dicken Bambusſtöcken verführt. Der Capitain beſuchte mich und erzählte mir unter andern: er habe von Schiffen, welche kürzlich die Freundſchaftsinſeln beſucht hatten, erfahren, daß der König derſelben ſich auch die Navigatorinſeln unterworfen habe, die ihm jetzt Tribut geben müßten.

Von der Mataraï-, ſo wie von der in Nordoſten an ſie gränzenden Matuau-Bai iſt dieſem Bande eine von uns mit vieler Sorgfalt, nach trigonometriſcher Aufnahme verfertigte Karte beigelegt, welche eine weitere Beſchreibung derſelben überflüſſig macht.

Im December und Januar, den Tahaïtiſchen Sommermonaten, wird der Paſſat nicht ſelten durch heftige Nordweſtwinde unterbro-

chen. Regen und Gewitter sind alsdann häufig, und dauern man-
mal bis zum April; in den übrigen Monaten weht aber der Pa-
ununterbrochen, begleitet von heiterem Himmel. Deshalb kön-
man den hiesigen Sommer für den eigentlichen Winter ansehen
und, weil die Rhede von Mataraï dem Westwinde offen ist, so th-
die Schiffe, welche in dieser Jahreszeit Tahaïti besuchen, gewiß be-
in einem Hafen einzulaufen, der gerade acht Meilen von der Ven-
spitze nach Westen liegt. Er ist von Korallenriffen gebildet, ge-
mig, gegen alle Winde geschützt und hat zwei Einfahrten, wel-
so gelegen sind, daß man fast mit jedem Winde ein- und aus-
geln kann.

Ebbe und Fluth weichen in der Mataraï-Bucht sehr von d-
allgemeinen Regel ab, und scheinen sich nicht um den Mond zu b-
kümmern, dem sie doch sonst überall unterworfen sind. Jeden M-
tag, das ganze Jahr hindurch, so bald die Sonne den Meri-
erreicht, steht das Wasser am höchsten und fällt mit der sinken-
Sonne bis zur Mitternacht. Diese Erscheinung vertritt bei d-
Einwohnern eben sowohl, als die Sonne, die Stelle der Uhr-
Uebrigens beträgt das Steigen und Fallen des Wassers nur e-
nige Fuß.

Nach Humbold ist der höchste Berg auf Tahaïti 10,000 Fuß;
nach der barometrischen Messung unsers Physikers, Herrn Le-
nur 8000 Fuß über der Meeresfläche erhaben.

Bei unserer Ankunft in Mataraï fanden wir, nach unse-
Chronometern, die Länge der Venusspitze 149° 20′ 30″. Ih-
wahre Länge, welche der Admiral Krusenstern auf seiner Karte a-
genommen, ist 149° 27′ 20″. Folglich war der Fehler unsere
Uhren 6′ 50″. Diese Correctur ist bei allen, von uns im gefährli-
chen Archipel ausgemittelten Längen angebracht worden. Unsere
auf der Venusspitze angestellten astronomischen Beobachtungen gaben

für dieselbe die Breite von	17° 29′ 17″
und die Länge von	149° 29′ 00″
Die Declination der Magnetnadel war	6° 50′ 00″ östlich
und ihre Inclination	29° 30′ 00″

Der Stand des Barometers iſt beobachtet worden von 29' 80''
29' 70''. Das Reaumürſche Thermometer zeigte von 23½ bis
½° Wärme.

Die Inſeln, welche ich bei meiner frühern Reiſe auf dem
Schiffe Rurik entdeckt und deren geographiſche Lage beſtimmt habe,
die Romanzow-, Spiridow-, Deansinſeln, die Rurikskette u. ſ. w.,
en Längen ich aber damals nicht Gelegenheit hatte, auf der Be-
Spitze zu berichtigen, liegen 5' 36'' weſtlicher, als früher ange-
ben worden.

Des Capitains Bellingshauſen Längenbeſtimmungen der von
n entdeckten Inſeln ſind nach unſerer Ausmittelung um 3' 10''
groß.

Am Morgen des 24. März wurden unſere Zelte auf der Be-
Spitze abgebrochen, die aſtronomiſchen Inſtrumente an das Schiff
racht und wir ſelbſt verließen unſere Wohnung am Lande. Der
chmittag war zu unſerer Abreiſe beſtimmt. Die Tahaïtier be-
rmten jetzt unſer Schiff und brachten uns Geſchenke an Lebens-
tteln, ſo viel ſie nur hatten auftreiben können. Sie waren ſehr
rübt über unſere Abreiſe und wollten keine Gegengeſchenke an-
mmen, um uns einen Beweis ihres uneigennützigen Wohlwollens
geben. Einſtimmig verſicherten ſie, daß von allen Nationen,
bisher ihre Inſel beſucht hätten, ihnen keine ſo gefallen habe,
die Ruſſen. Mit den herzlichſten Umarmungen nahmen ſie Ab-
ied von uns und die Meiſten waren bis zu Thränen gerührt.
ie begleiteten uns auf ihren Canots noch bis zur Mündung der Bai
d wollten uns ſelbſt bis in die offene See folgen, als plötzlich
ein äußerſt heftiger Windſtoß ſie zwang, eiligſt das Ufer zu ſuchen.
ir hätten durch ihn beinahe unſere Segel eingebüßt und die Nähe
s Landes ſetzte uns auf einige Augenblicke in eine mißliche Lage,
er die Unerſchrockenheit und Geſchicklichkeit der Officiere ſowohl,
s der Matroſen, ſtellte ſich der Gefahr entgegen und überwand ſie
ücklich. Nach einer halben Stunde trat bereits der gleichmäßige
aſſatwind wieder ein, und bei dem lebhaften Wunſche einer glück-
hern Zukunft für die guten Tahaïtier ſchwand uns ihre ſchöne
nſel allmählig dahin.

Jetzt will ich aus dem vorerwähnten Werke noch etwas über die Tahaïtiſche Sprache hinzufügen.

Der Verfaſſer ſagt:

Die Sprache, welche auf den mehrſten Inſeln der Südſee ſprochen wird und die man deshalb die polyneſiſche nennen k mag als eine primitive, oder als eine verwandte der mataiſch und mit ihr von Einer Abſtammung betrachtet werden, ſo iſt doch auf alle Fälle ſehr alt, denn die Menſchen, welche ſie ſp chen, ſind ſeit undenklicher Zeit von allen übrigen völlig geſchie geweſen, ſo daß ſie ſich vor Erſcheinung der Europäer für die zigen auf der Welt hielten.

Obgleich dieſe Sprache, als die eines rohen ungebildeten V kes, im Vergleich mit den europäiſchen, ſehr mangelhaft iſt, hat ſie doch eine Stärke, eine Einfachheit und eine Beſtimmth z. E. in ihren perſönlichen Fürwörtern, wodurch ſie vielleicht übertrifft.

Ihre Aehnlichkeit mit der hebräiſchen in der Conjugation Zeitwörter, ſo wie in dem Urſprung einiger Worte kann leicht wieſen werden. Manche Wörter ſcheinen wirklich hebräiſche W zeln zu haben, als mate todt, mara oder maramara bitte, paou heilen, pae die Seite u. ſ. w.

Da die polyneſiſche Sprache über eine ſo weite Strecke breitet iſt und die Bewohner vieler Inſeln, welche ſie ſprechen, nig oder gar keinen Verkehr mit einander haben, ſo läßt ſich ten, daß ſie ſich in viele beſondere Dialecte getheilt hat. D ſind indeſſen nicht ſo verſchieden, daß ſie nicht leicht für Zwe Eines Stammes erkannt würden.

Als Hauptdialecte ſind zu betrachten: der hawaianſche, der den Sandwichsinſeln geſprochen wird, der auf den Marqueſasinſe der auf Neuſeeland, der tongatabuanſche, den die Bewohner Freundſchaftsinſeln ſprechen, und der Tahaïtiſche. Die übrigen, weit ſie bekannt ſind, haben mehr oder weniger Verwandtſchaft mit einer oder der andern von dieſen.

Der Tahaïtiſche Dialect zeichnet ſich durch ſeinen Wohlklang aus, indem er keine harten oder ziſchenden Conſonanten hat. Was ſeine Ausſprache erſchwert, ſind die vielen Diphtongen, als ao, eo, die nicht getheilt werden.

Die Declination ändert die Endung der Subſtantive nicht, ſondern die Caſus, deren es nur drei giebt, den Nominativ, den Poſſeſſiv und den Objectiv, werden durch Vorſatzwörter gebildet, z. E.

Singular:

Nominat.: Te taata — der Mann.
Poſſ.: No te taata — des Mannes.
Object.: He taata — dem Manne und den Mannen.

Plural:

Nominat.: Te mau taata — die Männer.
Poſſ.: No te mau taata — der Männer.
Object.: He mau taata — den Männern und die Männer.

Die Tahaïtier haben eine Menge beſtimmter und unbeſtimmter Artikel und Vorſetzwörter, die ſie ſonderbar anwenden. Vor eigenen Namen ſteht oft der Artikel Te, auch vor Gott, te Atua, manchmal auch o, welches hier gleichfalls ein Artikel zu ſeyn ſcheint, z. E. o Pomare, o Huaheine, o Tahaïti. Auch vor die perſönlichen Fürwörter wird dieſes o geſetzt, wenn ſie im Nominativ ſtehen. O vau ich, o oe du, o oia ſie, er es u. ſ. w. An dieſen Fürwörtern ſind die Tahaïtier und ihre Sprachverwandte vorzüglich reich. Sie haben nicht allein den Dual der Orientalen, ſondern ſogar einen doppelten in der erſten Perſon, auch einen doppelten Plural in der erſten Perſon, z. E.:

O Taua heißt du und ich.
O Maua = er und ich.
O Tatou = ihr und ich.
O Motou = wir drei oder mehrere.

Dadurch wird denn auch die Conjugation der Zeitwörter verwickelter, als in andern Sprachen, iſt aber hingegen wieder leichter,

weil weder die Perſonen noch die Zeiten das Wort ſelbſt verändern, ſondern alles durch Vorſetzung beſonderer Partikeln ausgedrückt wird, z. E. Motau fürchten, Te matau nei au ich fürchte, te mata ra oau ich fürchtete, i motau na oau ich habe gefürchtet, e matau au ich werde fürchten.

Da meine Leſer ſchwerlich das Tahaïtiſche vollkommen zu erlernen wünſchen, ſo ſchließe ich hier die Auszüge aus der Sprachlehre. Wer dieſe Sprache gründlich ſtudiren will, muß nach Otahaïti reiſen, wobei ich ihm aber den Rath gebe, ſich mit Geduld zu waffnen, denn die Tahaïtier ſind zwar ſehr zuvorkommend mit ihren Unterweiſungen, haben aber ganz die Unart der Deutſchen, zu lachen, wenn man ihre Sprache nicht gut ſpricht, welche Erfahrung wir oft gemacht haben.

Einige Monate vor uns hatte der franzöſiſche Flottencapitain Duperry, auf ſeiner Entdeckungsreiſe mit der Corvette Coquille, Otahaïti beſucht. Er iſt glücklich in ſein Vaterland zurück gekehrt und wird ſeine Reiſe herausgeben, von der er bereits die Güte gehabt hat, mir einige Hefte zuzuſchicken. Man kann ſich einen bedeutenden Gewinn für die Wiſſenſchaften durch dieſes Werk verſprechen.

VI.

Die Pittcairninsel.

Ich habe sie auf meiner Reise nicht berührt, aber ich traf im Hafen Conception, in Chili, mit einem amerikanischen Schiffscapitain zusammen, der sie kürzlich besucht hatte, und auf Tahaïti fand ich Eine von den ersten Begründerinnen der Bevölkerung dieser Insel, welche gut genug Englisch sprach, um sich mit ihr unterhalten zu können. Die Nachrichten, die ich von diesen beiden Personen eingezogen habe, werden meinen Lesern nicht unwillkommen seyn, und diejenigen, welche mit der Entstehung dieser interessanten Colonie unbekannt sind, sehen es vielleicht gern, wenn ich ihre Geschichte vom Anfange an in Kurzem erzähle.

Die englische Regierung wollte den so nutzbaren Brodfruchtbaum auf ihre westindischen Besitzungen verpflanzen und schickte daher im September des Jahres 1787 das Schiff Bounty, unter Befehl des Lieutenants Bligh, welcher bereits unter Capitain Cook auf seinen Reisen als Steuermann gedient hatte, nach der Südsee, um von den dortigen Inseln eine Ladung junger Bäume dieser Art nach Westindien zu bringen. Die Besatzung des Schiffes bestand in Allem aus 46 Mann.

Nach einer äußerst beschwerlichen Reise, bei welcher er 30 Tage lang vergeblich versucht hatte, das Cap Horn zu umschiffen, und sich endlich entschließen mußte, um das Cap der guten Hoffnung

zu ſegeln, kam Bligh endlich im October 1788 glücklich in T haïti an.

Das Einnehmen der Ladung, wobei die liebenswürdigen T haïtier ſehr behülflich waren, dauerte fünf Monate, vermut weil es dem Lieutenant Bligh und ſeiner Mannſchaft zu gut Tahaïti gefiel. Während der ganzen Zeit lebte das Schiffsvolk der größten Harmonie mit den Inſulanern, und vorzüglich mit Inſulanerinnen. Hierin liegt wahrſcheinlich auch ein Grund Blighs nachmaligem Schickſal.

Am 4. April 1789 ſegelte er von Tahaïti ab, landete a ner der Freundſchaftsinſeln, wo er die verdorbenen Pflanzen neue erſetzte, und richtete nun ſeinen Lauf am 27. deſſelben M nats, in der frohen Ueberzeugung, daß es ihm gelingen werde, erhaltenen Auftrag auszuführen, nach Weſtindien, wohin ſich Seegen verbreiten ſollte, den die Natur ihren Lieblingskindern der Pflanze gab, deren Ueberbringer er war.

Aber im Buche des Schickſals ſtand es anders geſchrie Die ſchonungsloſe Strenge, mit der Bligh ſeine Untergebenen handelte, die Empörung ihres Ehrgefühls, indem er ſogar ſein Steuermann Chriſtian Fletcher einer körperlichen Züchtigung warf, verbunden mit der Erinnerung an die auf Tahaïti ſo nehm verlebte Zeit, brachten eine Verſchwörung zu Stande, a ren Spitze Chriſtian ſtand, und deren Abſicht dahin ging, ſich Schiffes zu bemeiſtern, den Befehlshaber mit ſeinen Anhängern zuſetzen, nach Tahaïti zurück zu kehren und dem Vaterlande immer entſagend, dort nur für Genuß und Freude zu leben.

Es war den Verſchwörern gelungen, ihren Plan ſo geheim halten, daß weder Bligh noch irgend Jemand der treu gebliebe Beſatzung etwas davon ahnete. Der Aufgang der Sonne am M gen des 28. Aprils war das verabredete Signal zum Ausbruch ſchändlichen Vorhabens. Der Steuermann Chriſtian, welcher rade die Wache commandirte, trat mit zwei Unterofficieren und nem Matroſen in die Cajüte des Lieutenants Bligh, der ruhig ſchlief. Sie fielen über ihn her, banden ihm die Hände auf

Rücken und drohten, ihn auf der Stelle zu ermorden, wenn er ſich widerſetze, oder nur einen Laut von ſich gebe. Bligh zeigte ſich unerſchrocken, ſuchte ſich zu wehren, und da er der Uebermacht weichen mußte, rief er laut um Hülfe; aber die Verſchworenen hatten Alle, die nicht in ihrem Complot waren, in der nämlichen Zeit überfallen und gebunden, ſo daß der unglückliche Bligh ſich alſo in ſein Schickſal ergeben mußte. Er ward nun in bloßem Hemde und gebunden auf das Verdeck gebracht, wo er den treu gebliebenen Theil der Mannſchaft, 19 an der Zahl, gleichfalls gebunden vorfand. Nun wurde das größte Boot auf das Meer geſetzt, während deſſen Bligh ſich vergeblich bemühte, die Pflichtvergeſſenen durch Vorſtellungen zum Gehorſam zurück zu bringen. Sie riefen ihm zu, er ſolle ſtill ſchweigen, oder ſie würden ihn todt ſchlagen.

Als das Boot an der Seite des Schiffes bereit lag, ließ man zuerſt die gebundenen Officiere und Matroſen, nachdem ſie vorher ihrer Bande entledigt waren, hineinſteigen; dann ſprach Chriſtian zu Bligh: Nun Capitain, Ihre Officiere und Mannſchaft befinden ſich bereits im Boote, es iſt Zeit, daß Sie ſich auch hinbegeben; der geringſte Widerſtand koſtet Ihr Leben. Darauf ward er losgebunden und ſtieg zu ſeinen treuen Unglücksgefährten hinab, unter den ihm nachgeſchrienen bittern Vorwürfen über ſeine bisherige Tyrannei. Nachdem das Boot noch mit einigen Lebensmitteln verſehen war und man den Unglücklichen auf ihre Bitte einen Compaß, einen Octanten und an Gewehr nur ein Paar alte Säbel gegeben hatte, zogen die Verſchwörer die Segel auf und überließen das Boot, unter dem jauchzenden Geſchrei: Verderben dem Capitain Bligh! Hurrah O Tahaïti! ſeinem Schickſal.

Die Erzählung deſſen, wie es den unglücklichen Ausgeſetzten ferner ergangen, gehört zwar nicht hieher; indeſſen könnte es doch manchem Leſer, dem es noch nicht bekannt iſt, angenehm ſeyn, hier zu erfahren, wie es ihrer ungeheuren Anſtrengung gelang, in einem offenen Boote, das nur 23 Fuß lang, 6 Fuß 9 Zoll breit und 2 Fuß 9 Zoll tief war, mit wenigen Lebensmitteln verſehen, ohne Seekarte, den Wellen des großen Oceans Preis gegeben, ſich dennoch zu retten.

Als das Boot von dem Schiffe verlaſſen ward, befand es ſich ungefähr 30 Meilen von der Inſel Tofoa entfernt. Es wurde beſchloſſen, an derſelben zu landen, um dort einen Vorrath an Lebensmitteln einzunehmen und ſodann nach Tongatabu zu ſegeln, wo man den König der Freundſchaftsinſeln um die Erlaubniß bitten wollte, unter ſeinem Schutz das Boot in einen ſolchen Zuſtand zu ſetzen, daß man es wagen könne, mit demſelben die Reiſe bis Oſtindien zu machen.

Man landete glücklich bei Tofoa und befeſtigte das Boot mit einer eiſernen Kette ans Ufer; bald ſtürzte aber eine Menge feindlich geſinnter Wilden hervor, begrüßte die wehrloſen Ankömmlinge mit Steinwürfen und würde ſie bald überwunden haben, wenn der heldenmüthige Unterofficier Norton ſich nicht für die Rettung ſeiner Gefährten aufgeopfert hätte. Er ſprang an's Land, machte die Kette, mit welcher das Boot am Felſen befeſtigt war, ſchnell los und hatte nur ſo viel Zeit, die Worte: fliehet! fliehet! auszurufen, als er von den Wilden erfaßt und ermordet wurde.

Dieſer traurige Vorfall benahm den Fliehenden allen Muth nach Tongatabu oder einer andern, von Wilden bewohnten Inſel zu ſegeln. Alle wandten ſich nun an Bligh, mit der Bitte, ſie nach einem, Europäern gehörigen Hafen zu führen und gelobten in der Ausführung dieſes Vorhabens den unbedingteſten Gehorſam durch einen feierlichen Eid. Hierauf faßte Bligh den kühnen Beſchluß durch die Torresſtraße nach der Inſel Timor zu gehen, wo die Holländer Beſitzungen haben. Die Entfernung bis dahin betrug gegen 4000 See- oder 1000 deutſche Meilen. Deshalb mußte bei Vertheilung der Lebensmittel die größte Oekonomie beobachtet werden. Die ganze Mannſchaft unterwarf ſich willig der Anordnung, daß Jedem täglich nur eine Unze Zwieback und der achte Theil einer Bouteille Waſſer gereicht wurde. Schon am andern Tage erhob ſich ein Sturm, der ſo viel Waſſer ins Boot warf, daß immerwährend mit der größten Anſtrengung geſchöpfet werden mußte, um es nicht untergehen zu laſſen. Bei einem nochmaligen Sturm, verbunden mit ſtarkem Regen, war die geringe Zwiebacksprovision naß geworden und hatte ſich in einen Brei verwandelt, der nun

zur Nahrung dienen mußte, und ſelbſt dieſe war man genöthigt, nachmals noch mehr einzuſchränken, da die Fahrt länger dauerte, als man anfänglich gehofft hatte.

So von Hunger, Durſt, Anſtrengung, Durchnäſſung, brennenden Sonnenſtrahlen und aus allem dieſen entſtandenen Krankheiten auf's Aeußerſte erſchöpft, hatten die Unglücklichen, nach einer Fahrt von 32 Tagen, die unbeſchreibliche Freude, die Küſte von Neuſeeland zu erblicken und bald darauf in die Torresſtraße hinein zu ſegeln. Sie landeten auf einer kleinen unbewohnten Inſel nahe an der Küſte und fanden hier allerlei wohlſchmeckende Früchte, Auſtern und das ſchönſte Waſſer in Ueberfluß. Mit ſeligem Gefühl ruhten ſie nach ſo langer Zeit, von geſunder Nahrung erquickt, die erſte Nacht wieder auf feſtem Boden, aber beim Aufgang der Sonne zeigte ſich ihnen neue Gefahr. Die Wilden hatten ſich, mit Speeren bewaffnet, auf der Küſte geſammelt und drohten mit einem Ueberfall, weshalb die Inſel ſchleunigſt verlaſſen werden mußte.

Beim Durchſegeln des Canals war das Wetter ſchön und die See ruhig. Die Eingeborenen winkten mit grünen Zweigen vom Ufer, zur Landung einladend, aber Bligh traute den Geſinnungen dieſer kleinen häßlichen Negerraçe nicht. Mehrere unbewohnte Inſeln dienten zu Ruheplätzen und zum Einnehmen von Früchten und friſchem Waſſer. Man fühlte ſich neu belebt, und in der Hoffnung, das Ziel der Leiden, die Inſel Timor nun bald zu erreichen, herrſchte die beſte Laune.

Aber es war noch weit bis dahin. Nachdem das Boot die Torresſtraße verlaſſen hatte und ſich nun wieder auf hohem Meere befand, trat nach und nach jedes Ungemach mit verdoppelter Kraft wieder ein. Die ganze Mannſchaft war krank; Einige bis zum Verſcheiden. Faſt Alle hatten die Hoffnung aufgegeben, jemals einen ſichern Hafen zu erreichen, und flehten den Himmel nur an, durch baldigen Tod ihre Leiden zu enden. Bligh ſelbſt, ſehr unwohl, bemühte ſich, auf alle Weiſe ſeinen Untergebenen Muth einzuflößen, und gab ihnen die Verſicherung, daß ſie nun bald landen würden.

Er hielt Wort. Am 12. Juni Morgens um 3 Uhr lag
Inſel Timor mit ihrem hohen Gebirge in freundlicher Majeſtät
ihnen. Wie ein electriſcher Schlag durchzuckte dieſer Anblick die
ſchöpften Glieder der Kranken. Sie erhoben ihre Hände zum
mel, und nie iſt wohl ein Dankgebet inniger geweſen.

Die holländiſche Niederlaſſung Cupang ward nun in zwei
gen erreicht und der dortige Gouverneur nahm die Geretteten
ſchenfreundlich auf. Bis auf Einen, deſſen Lebenskraft gänzlich
ſchöpft war, ward die Geſundheit Aller bald wieder hergeſtellt,
Bligh fand Gelegenheit, mit ſeinen Unglücksgefährten nach
zu ſchiffen, wo ſie im März 1790 anlangten.

Man ſollte glauben, daß die große Lehre, welche Bligh
Schickſal empfangen hatte, ihn für die Zukunft vorſichtiger
habe, aber er verleugnete ſeinen Charakter nie. Als Befehlsh
eines Linienſchiffs veranlaßte er durch ſeine Strenge wieder
Verſchwörung, und da er nachmals Gouverneur von Neuſüdw
ward, brach auch dort aus der nämlichen Urſache eine Empörung

Nach dieſer Abſchweifung kehren wir zur Geſchichte der
lonie auf der Pittcairninſel zurück. Die Rebellen der Bounty
ten, nachdem ihr Verbrechen gelungen war, einſtimmig
ſtian zum Capitain und nahmen ihren Cours nach Tahaiti.
dem Wege dahin kamen ſie zu der kleinen, hohen und ſtark
kerten Inſel Tabuai, welche im Jahr 1777 von Cook geſehen
den, und faßten den Entſchluß, ſich dort nieder zu laſſen. Als
einen Hafen ausfindig gemacht hatten, ward das Schiff mit vie
Mühe durch die Corallenriffe in denſelben hinein gebracht. Die
Eingeborenen empfingen die Ankömmlinge ſehr freundlich, und
hen nicht nur ruhig zu, als dieſe auf der Landſpitze beim Hafen
eine Feſtung zu bauen anfingen, ſondern reichten ſelbſt hülfreich
Hand dazu. Indeſſen dauerte dieſe Einigkeit nicht lange. Chri
ſtian und ſeine Gefährten wurden, im Vertrauen auf die Ueberlegen
heit ihrer Waffen, bald ſehr übermüthig und empörten die guten
Inſulaner vorzüglich durch das Rauben ihrer Weiber. Chriſtians
Mannſchaft ward plötzlich überfallen; er zog ſich aber mit ihr auf
eine Anhöhe zurück, von wo das Gewehrfeuer eine große Nieder-

lage unter den Wilden hervorbrachte, während Chriſtian nur Einen Verwundeten und gar keinen Todten hatte. Dennoch fanden die Sieger es nicht rathſam, auf Tabuai zu bleiben. Sie ſchifften ſich wieder ein und ſegelten nach Tahaïti.

Während dieſer Ueberfahrt hatte ſich eine tiefe Melancholie Chriſtians bemeiſtert. Gewiſſensbiſſe und trübe Ausſichten in die Zukunft folterten ihn. Er ſchloß ſich in ſeine Cajüte ein, kam nur ſelten zum Vorſchein, und ſprach nur wenige Worte.

Als die Bounty die Anker bei Tahaïti geworfen hatte, kamen eine Menge Eingeborner an den Bord, freuten ſich, ihre Freunde wieder zu ſehen, waren aber ſehr erſtaunt, den Capitain und einen großen Theil der Mannſchaft nicht vorzufinden. Chriſtian erzählte ihnen, daß Capitain Bligh ſich mit dem fehlenden Theile der Mannſchaft auf Tabuai niedergelaſſen habe, wo er König der Inſel geworden, er aber mit dem übrigen Theil der Mannſchaft ſich lieber hierher begeben hätte, wo ſie unter ihren Tahaïtiſchen Freunden ihr Leben zu beſchließen wünſchten.

Das gutmüthige Völkchen glaubte dieſem Vorgeben vollkommen, und hatte eine herzliche Freude darüber, ſeine Freunde auf immer bei ſich zu behalten. Chriſtians geheime Abſicht aber war, auf einer noch unbekannten und unbewohnten Inſel eine Niederlaſſung zu gründen, da er leicht vorausſehen konnte, daß Tahaïti der erſte Ort ſeyn würde, wo die engliſche Regierung die Verbrecher ſuchen ließe, wenn ſie Kenntniß von ihrer That erhielte. Er war mit vielen ſeiner Gefährten unzufrieden, oder fand ſie zur Ausführung ſeines Vorhabens nicht geeignet. Deshalb theilte er es nur acht Perſonen von ſeiner Mannſchaft unter dem Siegel der Verſchwiegenheit mit. So entſtand eine zweite Verſchwörung gegen die Mitſchuldigen der erſten.

Chriſtian und ſein neues Complot benutzten die Gelegenheit, als Alle, die nicht zu demſelben gehörten, am Lande waren, die Anker zu kappen und mit acht Tahaïtiern und zehn Weibern, die ſie an ſich gelockt hatten, ſchnell in See zu ſtechen.

Nachdem ſie mehrere Wochen auf der See herumgeirrt waren,

kamen sie zufällig zu der, von Carteret im Jahre 1767 entdeckten Pittcairninsel, welche nur von geringem Umfang ist, hohen, felsigen, aber fruchtbaren Boden hat, und die sie unbewohnt fanden. Nachdem Christian und seine Gefährten sie näher untersucht, und die sehr üppige Vegetation sie vorzüglich gereizt hatte, beschlossen sie, sich hier auf immer nieder zu lassen, wo sie der übrigen Welt verborgen zu bleiben, und dadurch einer wohlverdienten Strafe zu entgehen hofften.

Alle Bemühung, einen Hafen zu entdecken, wo die Bounty einlaufen könnte, war vergebens. Es ward also beschlossen, unter dem Winde an's Land zu segeln, die Ladung zu bergen und alsdann das Schiff zu zerstören, damit es den, in der Folge vielleicht Vorbeisegelnden den Aufenthalt der Verbrecher nicht verrathe.

Dieser Beschluß ward sogleich in Ausübung gebracht. Man suchte zwischen den Felsen einen Platz aus, wo die, auf den Strand zu setzende Bounty nicht sogleich von den Wellen zertrümmert werden konnte, und nachdem sie festen Grund gefaßt, wurde die Ladung mit der größten Thätigkeit an das Land gebracht, das Schiff aber verbrannt.

Im Anfange litt die kleine Colonie Mangel an Lebensmitteln, da sich auf der Insel weder Brodfrucht-, noch Cocosbäume fanden, weshalb sie sich mit Wurzeln und Fischen begnügen mußte. Für die Zukunft war indessen reichlich gesorgt. Alle für Westindien bestimmt gewesene Pflanzen waren unbeschädigt gelandet und wurden sogleich versetzt. Es nahm freilich Zeit weg, ehe die Brodfrucht- und Cocosbäume Früchte trugen; aber die süßen Pataten, Jams, Tarowurzel und dergleichen belohnten schon im folgenden Jahre die Mühe des Pflanzens sehr reichlich. —

Die Einigkeit unter den Colonisten, deren allgemein anerkanntes Oberhaupt Christian war, schien auf immer begründet. Jedem war sein Stück Land angewiesen. Es entstanden niedliche Hütten, und emsig angebaute Pataten-, Jams- und Tarofelder schmückten die Wildniß. Nach Verlauf von drei Jahren ward Christian Vater von einem Sohne, welchen er Freitag Fletcher October Chri-

stian nannte, deſſen Geburt ihn aber zum Wittwer machte. Da er nun große Neigung zu einer zweiten Ehe fühlte, alle Weiber aber ſchon Männer hatten, ſo machte er einem Tahaïtier das ſeinige abſpänſtig, worüber dieſer ſo in Wuth gerieth, daß er einen Zeitpunkt benutzte, wo Chriſtian allein auf ſeiner Pflanzung arbeitete, ihn plötzlich überfiel und ermordete. Dieſe That ward ſogleich bekannt und empörte einen Engländer ſo, daß er ſeine Flinte ergriff und den Mörder niederſchoß.

Hierdurch auf das Höchſte gereizt, und lange ſchon von der quälendſten Eiferſucht zur Rache entflammt, weil die Weiber den Engländern einen ſo entſchiedenen Vorzug gaben, überfielen die Tahaïtier die letzteren in einer Nacht unverſehens, und ermordeten Alle bis auf einen, Namens Adam, den ſie auch für todt hielten, der aber nur ſchwer verwundet war, und dem es mit großer Anſtrengung gelang, ſich in den Wald zu ſchleppen und da zu verbergen, ſo daß die Mörder ihn auch am Tage nicht fanden.

Als die Weiber die gräßliche Ermordung ihrer Geliebten ſahen, geriethen ſie in Verzweiflung und lechzten nach Rache, die ſie auch gleich in der folgenden Nacht befriedigten, indem ſie ſämmtliche Tahaïtier im Schlafe überfielen und erſchlugen.

Am Morgen, ſo bald es hell ward, eilten die blutbefleckten Megären wieder zu den Leichen ihrer geliebten Engländer und fanden, daß Adam unter ihnen fehlte, wodurch ſie auf die Vermuthung kamen, daß er ſich gerettet und verborgen haben könne, obgleich auch in ſeiner Hütte noch Blut am Boden lag. Sie durchſtrichen nun den Wald nach allen Richtungen, um ihn zu ſuchen, bis ſie ihn endlich in ſeinem jämmerlichen Zuſtande fanden. Sie verbanden ſeine Wunden, trugen ihn in eine Hütte, und durch ihre vereinte Pflege und Anwendung heilender Kräuterſäfte gelang es bald, den jungen, kraftvollen Mann herzuſtellen. Die Liebe Aller concentrirte ſich nun auf den durch ſie Geretteten. Er ward ihr gemeinſchaftlicher Gatte und Oberhaupt, dem ſie willigen Gehorſam leiſteten und, nach ſeinem Zeugniſſe, einander nie durch Eiferſucht das Leben verbittert haben.

Bis zum Jahre 1803, alſo vierzehn Jahre, blieb Adam [illegible] ſeiner Nachkommenſchaft der übrigen Welt verborgen. Da [illegible] dete aber der engliſche Schiffscapitain Folgier, von Canton [illegible] Chili ſegelnd, an der Pittcairninſel, wo er ſehr erſtaunt war, [illegible] Völkchen zu finden, das ihn in engliſcher Sprache begrüßte, [illegible] Bekanntſchaft mit europäiſchen Sitten verrieth, und deſſen [illegible] und Geſichtszüge ſogar auf Abſtammung von Europäern deut[illegible] Adam ſelbſt löſete ihm das Räthſel. Folgier ſtattete der engliſch[illegible] Regierung über dieſe Entdeckung Bericht ab, wobei er aber die [illegible] der Inſel ſo falſch angab, daß man ſie für eine neu entdeckte [illegible] bis die engliſche Fregatte Breton im Jahre 1814 auf ihrer [illegible] von den Marqueſasinſeln nach der Küſte von Chili gleichfalls [illegible] die Pittcairninſel ſtieß, welche nach ihres Entdeckers, Carteret, [illegible] gabe für unbewohnt gehalten wurde. Indeſſen ward die Beſatz[illegible] der Fregatte bald durch den Anblick niedlicher Hütten und cultivi[illegible] ter Felder überraſcht. Auch verſammelten ſich Menſchen am [illegible] die durch freundliche Zeichen zum Landen einluden. Einige ſtü[illegible] ſogar mit vieler Gewandtheit ihre kleinen Kähne durch die Br[illegible] dung in die See und ruderten dem Schiffe entgegen.

Man war eben in Begriff, ſie in der Sprache der Südſeeinſ[illegible] laner anzureden, als ſie ſich in reinem Engliſch nach dem Nam[illegible] des Schiffes und des Befehlshabers erkundigten. Der Capitain antwortete ſelbſt, ſetzte die Unterhaltung fort, die immer intereſſant wurde, und lud die Inſulaner ein, an Bord zu kommen, welches ſie auch gleich mit der größten Unbefangenheit thaten, und ſelbſt dann, als ſie von der Mannſchaft umringt und mit Fragen beſtürmt wurden, nichts von der Scheu verriethen, welche den meiſten Südſeeinſulanern eigen iſt.

Der junge Mann, der zuerſt das Schiff betrat, grüßte den Capitain mit vielem Anſtand, wünſchte ihm einen guten Morgen und fragte dann: ob er in England einen Mann, Namens William Bligh, kenne. Dadurch ging plötzlich über die räthſelhaften Pittcairninſulaner ein Licht auf, und ſie wurden dagegen gefragt: ob Jemand auf der Inſel ſey, der Chriſtian heiße. „Nein, der iſt todt, aber ſein Sohn befindet ſich auf dem Boote, das ſo eben ankömmt,“

war die Antwort, welche den Urſprung der Colonie außer allen Zweifel ſetzte.

Man erfuhr nun ferner, daß die ganze Bevölkerung der Inſel aus 48 Menſchen beſtehe, daß die Männer nicht vor dem zwanzigſten Jahre heirathen und nur Eine Frau haben dürfen, daß Adam ſie in der chriſtlichen Religion unterrichtet habe, daß ihre gewöhnliche Sprache die engliſche ſey, ſie aber auch Tahaïtiſch verſtehen und daß ſie den König von England als ihren Herrn anerkennen. Auf die Frage, ob ſie nicht Luſt hätten auf der Fregatte mit nach England zu gehen, erwiederten ſie: „nein, wir ſind verheirathet und haben Kinder.“

Der Anblick des Schiffes und der Mannſchaft war ihnen nicht neu. Sie erzählten, daß Capitain Folgier auf ihrer Inſel geweſen ſey. Aber ein kleiner ſchwarzer Pudel, den ſie plötzlich erblickten, jagte ſie in Furcht. „Das iſt gewiß ein Hund, riefen ſie; wir haben zwar noch keinen geſehen, wir wiſſen aber, daß er beißt.“ Indeſſen überzeugten ſie ſich bald von der Gutmüthigkeit des Thieres und ſpielten mit ihm.

Jetzt wurden ſie in die Cajüte geführt und dort mit einem Frühſtück bewirthet, wobei ſie ſich ſehr beſcheiden betrugen und im Geſpräch vielen natürlichen Verſtand blicken ließen. Vor dem Eſſen beteten ſie und ließen ſich's alsdann ſehr wohl ſchmecken.

Mit vieler Mühe landete der Capitain auf der Inſel. Ein anmuthiger Weg, zwiſchen gepflanzten Gruppen von Cocos- und Brodfruchtbäumen führte ihn zu einem kleinen, ſehr hübſch, gelegenen Dörfchen, deſſen niedliche Häuſer zwar klein, aber bequem eingerichtet und zum Erſtaunen reinlich waren.

Eine von Adams Töchtern, ein junges reizendes Mädchen in leichtem Gewande, empfing die Gäſte auf einer Anhöhe und führte ſie zu ihrem Vater, einem Greis von 60 Jahren, der aber noch ein ſehr rüſtiges Anſehen hatte.

Das Geſpräch fiel natürlich bald auf Chriſtians Verſchwörung, und Adam behauptete, keinen Theil daran gehabt, ſelbſt bis zum

Ausbruch nichts davon gewußt zu haben; aber mit Abſcheu ſp
er von der Art, wie Bligh ſowohl ſeine Officiere, als Matroſen
handelt habe.

Der Capitain machte Adam den Vorſchlag, ihn nach Engl
zu bringen. Das ward bald bekannt. Faſt die ganze Colonie v
ſammelte ſich und Alle baten mit Thränen, ihnen den guten V
Adam zu laſſen. Eine Scene, welche ſelbſt die Engländer rühr

Die Pittcairninſulaner ſehen Alle wohl aus, haben ſchöne Zä
und ſchwarzes Haar. Der Wuchs der Männer iſt ſchlank und
Länge bis 5 Fuß 10 Zoll. Die Kleidung beider Geſchlechter b
ſteht in einem Mantel, wie der chiliſche Pancho, und auf den Kö
tragen ſie Hüte von Schilf, mit Federn geſchmückt. Sie haben
eine Menge alter Kleider von dem Schiffe Bounty her, aber
tragen ſie nicht, und beweiſen darin mehr Geſchmack, als ihre
terlichen Vorfahren, die Tahaïtier. Die Inſel gewährt einen
ßerſt anmuthigen Anblick und ſoll überall fruchtbar ſeyn. Im
nern Theil derſelben findet man das Schwein verwildert.

Sieben Jahre ſpäter als der Breton, berührte das amerika
ſche Handelsſchiff der Adler, deſſen Capitain ich in Concep
ſprach, die Pittcairninſel. Dieſer fand die Bevölkerung ſchon
gegen hundert Menſchen angewachſen. Er war entzückt über
Ordnung, die er bei ihnen gefunden hatte. Adam herrſchte als
terlicher König, ſchlichtete alle Streitigkeiten, und Niemand wagte
gegen ſeine Entſcheidung auch nur eine Einwendung zu mach
Jeder Familie war ein eigenes Stück Land zum Anbau angewieſ
Die Felder lagen abgemeſſen neben einander, waren mit Fleiß be
beitet und am häufigſten mit ſüßen Pataten und Jamswurzeln b
ſtellt. Sonntags verſammelte ſich die Colonie vor Adams Wohnun
wo er ihnen aus der Bibel vorlas und ſie zur Eintracht und gute
Aufführung ermahnte. Jeden Abend, nach dem Untergang der Sonn
wenn in dieſem ſchönen Clima eine wohlthätige Kühle die Einwoh
ner nach der Tageshitze erquickt, ſchloß die Jugend einen Halbkrei
um den geliebten Vater Adam, der ihr Geſchichten aus ſeinem Va
terlande erzählte und ſich bemühte, ihre Moralität zu befeſtigen.
Auch machte er ſie mit andern Ländern und Völkern bekannt, ſprach

von Kunst und Erfindungen, von Gebräuchen, Lebensweise und Sitten in Europa. Kann man gleich bei Adam nicht viele Kenntnisse voraussetzen, so ist es doch gewiß, daß er seine Colonie auf eine Stufe der Bildung gebracht hat, von der sie leicht zur völligen Civilisation gelangen kann. Seine aufmerksamen Zuhörer behalten Alles genau, und sind zum Erstaunen mit den Sitten und Gebräuchen cultivirter Völker bekannt.

Schimpfworte hat Adam strenge verpönt. Als einige Insulaner das Schiff besuchten und einen Matrosen schimpfen hörten, fragten sie voll Erstaunen den Capitain, ob es denn in seiner Heimath erlaubt sey, sich solcher Ausdrücke zu bedienen. Vater Adam habe sie gelehrt, wie schlecht es sey, seinen Nebenmenschen, auch nur durch Worte, zu kränken.

Der Capitain versicherte, den Charakter und das Betragen dieses liebenswürdigen Völkchens nicht genug loben zu können, und schrieb es der Lehre und dem Beispiel ihres Patriarchen zu. Dieser gute, alte Mann war indessen sehr in Sorge wegen der Zukunft. „Ich kann," sagte er, „nicht lange mehr leben. Wer soll mein begonnenes Werk fortsetzen? Meine Kinder stehen noch nicht so fest, daß sie nicht in Irrthümer zurückfallen könnten. Ein guter, gesitteter Mann von einer civilisirten Nation muß sie leiten."

Auf Tahaïti fand ich, wie bereits erwähnt worden, eines von Adams Weibern, das vor nicht langer Zeit mit einem europäischen Schiffe dahin gekommen war und von dem ich Manches erfahren habe, was hier unter den übrigen Nachrichten eingeschaltet worden. Sie sprach ziemlich fertig englisch, nur in einem fremden Dialect. Die Sehnsucht nach dem Vaterlande, die überall so mächtig wirkt, hatte diese alte Frau bewogen, in dasselbe zurück zu kehren. Anfänglich war ihre Absicht gewesen, ihr Leben dort zu beschließen, das hatte sich aber schon geändert. Sie versicherte, die Menschen wären hier weit schlechter, als in ihrem kleinen Paradiese, wohin sie sich sehr zurück sehnte. Ihren Adam pries sie sehr hoch und behauptete, daß kein Mensch auf der Welt würdig sey, ihm gleich gestellt zu werden. Von dem Morde, den die Tahaïtier an den Englän-

dern begangen, ſprach ſie noch mit einiger Wuth und prahlte mit der Rache, die ſie genommen.

Adam hatte ihr den Auftrag gegeben, die Miſſionaire auf Tahaïti um einen Nachfolger für ihn zu erſuchen, da er ſchon ſehr alt und ſchwächlich ſey. Auch hatte er den Plan, einige Familien nach Tahaïti zu verſetzen, da die Bevölkerung ſeiner Inſel im Verhältniß des urbaren Landes bald zu groß zu werden ſchien. Den Nachfolger Adams wird die Tahaïtiſche Miſſion nicht ermangeln dahin zu ſchicken, da ſie dadurch auch die Pittcairninſel unter ihre Botmäßigkeit bekömmt. Möge Adams väterliche Regierung keiner Despotie Platz machen und ſeine practiſche Weisheitslehre nicht in leeren Gebetformeln untergehen!

Die engliſche Regierung ſchickte im Jahr 1791 die Fregatte Pandora unter dem Befehl des Capitains Edwards nach der Südſee, um die Empörer gegen Bligh aufzuſuchen. Er fand diejenigen, welche in Tahaïti zurück geblieben waren und brachte ſie nach England, wo ſie, der Strenge der Geſetze verfallen, zum Tode verurtheilt und nur einige wenige begnadigt wurden.

VII.

Die Navigatorinseln.

Als wir Tahaïti verließen, beschloß ich, auf dem Wege nach der früher von mir entdeckten Inselkette Radack, wo ich einige Tage verweilen wollte, die Navigatorinseln zu besuchen. Sie sind wahrscheinlich die nämlichen, welche Roggewin bereits im Jahr 1721 entdeckt und Baumannsinseln benannt hat. Indessen eignete sich Bougainville im Jahr 1766 ihre Entdeckung zu und gab ihnen den Namen, den sie bis jetzt behalten haben, wegen der guten Fahrzeuge, die ihre Bewohner hatten, und der vorzüglichen Geschicklichkeit, mit welcher sie sie regierten. Weder Roggewin noch Bougainville haben ihre Lage genau angegeben, und der Erste, der sie nach ihnen besuchte, der unglückliche La Perouse, hat nur den nördlichen Theil derselben aufgenommen. Nach ihm ist über diese Inseln nichts bekannt geworden, denn der Engländer Edwards, der sie später besuchte, hat dem Publikum über seine Reise nichts mitgetheilt, weshalb ich es wohl der Mühe werth hielt, auch ihren südlichen Theil zu untersuchen und so ihre Aufnahme zu vollenden.

Für's Erste richtete ich unsern Lauf so, daß wir im Angesicht der, von Tahaïti unter dem Winde liegenden Societätsinseln vorbeisegelten, um ihre Längen zu berichtigen; sodann suchte ich sorgfältig die Course zu vermeiden, welche von frühern, mir bekannten Seefahrern eingeschlagen worden.

Am 25. März sahen wir bei Tagesanbruch im Norden die Insel Guagein und im Nordwesten Ulietea. Als die westlichste Spitze dieser letzteren Insel uns im wahren Norden lag, gaben unsere Chronometer ihre Länge 151° 26′ 30″ an, welche nur wenig von der, auf den Karten angenommenen, verschieden ist. Dagegen ist aber die Insel Maurura auf den Karten um ein Beträchtliches falsch angegeben. Wir fanden die Länge der Mitte dieser Insel, als sie uns im wahren Norden lag, 152° 10′ 40″. Am Abend hatten wir bereits alle Societätsinseln im Rücken, und setzten unsern Lauf nach Westen fort.

Das helle Wetter erlaubte uns, am folgenden Morgen eine genaue Observation zu machen und bald darauf sahen wir Land. Es waren wieder niedrige, mit dickem Gesträuch bedeckte Koralleninseln, die, durch Riffe verbunden, wie alle, in der Mitte einen See hatten. Auf allen diesen Inseln war nur ein einziger Cocosbaum sichtbar, der sich über das niedrige Gebüsch erhob. Als wir näher kamen, umschwärmten uns eine Menge Seevögel, die einzigen Bewohner dieser Inselgruppe, die von Norden nach Süden einen Raum von 3 Meilen und in der Breite nur $2\frac{1}{2}$ Meilen einnimmt. Aus der kurz zuvor gemachten Mittagsobservation hergeleitet, ergab sich ihre Breite 15° 48′ 7″ südlich. Ihre Länge ist 154° 30′ 00″.

Da diese Inselgruppe früher noch von Niemanden gesehen worden, so gaben wir ihr den Namen unseres verdienstvollen Seefahrers Bellingshausen.

Die Nacht war stürmisch; der Morgen brachte zwar heiteres Wetter, aber keine heitere Stimmung für uns. Wir verloren wieder ein Mitglied unserer kleinen wandernden Colonie. Die immerwährende Hitze und die oft feuchte Luft hatte einem unserer Matrosen eine ruhrartige Krankheit zugezogen, an der er, ungeachtet aller Bemühungen unseres geschickten Arztes, verschied. Auch die Tahaïtier litten in diesem Jahr sehr an ähnlichen Krankheiten und starben bei der Entbehrung aller ärztlichen Hülfe häufig. Die Missionaire, die sich nur der Seelen so ganz zu bemächtigen suchen, haben es bisher verschmäht, irgend eine Anstalt zur Erhaltung der Leiber zu machen.

Die häufige Erscheinung großer Schwärme von Seevögeln überzeugte uns, daß wir öfters in der Nähe von noch unbekannten niedrigen Inseln seyn mußten; aber da sie höchstens in der Entfernung von 15 bis 16 Meilen von der Spitze des Mastes zu sehen sind, so ließ der Zufall sie uns nicht erblicken.

Am 2. April sahen wir indessen wieder Land; eine kleine unbewohnte Insel, etwas höher als die Coralleninseln zu seyn pflegen. Ihre Breite ist 14° 32′ 39″ südlich und ihre Länge 168° 6′ 00″. Da ich sie für eine neue Entdeckung hielt, so gab ich ihr den Namen meines ersten Lieutenants Kordinkoff; bei meiner Rückkehr erfuhr ich aber, daß sie schon im Jahre 1819 von dem Capitain Freycinet auf seiner Fahrt von den Sandwichsinseln nach Neuholland entdeckt worden. Seine Reisebeschreibung war bei meiner Abfahrt aus Europa noch nicht erschienen. Die von ihm angegebene Lage dieser Insel trifft mit meiner Beobachtung genau überein.

Noch in dieser Nacht erblickten wir bei hellem Mondschein die östliche der Navigatorinseln, Opoun, als einen hohen runden Berg. Westlich von ihr liegen die beiden kleinen Inseln Leoneh *) und Fanfueh **) nahe bei einander. Sodann folgt die Insel Maouna, an deren Nordostspitze noch eine kleine Insel ganz in der Nähe liegt. 45 Meilen weiter liegt die Insel Djalava, und 10½ Meilen von dieser die westlichste der Navigatorinseln, Pola, welche auch die größte und höchste derselben ist. Zwischen ihnen liegen noch einige kleine Inseln, deren ich gelegentlich erwähnen werde.

Da die von uns mit der größten Sorgfalt angefertigte, hier beigefügte Karte die geographische Lage sämmtlicher Inseln dieser Gruppe genau angiebt, so braucht hier nur angeführt zu werden, daß sie sich auf die genauesten astronomischen Observationen gründet.

Alle diese Inseln sind höchst fruchtbar und ungemein stark bevölkert. In Ansehung des freundlichen Anblicks übertrifft Djalava alle,

---

*) Das angehängte h bezeichnet, wie schon im Abschnitt von O Tahaïti, bei dem Namen Pomareh, daß der Accent auf der letzten Sylbe liegt.

**) Auf der Charte Lioné und Fanfouné.

die ich je gesehen habe. Sogar Tahaïti steht in dieser Hinsicht zurück. Pola hat ein majestätisches Ansehen. Die ganze Insel besteht aus einem großen, hohen, oben rund geformten Berg, der mit dem Mauna-roa auf der Insel Owahy eine auffallende Aehnlichkeit hat. Er ist zwar nicht so hoch als jener, aber dem Pic von Teneriffa kann er den Rang streitig machen.

Vergebens forschten wir an allen Küsten nach einem sichern Hafen. Den einzigen, den man vielleicht finden kann, mag die Insel Maouna haben. Wenigstens befindet sich, der bereits erwähnten kleinen Insel an ihrer Nordostspitze gegenüber, eine tief in das Land gehende, aber offene Bucht.

Alle Inseln der Südsee sind mehr oder weniger von Korallenriffen umgeben, die sichere Häfen bilden. Daher ist es merkwürdig, daß diese arbeitsamen Thierchen nur für die Navigatorinseln nichts gethan haben.

Die Bewohner dieser Inseln, und besonders die von Maouna, stehen noch jetzt auf einer viel niedrigern Stufe der Cultur, als die Tahaïtier schon damals standen, da Wallis sie entdeckte. Die Maouaner sind vielleicht das roheste und wildeste Volk, das man in der Südsee antreffen kann. Sie waren es, die den Capitain de Langle, Befehlshaber des zweiten Schiffes unter La Perouse, den Physiker Laman und 14 Personen von der Besatzung beider Schiffe, welche ans Land gegangen waren, ermordeten, nachdem sie von ihnen mit Geschenken überhäuft waren. Sie griffen sie mit Steinwürfen an, in ihrer Wuth nicht einmal des Schießgewehres achtend, das unglücklicher Weise zu spät abgefeuert wurde und nicht schnell genug wieder geladen werden konnte. In der Freude des Sieges ergötzten sie sich noch an der Verstümmelung der geplünderten Leichname.

Wir segelten der Stelle zu, wo dieses schauerliche Ereigniß Statt gefunden hatte, nach welcher sie die Benennung Massacre-Bai erhalten hat. Das Land gewährte hier einen sehr freundlichen Anblick. Die Ufer waren mit Cocosbäumen eingefaßt und das Innere des Landes prangte in der üppigsten Vegetation, aber nichts

verrieth, daß die Inſel bewohnt ſey. Keine Rauchſäulen ſtiegen auf und kein Canot ließ ſich ſehen. Das war um ſo auffallender, da La Perouſe's Schiffe hier, ſo bald die Einwohner ſie bemerkt hatten, von mehrern hundert Canots mit allerlei Lebensmitteln reichlich beladen, umgeben wurden. Endlich ruderte ein kleines, nur drei Mann tragendes Canot auf uns zu. Ich ließ das Schiff beilegen und wir gaben den Wilden Zeichen, daß ſie an den Bord kommen möchten, wozu ſie ſich aber nicht entſchloſſen. Doch ſtieg Einer die Seitentreppe ſo weit herauf, daß er das Verdeck überſehen konnte. Er ſchenkte mir ein Paar Cocosnüſſe, den ganzen Vorrath an Lebensmitteln, den er mitgebracht hatte, und erhielt zum Gegengeſchenk ein Stück Eiſen, das er, als Zeichen des Dankes, an ſeine Stirn drückte und dabei den Kopf ein wenig neigte. Lange hatte er, ohne zu ſprechen, das ganze Verdeck mit mißtrauiſchen, ſpähenden Blicken gemuſtert; nun begann er aber auf ein Mal eine lange, ſehr pathetiſche Rede zu halten, bei welcher er ſich immer mehr ereiferte und mit wüthenden Gebehrden bald auf das Schiff, bald wieder auf das Land zeigte. Seine Beredtſamkeit ging zwar für uns völlig verloren, aber die Ruhe, mit der wir ihn anhörten, mochte ihn vielleicht glaubend machen, daß wir die Wichtigkeit deſſen begriffen, was er uns eröffnete. Sein Selbſtvertrauen ſchien immer größer zu werden, und er würde vielleicht noch lange zu ſprechen fortgefahren haben, wenn nicht eine Menge Canots, die jetzt auf uns zuruderten, ſeine Aufmerkſamkeit erregt hätten. Bald waren wir von den Nachkommen der Mörder des menſchenfreundlichen Capitains de Langle, des ſchwärmeriſchen Laman *) und ihrer Unglücksgefährten umgeben, vielleicht von einigen der Mörder ſelbſt.

Anfänglich ſchien die ankommende wilde Schaar furchtſam zu ſeyn; nachdem ſich unſer Redner aber mit ihr beſprochen hatte, ward ſie ſo unverſchämt und dreiſt, daß es ſchien, als habe ſie die Abſicht, unſer Schiff zu ſtürmen. Es war rund herum mit bewaffneten Matroſen beſetzt, um den unangenehmen Beſuch abzuweiſen, die aber den Befehl hatten, keinem der Wilden etwas zu Leide zu thun. In-

*) Er hatte noch den Tag vorher zu La Perouſe geſagt: Dieſe Kinder der Natur ſind viel beſſer, als die civiliſirten Franzoſen.

deſſen ließen ſich dieſe Zudringlichen nur durch Bajonnette und
zen vom Erklettern des Schiffes abhalten. Einigen der Verw
ſten war es doch gelungen, unter muthiger Erduldung derber
das Verdeck zu erreichen. Sie klammerten ſich mit beiden
an den erſten beſten Gegenſtand an, und nur den vereinten
mühungen mehrerer unſerer ſtärkſten Matroſen gelang es, ſie
Bord zu werfen. Außer wenigen Cocosnüſſen, brachten ſie
keine Lebensmittel, ſondern luden uns durch Pantomimen ein,
das Land zu kommen, und ſuchten uns begreiflich zu machen,
wir dort mit Allem reichlich verſehen werden ſollten. Vermu
hatten ſie uns das Schickſal der unglücklichen Franzoſen zuge
Sie erſchienen unbewaffnet; wir bemerkten aber, daß die Hin
gen in ihren Canots Keulen und kurze Lanzen verborgen hatte

Nur Wenigen ward es vergönnt, auf dem Schiffe zu
Sie benahmen ſich ſo dreiſt, als ob ſie die Eigenthümer be
wären. Kleine Geſchenke, die ich unter ihnen vertheilte, riſſ
mir faſt aus der Hand und zeigten ſie ſogleich vom Verdeck
auf den Kähnen befindlichen Landsleuten. Dadurch entſtand
mal unten ein furchtbarer Lärm. Viele gebehrdeten ſich vor
wie Wahnſinnige, und ſuchten ſich durch Drohungen die Erla
auf das Schiff zu kommen, zu ertrotzen. Nur Einer von
die ſich bei uns befanden, nahm die ihm gemachten Geſchen
einiger Beſcheidenheit und Dankbarkeit an; die Uebrigen ſchien
als einen ihnen gezahlten Tribut zu betrachten. Dieſer Anſtändi
bückte ſich faſt auf europäiſche Weiſe gegen mich, hielt die Sa
die er erhalten hatte, mehrere Mal mit beiden Händen an die Ei
kam dann unbefangen auf mich zu und drückte ſeine Naſenſp
ziemlich unſanft an die meinige. Vermuthlich war er ein Vorn
mer, der eine ausgezeichnete Erziehung genoſſen hatte. Dieſer jun
Wilde war von fröhlichem Gemüthe, betrachtete alle Gegenſtän
ſehr genau, und theilte ſeine Bemerkungen den auf den Kähn
Befindlichen, wahrſcheinlich ſehr witzig, mit, denn es ſchallte ihm
desmal ein lautes Gelächter entgegen. Die übrigen Wilden a
dem Schiffe wurden uns unterdeſſen ſehr läſtig. Sie ſuchten m
Gewalt zu nehmen, was man ihnen nicht gutwillig gab, wie re
ßende Thiere. Bei Einem wurde, durch die zufällige Entblößung

des Armes eines unserer Gefährten, der Appetit nach Menschenfleisch so erregt, daß er sich nicht enthalten konnte, nach dem weißen Arm zu schnappen, wobei er durch Pantomime zu verstehen gab, daß ein solches Fleisch ein wahrer Leckerbissen seyn müsse. Dies bewies uns denn, daß wir es mit Menschenfressern zu thun hatten, und vollendete unsern Abscheu vor Lamans schuldlosen Naturkindern, die ihn, zum Dank für seine gute Meinung von ihnen, wahrscheinlich bei fröhlichem Schmauße verzehrt haben.

Auf vielen Inseln der Südsee sind die Einwohner noch Cannibalen, auf den mehresten wenigstens von einem so hinterlistigen und heimtückischen Charakter, daß man sich nicht ohne große Vorsicht unter sie wagen darf. Ihre Freundlichkeit entspringt aus Furcht, die bald verschwindet, wenn sie die Stärkeren und keiner Rache ausgesetzt zu seyn glauben. Selbst den Bewohnern von Radack, welche doch durchaus zu den allergutmüthigsten Südseeinsulanern gehören, würde ich nicht rathen, ein ganz uneingeschränktes Vertrauen zu schenken. Nur dann erst, wenn sich die Vernunft so weit entwickelt hat, daß die Begriffe vom Guten und Bösen feststehen, wird der Mensch zum Menschen; vorher ist er ein Sklave seines Instincts, wie das Thier.

Die Bewohner von Maouna sind indessen vielleicht die verworfensten, welche die Südsee beherbergt. Alle, die wir sahen, waren sehr groß, selten unter 5½ Fuß, schlank, von sehr verhältnißmäßigem Gliederbau und auffallender Muskelkraft. Ihre Gesichter würde ich für hübsch erklären, wenn sie nicht durch Züge von Wildheit und Grausamkeit entstellt wären. Ihre Farbe ist dunkelbraun. Das lange schlichte, schwarze Haar hing bei den Meisten ohne alle Verzierung über Nacken, Schultern und Gesicht zerstreut; bei Andern war es über der Scheitel zusammen gebunden, sodann frisirt, oder durch Brennen stark gekräuselt und in Form einer runden Mütze um den Kopf gewickelt. Diese Mütze färben sie gelb, wodurch sie gegen das übrige schwarze Haar sehr absticht. Noch Andere trugen ihr Haar in Locken, die bis über die Schultern hinabhingen, röthlich gefärbt waren und das Ansehen einer Alongeperücke hatten. Sie müssen viele Zeit auf diese Frisuren verwenden; ein Beweis,

wie sehr die Eitelkeit selbst bei Cannibalen wirken kann. Am Halse und in den Ohren trugen sie keinen Schmuck, wandten aber die von uns erhaltenen Glaskorallen gleich dazu an. Die Meisten waren gänzlich nackt. Nur Wenige trugen Schürzen von Blättern einer unbekannten Palmenart, die durch ihre bunte Farbe und rothen Spitzen wie Federn aussahen. Im Tattowiren hat sich seit La Perouse's Zeit die hiesige Mode sehr geändert. Er fand die Bewohner aller Navigatorinseln über den ganzen Körper mit mannigfaltigen Zeichnungen tattowirt, so daß sie das Ansehn hatten, bekleidet zu seyn; jetzt sind die Meisten gar nicht, und einige Wenige nur an den Lenden bis an das Knie, und zwar nicht mit Zeichnungen, sondern bloß blau tattowirt, so daß es scheint, als ob sie kurze blaue Hosen trügen. Auf den Canots sahen wir auch einige Weiber, die sämmtlich sehr häßlich waren. Diese widerlichen Geschöpfe gaben zu verstehen, daß sie nicht grausam seyn würden, was sie um so ekelhafter machte. La Perouse hat hier auch reizende Weiber angetroffen. Sie waren so wenig gekleidet wie die Männer, und eben so braun. Ihr Haar war kurz abgeschoren, bis auf zwei röthlich gefärbte Büschel, die ihnen in das Gesicht hingen und um die Nasen spielten.

Fast kein Einziger der Wilden, die wir sahen, war ohne, zum Theil sehr bedeutende Narben. Einer von ihnen zog durch eine starke Vertiefung im Unterleibe unsere Aufmerksamkeit besonders auf sich. Wir machten ihm die Frage begreiflich, wie er zu dieser Narbe gekommen sey, und er zeigte auf seine Lanze. Es scheint hiernach, daß diese Wilden oft mit Nachbaren, oder auch wohl unter sich Krieg führen und geschickte Wundärzte haben. Keiner von ihnen schien irgend eine Autorität über die andern auszuüben. Entweder war unter denen, die zu uns kamen, kein Häuptling, oder ein solcher hat hier nicht viel zu bedeuten.

Die wenigen Früchte, welche die Wilden mitgebracht hatten, wurden gegen Stückchen Eisen von alten Faßbändern und gegen Glasperlen eingehandelt. Letztere hatten besonders einen hohen Werth in ihren Augen, und sie brachten selbst einige ihrer verborgenen Waffen hervor, um dafür diese kostbare Zierde zu erhalten. Unterdessen versammelten sich immer mehr Canots um unser Schiff,

und mit der Anzahl stieg auch die Verwegenheit des raubsüchtigen Gesindels. Mehrere erhoben sich in ihren Fahrzeugen und schrien uns lange Reden mit wüthenden und drohenden Gebehrden zu. Sie wurden jedesmal durch ein kreischendes Gelächter der übrigen belohnt. Endlich wurde das Geschrei und das Drohen mit Keulen und geballten Fäusten allgemein. Sie machten förmlich Anstalten zu einem Angriff — und wir mußten wieder zu Bajonnetten und Lanzen greifen, um sie vom Erklettern des Schiffes abzuhalten. Ich gestehe, daß es mir in diesem Augenblicke Ueberwindung kostete, das Schicksal von La Perouse's Gefährten nicht blutig zu rächen. Unsere Kanonen waren sämmtlich mit Kartätschen und die Flinten der ganzen Mannschaft mit Kugeln geladen. Ein Wink von mir hätte Tod und Verderben über diese Thiermenschen gebracht. Bei längerem Verweilen unter ihnen wäre ich doch wohl gezwungen gewesen, sie die Macht unserer Kanonen fühlen zu lassen, daher ließ ich die Segel hissen und das Schiff nahm einen raschen Lauf, wobei es viele der Kähne, die sich an dasselbe festgehakt hatten, umstieß. Die so unerwartet in das Wasser Gefallenen benahmen sich mit großer Behendigkeit, setzten ihre Kähne bald wieder in Ordnung und suchten uns mit heftigen Gebehrden, Rache schnaubend, wieder einzuholen. An den Seiten des Schiffes hatten sich Mehrere mit ihren langen Nägeln, die denen des vornehmsten chinesischen Mandarins nichts nachgeben, wie Katzen angekrallt, und wir konnten uns nur vermittelst einer langen Stange von ihnen befreien.

Bei dem westlichen Vorgebirge der Insel legten wir wieder bei und bald nahten sich uns einige Canots, von denen wir zwei Schweine erhandelten. Die hiesigen Wilden unterschieden sich durch nichts von denen der Massacre-Bai, außer daß sie sich ruhiger verhielten, vermuthlich aus Furcht, weil ihre Anzahl nur geringe war.

Am Abend bekamen wir die Insel Diajava zu Gesichte, und als wir uns 7 Meilen von einer in ihrer Nähe liegenden kleinen Insel befanden, kamen von dieser mehrere Canots, weder die Entfernung, noch die herannahende Dunkelheit scheuend, auf uns zugerudert. Es waren muntere Fischer, die uns umringten, denn ihre mit vieler Sorgfalt verfertigten und zierlich mit Muscheln ausgeleg-

ten kleinen Kähne, die nur zwei bis drei Mann trugen, waren sämmtlich mit Geräthschaften zum Fischen, mit großen, aus Perlmutter geschnitzten Angeln, an langen, dünnen Stricken, versehen, und mit großen lebendigen, makrelartigen Fischen gefüllt. Auf den Gesichtern dieser Wilden lag Offenheit und Zutrauen. Der Tauschhandel ward unter vielem Scherz und Lachen von ihrer Seite betrieben. Sie gaben ihre Fische hin, warteten ruhig ab, was wir ihnen dagegen geben würden und waren jedesmal sehr zufrieden. Das Schiff erregte ihre Aufmerksamkeit sehr. Sie betrachteten es genau von unten bis an die Spitze der Masten, und theilten ihre Bemerkungen mit lebhafter Bewunderung einander mit. Wenn sie sahen, daß auf den Masten oder Segelstangen etwas vorgenommen wurde, so zeigten sie mit den Fingern dahin und schienen neugierig zu erwarten, was dadurch erreicht werde. Man sah, daß diesen geborenen Seeleuten Alles, was sich auf die Navigation bezog, von größtem Interesse war. Ihr bescheidenes Betragen stand mit der verwegenen Zudringlichkeit der Maouaner in so auffallendem Gegensatz, daß wir geneigt waren, sie für eine andere Race zu halten, aber sie unterschieden sich im Uebrigen durch nichts von jenen, als höchstens durch die noch sorgfältigere Frisur. Das fällt besonders auf, wenn man sie mit unsern schmutzigen, ungekämmten europäischen Fischern vergleicht; aber bei den Südseeinsulanern ist der Fischfang kein drückender Broderwerb der untersten Classe, sondern gehört zu den Vergnügungen der Vornehmsten, wie bei uns die Jagd auf eingehegtes Wild. Tameamea, der mächtige König der Sandwichsinseln, war selbst ein sehr geschickter Fischer und ein so großer Liebhaber vom Fischfang, als irgend ein europäischer Fürst von der Hirschjagd. Die fröhlichen Fischer verließen uns erst, als es schon so dunkel war, daß wir das Land nicht mehr sehen konnten, mit einem taktmäßigen Gesange, den wir noch lange aus der Ferne erschallen hörten.

Da die kleine Insel, welche sie bewohnen, auf keiner Karte verzeichnet ist, so hat wohl vor uns noch kein Seefahrer sie gesehen. Es ward mir nicht bekannt, wie die Eingeborenen sie benennen, weshalb ich ihr, um sie von drei andern, nördlich liegenden kleinen Inseln, die La Perouse bemerkt hat, zu unterscheiden, den

Namen Fiſcherinſel gab. Sie erhebt ſich faſt ſenkrecht aus dem Meere bis zu einer anſehnlichen Höhe und iſt ganz mit dickem Walde bewachſen.

Am folgenden Tage ſegelten wir mit einem friſchen Winde an der Küſte von Olajava hin, um ſie aufzunehmen. Eine Menge Canots ſtießen vom Lande und ruderten auf uns zu; aber ſie konnten das Schiff nicht einholen und ich ließ es nicht beilegen, weil unſere Arbeit dadurch unterbrochen worden wäre. Gegen Abend befanden wir uns nahe bei der in geringer Entfernung von der Nordweſtſpitze Djalava's liegenden kleinen Inſel, welche La Perouſe die flache Inſel benannt hat. Sie hat in der That in ihrer Mitte einen Hügel, der oben flach iſt und den La Perouſe für die ganze Inſel gehalten hat, weil er 30 Meilen von ihr entfernt war und das den Hügel umgebende niedrige Land alſo unter ſeinem Horizonte lag. Aus demſelben Grunde hat er auch nicht bemerken können, daß der öſtliche Theil dieſer Inſel vermittelſt zweier Riffe mit der weſtlichen Küſte von Olajava verbunden iſt, die ein Baſſin einſchließen, in deſſen Mitte ſich ein großer Stein befindet. Wenn es Korallenriffe ſind, wie es allerdings den Anſchein hat, ſo ſind dieſe wenigſtens die einzigen, die wir bei den Navigatorinſeln bemerkt haben. Die flache Inſel, die aus dem angeführten Grunde auf unſerer Karte einen größeren Raum einnimmt, als auf der von La Perouſe, iſt über und über bewaldet und gewährt einen ſehr freundlichen Anblick. In geringer Entfernung von ihr, nach Nordweſten, ſieht man noch eine andere kleine Inſel, die La Perouſe nicht bemerkt haben muß, ſenkrecht aus dem Meere emporſteigen. Ihr krummer Rücken iſt mit einer Reihe hoher Cocosbäume in ziemlich gleichen Abſtänden beſetzt, ſo daß ſie dahin gepflanzt zu ſeyn ſcheinen. In der Entfernung, von der Seite geſehen, hat ſie daher die Form eines Hahnenkammes, weshalb ich ihr zur Unterſcheidung von den übrigen dieſen Namen gegeben habe. An ihrer weſtlichen Seite erhebt ſich ein hoher Fels, in Geſtalt eines oben abgerundeten Zuckerhutes, der von oben bis unten mit üppigen Gewächſen bedeckt iſt; ein Beweis, wie treibſam hier die Natur ſeyn muß, daß die Vegetation ſelbſt an den abſchüſſigſten Felſen haftet.

Von dieſem Felſen nach Nordweſten zeigt ſich, in einiger Ent-

fernung, noch eine dritte kleine Inſel, welche an Höhe die beiden andern übertrifft. Ihre felſigen Seiten fallen ſenkrecht in's Meer, und ihre Oberfläche bildet eine wagerechte Linie, welche mit ſchönen großen Bäumen bewachſen iſt. Ihr Umfang beträgt nur 3½ Meilen. Nach dieſer geringen Größe zu urtheilen, kann ſie nicht die, von La Perouſe Calinaſſeh genannte, Inſel ſeyn. Vermuthlich hat er ſie gar nicht geſehen und dagegen den hohen runden Berg, welcher ſich auf der niedrigen Südoſtſpitze der Inſel Pola erhebt, für eine beſondere Inſel gehalten, die er Calinaſſeh nannte. Auch uns täuſchte dieſes Vorgebirge in einiger Entfernung, und wir waren geneigt, es ebenfalls für jene Inſel zu halten, bis wir durch nähere Unterſuchung unſern Irrthum gewahr wurden. Ich habe daher den Namen Calinaſſeh auf die vorerwähnte kleine Inſel übertragen.

Als die flache Inſel uns nur drei Meilen zur Seite lag, legte ſich der Wind faſt gänzlich. Dieſe Gelegenheit, uns zu erreichen, ward von den Bewohnern von Olajava, die uns auf ihren Kähnen immerfort gefolgt waren, auf das Schnellſte benutzt. Sie ſtrengten unter tacktmäßigem Geſange ihre letzten Kräfte zum Rudern an und ihre gut gearbeiteten Kähne flogen ſchnell über die glatte Meeresfläche dem Schiffe zu. Von der flachen Inſel ſtießen jetzt ebenfalls eine große Menge Canots ab und eilten zu uns. Bald waren wir von allen dieſen Fahrzeugen umringt, die ſich ſo dicht an einander drängten, daß ſie das Anſehen einer ungeheuren Schiffsbrücke hatten, die, mit Früchten und Schweinen beſetzt, zu einem Marktplatz diente, auf welchem die Menſchen mit der Geſchäftigkeit der Ameiſen durch einander liefen. Alles war dabei in froher Laune und unter Scherz und Lachen bemüht, die Waare anzupreiſen, was einen bei weitem ſtärkern Lärm verurſachte, als man ihn auf der Londoner Börſe hört. Auf dem Verdeck waren wir gezwungen, einander in die Ohren zu ſchreien, um verſtanden zu werden. Der Tauſchhandel ging indeſſen mit gegenſeitiger Zufriedenheit von Statten. Die zu entfernt waren, um den Pfuhl, der uns umgab, zu durchdringen, bemühten ſich wenigſtens, durch allerlei Poſſen und Luftſprünge unſere Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen. Dabei ſchlugen manche Kähne um, woraus dieſe geſchickten

Schwimmer ſich nichts machten und was jedesmal großes Gelächter erregte. Auch von ihrer bewundernswürdigen Fertigkeit im Tauchen gaben ſie uns Beweiſe. Stücken von eiſernen Faßbändern, die wir in die See warfen, ſtürzten ſie ſich gleich nach und erhaſchten ſie, wobei ſie ſich manchmal unter dem Waſſer tüchtig um die Beute balgten, wie wir deutlich ſehen konnten. Dem Verbot, auf das Verdeck zu kommen, leiſteten ſie willig Folge, banden ihre Waare an ein Tau, vermittelſt deſſen ſie auf's Schiff gezogen wurde, erwarteten mit Zutrauen, was wir ihnen dafür geben würden und waren immer zufrieden. Einige Wenige hatten zwar auch Waffen mitgebracht, aber nicht zum Kampfe, ſondern zum Handel. Ueberhaupt betrugen ſie ſich, obgleich ſie uns an Anzahl ſo ſehr überlegen waren, mit aller Beſcheidenheit. Auch bemerkten wir keine Narben an ihnen, wie an ihren Nachbaren von Maouna, vor denen ſie ſich ſo vortheilhaft auszeichnen, obgleich ſie ganz zu Einem Stamm zu gehören ſcheinen. Es wäre ſehr intereſſant zu wiſſen, was für Einflüſſe dieſe Verſchiedenheit bewirkt haben.

In weniger als einer Stunde hatten wir über 60 große Schweine und einen Ueberfluß von Hühnern, eßbaren Wurzeln und verſchiedenen Früchten eingehandelt, der unſer ganzes Verdeck einnahm. Alles das koſtete uns einige Stückchen altes Eiſen, einige Schnuren Glasperlen und ungefähr ein Dutzend Nägel. Den höchſten Werth hatten blaue Glasperlen. Durch zwei derſelben war ein großes, fettes Schwein hinlänglich bezahlt, und zuletzt, als dieſe Waare ſchon ſeltener bei uns ward, freute man ſich ſehr, wenn man für zwei Schweine auch nur eine ſolche Perle erhielt.

Ein Theil der Wurzeln und Früchte, die wir einhandelten, war uns unbekannt. Alle hatten eine ſonſt ungewöhnliche Größe; ein Beweis, wie kräftig hier der Boden ſeyn muß. Auch gab es hier ſieben bis acht Varietäten von Bananen, deren ich in den fruchtbarſten Ländern bis jetzt nur drei geſehen hatte. Ein Paar Gattungen waren ſehr groß und dabei von vorzüglichem Geſchmack. Eine Frucht hatte die Größe und Form eines Eies, war ponceauroth und vertrat am folgenden Tage, da wir das Oſterfeſt feierten, bei den Geſchenken nach ruſſiſchem Gebrauch, die Stelle der Eier.

Noch eines Handelsartikels auf unſerem Markte muß ich erwähnen. Es waren gezähmte Tauben und Papagayen. Erſtere weichen von den europäiſchen ſowohl in der Form, als in der Farbenpracht ſehr ab. Auch waren ihre Klauen, mit denen ſie ſich, wie Spechte, an die Taue hakten, anders geſtaltet. Die Papagayen waren nur von der Größe eines Sperlings, mit dem lebhafteſten Roth und Grün gezeichnet, und der rothe Schweif übertraf an Länge den Körper wohl vier Mal. Alle dieſe Vögel, die uns in großer Anzahl gebracht wurden, waren ſo zahm, daß ſie ruhig auf der Hand ihres Herrn ſaßen, und ihre Speiſen nur aus ſeinem Munde empfangen wollten. Die Liebhaberei, ſolche Thierchen zu zähmen, und die Art, wie ſie behandelt werden, ſcheint ebenfalls für den milderen Charakter dieſer Wilden zu zeugen.

Wie viele noch unbekannte Thiere und Pflanzen mag es auf dieſen Inſeln geben, wo die Natur ſo verſchwenderiſch iſt, und wie ſehr muß man bedauern, keinen ſicheren Ankerplatz zu finden, von wo aus man mit der gehörigen Vorſicht Landungen machen könnte. Auf die Stärke ihrer Bevölkerung kann man daraus ſchließen, daß von der ſo kleinen flachen Inſel allein, in weniger als einer Stunde, einige ſechszig Kähne zu uns kamen, von denen jeder 7 bis 8 Mann trug, und daß die Zahl dieſer Kähne in die Hunderte gegangen wäre, wenn wir nur länger hier verweilt hätten: denn der ganze Raum zwiſchen uns und der Inſel war mit immer noch neu Ankommenden faſt bedeckt.

Unſer Markt ward noch lebhafter, als die Schiffsproviſion bereits completirt war; denn nun ertheilte ich den Matroſen die Erlaubniß, daß Jeder für ſich nach Wohlgefallen handeln könne, da der Handel bisher der Ordnung wegen nur von einem Einzigen betrieben werden mußte. Nun verlangte der Eine dieſes, der Andere jenes von den Kähnen, und gab dagegen alte Tuchläppchen, zerbrochene Knöpfe und Glasſtücke. Der Lärm ward immer ſtärker und die eigene Proviſion der Matroſen ſo groß, daß noch mehrere Wochen nachher ſtets ein gebratenes Ferkel, mit Bananen geſpickt, ihren Frühſtück-Tiſch ſchmückte und die köſtlichſten Früchte im Ueberfluß ihren Gaumen labten. Sie behaupteten

auch einſtimmig, ein ſo geſegnetes Land noch nie geſehen zu haben.

Der Handel ward durch ein größeres Canot unterbrochen, das, umringt von kleineren, auf uns zugerudert kam und die Aufmerkſamkeit der Inſulaner auf ſich zog. Sie riefen Eige-ea-Eige, und beeilten ſich, den Ankommenden Platz zu machen. Das große, elegante, mit vielen Muſcheln verzierte und von zehn Mann geruderte Canot gelangte nun bald in unſere Nähe. Die Köpfe der Ruderer und des Steuermannes waren mit grünen Zweigen umwunden, vermuthlich als Friedenszeichen. Auf dem Vordertheile des Fahrzeuges befand ſich ein geräumiger, erhöhter, mit Matten bedeckter Platz, auf welchem ein ältlicher Mann nach aſiatiſcher Weiſe mit untergeſchlagenen Beinen ſaß und einen aufgeſchlagenen, grünſeidenen, europäiſchen Sonnenſchirm in der Hand hielt, von dem wir vermutheten, daß er vielleicht einem der unglücklichen Gefährten La Perouſe's gehört habe, und von den Maounaern an dieſen Häuptling gekommen ſey. Seine Kleidung beſtand aus einer ſehr fein geflochtenen Grasmatte, die wie ein kurzer Mantel um ſeine Schultern hing, und einem Gürtel. Sein Kopf war mit einem Stücke weißen Zeuges in Form eines Turbans bewickelt. Auf einige Worte, die er ſeinen Landsleuten oder Unterthanen zuſchrie, verbunden mit Bewegungen der Hand, machten ſie ihm ſogleich Platz, und ſein Fahrzeug legte ſich an die Seite des Schiffes. Auf unſere Einladung kam er ſogleich mit einem Gefolge von drei Perſonen aufs Schiff. Er war ganz untattowirt, ungefähr ſechs Fuß lang und ſehr hager, übrigens von ſtarken Muskeln und rüſtig. Sein Geſicht war nicht hübſch, aber doch einnehmend. Es verrieth Geiſt und Ueberlegung. Sein Betragen war beſcheiden und anſtändig. Als er das Schiff betreten hatte, fragte er ſogleich nach dem Eigeh, und da ich ihm als ſolcher angedeutet wurde, nahete er ſich mir, neigte ſein Haupt ein wenig, ſprach einige Worte, die ich nicht verſtand, faßte mich dann mit beiden Händen an den Ellbogen, hob ſie mehrere Mal in die Höhe und wiederholte dabei die engliſchen Worte very good. Nachdem dieſe Bewillkommnung, die ich nach europäiſcher Sitte erwiederte, vorüber war, gab er mir durch Gebehrden zu verſtehen, daß er der Eigeh der flachen Inſel ſey, und befahl ſeinen

Begleitern, die für mich mitgebrachten Geſchenke, aus drei gr
ſtark gemäſteten Schweinen, die er Boaka nannte, und einigen Fi
ten beſtehend, mir zu Füßen zu legen. Ich gab ihm zum G
geſchenk ein großes Beil, zwei Schnüre blauer Perlen und ein
tes ſeidenes Tuch, das ich ihm ſelbſt über ſeinen Turban um den
band. Der Eigeh fühlte ſich im Beſitz dieſer Schätze äußerſt g
lich und ſuchte ſeine Dankbarkeit durch Geſticulationen auszudr
bei denen er immer ſein very good wiederholte. Auch bei
hatten die blauen Perlen den höchſten Werth. Er konnte ſich
überzeugen, daß dieſer große Schatz ihm ganz gehöre. Er fr
durch Pantomimen, ob er wirklich beide Schnüre behalten
und nachdem ich ihm die Zuſicherung gegeben, vergaß der alte
ſeine Würde und hüpfte mit den Perlen in der Hand vor
unter dem Ausruf very good! very good! wie ein Knabe
Der dicke Schatzmeiſter theilte das Entzücken ſeines Herrn
ahmte die Aeußerung deſſelben pünktlich, jedoch etwas ſchwerfäl
nach. Als der Freudentaumel ſich ein wenig gelegt hatte, b
Letzterer ein kleines, niedliches, aus Wurzeln geflochtenes und
einem Deckel verſehenes Körbchen hervor, in welchem er die G
des Eigeh verwahrte. In dieſes wurden nun auch die Perlen
legt und der Eigeh nahm aus demſelben einen ſpaniſchen Th
den er mir mit den Worten very good vorhielt, und mir die
begreiflich zu machen ſuchte, ob er dafür noch blaue Perlen e
könne. Um zu ſehen, in wie fern er mit dem Werthe bekannt
den wir auf Geld ſetzen, bot ich ihm nur eine einzige Perle
ſeinen Thaler und er ging den Handel ſogleich ein. Als ob e
fürchte, daß er mich gereuen könne, erhaſchte er ſogleich die Pe
und ſchob mir ſein Geld in die Hand. Ich gab es ihm zurück u
ließ ihm zu ſeinem freudigen Erſtaunen auch die Perle. Jetzt
mühte ich mich die Frage auszudrücken, wie der Eigeh zu dieſ
Gelde gekommen ſey. Er errieth mich bald, zeigte nach Süden
nannte Tongatabu, bekanntlich eine der Freundſchaftsinſeln, die meh
rere Tagereiſen von der ſeinigen entfernt liegt, und machte begreif
lich, daß er auf ſeinem Fahrzeuge dahin geſegelt ſey, wo er ein
Schiff angetroffen, von deſſen Eigeh er ſowohl den Thaler, als
den Sonnenſchirm erhalten habe. Der Muth und die Gewandt

mit welcher dieſe Inſulaner auf ihren gebrechlichen Kähnen, os nach der Sonne und den Sternen richtend, in einer Ge- wo der Paſſat ſelten beſtändig iſt, ſo weite Seereiſen machen, der That ſehr zu bewundern.

Ich beſchenkte nun auch das Gefolge des Eigeh, und die guten te waren ganz verloren im Anſchauen der herrlichen Dinge, die erhalten hatten, bis das Schiff ihre Aufmerkſamkeit auf ſich zog. durchliefen es mit ihren neugierigen Blicken nach allen Rich- en und drückten ihr Erſtaunen und ihre Bewunderung aus. Der betrachtete dagegen Alles mit mehr Ruhe und bat ſich nur eine Erklärung aus, da er ſchon früher ein Schiff geſehen , welches vielleicht mit ſeinen Begleitern nicht der Fall war. Anzahl unſerer Kanonen und Flinten fiel ihm indeſſen ſehr auf. überzählte ſie mehrere Mal, und ſchlug vor Erſtaunen die Hände den Kopf zuſammen, daß wir eine ſo große Menge Puas hat- , wie er das Schießgewehr nannte. Auch machte er uns be- iflich, daß er mit deſſen Wirkung bekannt ſey, indem er auf eine one zeigte, den Knall nachzubilden ſuchte, und dann den Kopf geſchloſſenen Augen hängen ließ. Auch erklärte er ſeinen Be- rn dieſe Wirkung, die dadurch in ſolche Furcht geriethen, daß nicht mehr wagten, ſich einer Kanone zu nähern. Unterdeſſen der Handel mit unſerer Umgebung wieder angegangen, erlitt ine Störung durch die Ungeduld, mit der die Inſulaner ſich vordrängten, um ihre Waare los zu werden. Der Eigeh ge- darüber in Zorn und bat mich dringend, meine Puas auf das ſtume Volk abfeuern zu laſſen. War er denn doch nicht ganz ihrer zerſtörenden Kraft bekannt, galt ihm Menſchenleben ſo ig? oder wußte er vielleicht ſogar, daß man auch blind ſchie- kann? — das blieb unentſchieden.

Ein Fernrohr, das ich in der Hand hielt, reizte die Wißbe- gierde des Eigeh. Er hielt es für eine Art Schießgewehr; als ich ihn aber hindurch auf ſeine Inſel ſehen ließ und er dieſe nun plötz- ſich ſo nahe erblickte, daß er ſogar die Menſchen auf derſelben un- terſcheiden konnte, da erſchrak er ſo, daß er nicht zu bewegen war, das Zauberinſtrument wieder zu berühren.

Er gab ſich alle Mühe, mich zu überreden, ihn auf dem Lande zu beſuchen. Er umarmte mich wiederholentlich, während er mir begreiflich zu machen ſtrebte, daß man bei ſeiner Inſel Anker werfen könne und daß wir dort viele Schweine bekommen würden. Endlich faßte er mich beim Arm, führte mich an den Rand des Verdecks, wo wir auf die große Maſſe der handelnden Inſulaner hinab ſehen konnten, zeigte auf die unter ihnen befindlichen Weiber, die er Waraki nannte, ſchüttelte dabei mit dem Kopf und ſagte: no very good. Alsdann zeigte er wieder auf die Inſel und ſagte ſehr freundlich: very good waraki. Ich widerſtand ſelbſt dieſer letzten Verſuchung, ſo viel Gewicht der Eigeh auch auf ſie zu legen ſchien, ſehr leicht, hätte aber wohl gern das ſchöne Land in Begleitung unſerer Gelehrten beſucht, um es näher kennen zu lernen, wenn es rathſam geweſen wäre, eine Landung anders, als unter dem Schutz unſerer Kanonen zu machen, wozu der Wind aber nicht günſtig war. Uebrigens hätte unſere Lage bei längerem Verweilen bedenklich werden können. Wir hatten völlige Windſtille und wurden durch Strömungen dem Lande zugetrieben. Daher benutzten wir den erſten Luftzug, um uns von demſelben zu entfernen, worüber die Inſulaner in nicht geringe Trauer geriethen. Sie ſtimmten einen Geſang an, der ſo traurig klang, daß wir ihn für ein Abſchiedslied hielten.

Als der Eigeh ſah, daß ſeine Einladungen fruchtlos blieben, nahm er freundlich Abſchied von uns, faßte mich wieder an die Ellbogen, ließ ſeinen Kopf hängen, wiederholte einige Mal das Wort Marua und verließ uns. Die uns umgebenden Canots folgten ihm nicht, ſondern blieben bei uns, da das Schiff, bei dem ſchwachen Winde, nur langſam vorwärts ſchritt.

Mit dem Handel war es jetzt vorbei. Deſto mehr richtete ſich nun die Aufmerkſamkeit unſerer Begleiter auf das Schiff und alles, was auf demſelben vorging. Einige glaubten uns durch Luftſprünge und allerlei ſonderbare Bewegungen amüſiren zu können und baten ſich dafür Belohnungen aus. Da ſie etwas erhielten, ſo ſtrengten ſich immer Mehrere an, dieſe Poſſen zu treiben. Ein plötzlicher Windſtoß verwandelte die Luſtigkeit aber in Schrecken. Die Kähne,

sich vor dem Schiffe befanden, konnten nicht so schnell zur Seite
nmen, als daß wir nicht eine Menge derselben übersegelt hätten.
n Augenblick waren wir von allen unsern Begleitern getrennt und
ter uns lag eine große Zerstörung Die gewandten Insulaner
ten sich indessen bald von ihrem Schreck erholt und bemühten
uns wieder einzuholen, was ihnen auch gelang, da der Wind
gleich wieder legte. Dabei ließen sie diejenigen, welche noch
umschwammen, um die verlorenen Ruder einzusammeln, unbe-
mmert zurück, und achteten nicht ihres Rufens und Schreiens.
ir machten sie auf die Zurückgebliebenen aufmerksam, aber die
chtsinnigen lachten und kein einziges Canot wollte sich von uns
nnen, um sie aufzunehmen. Als es anfing dunkel zu werden, ver-
ßen sie uns endlich mit dem Ausruf: Marua! Marua!

Unter diesen Insulanern bemerkten wir auch die Elephanten-
nkheit, an der einige Tahaïtier leiden. Sonst schienen sie sehr
sund zu seyn. Wenn sie, wie mir der Tahaïtische Schiffscapitain
gte, von den Freundschaftsinsulanern unterworfen sind und einen
hrlichen Tribut nach Tongotabu liefern müssen, so ist doch wahr-
einlich die Insel Maouna, welche die Natur selbst zu einer star-
n Festung gemacht hat, und deren Einwohner so wilde Krieger
d, davon ausgenommen.

Den folgenden Tag beschäftigten wir uns mit der Aufnahme
r herrlichen Insel Pola. Das hohe Gebirge war mit dichten
ißen Wolken umgeben, die sich an dem Abhange herab zu wäl-
n schienen, und über welche der runde Gipfel des Gebirges, hoch
haben, in wolkenfreier Region majestätisch dastand.

Die üppigste Vegetation erstreckt sich auch hier bis auf den
chsten Punkt des Gebirges. Vom Ufer des Meeres bis zu einer
trächtlichen Höhe, bietet die Insel rund herum ein reizendes Am-
itheater von Dörfern und Pflanzungen dar, und bestätigt unsere
einung, daß die Navigatorinseln die schönsten in der Südsee und
thin in der ganzen Welt sind.

Das Ufer war mit Menschen besetzt, die zum Theil ihre Ca-
ts in das Wasser stießen, um zu uns zu kommen, zum Theil

uns in ruhiger Betrachtung vorüberſegeln ließen. Erſt als eine Windſtille eintrat, konnten die Inſulaner uns erreichen, und nun ward der Handel mit ihnen eben ſo betrieben, wie bei der flachen Inſel. Um Wiederholungen zu vermeiden, führe ich hier nur an, daß ſie etwas ſchüchterner zu ſeyn ſchienen, als die, deren Bekanntſchaft wir geſtern gemacht hatten, daß Einer uns eine rothe Farbe zum Verkauf anbot und ein Anderer uns betrog. Der Erſtere färbte ſich das Geſicht mit ſeiner Farbe, um uns ihren Gebrauch zu zeigen. Da ſonſt Keiner gefärbt war, ſo geſchieht das vielleicht nur bei feierlichen Gelegenheiten, oder im Kriege. Der Betrüger war, nachdem die Uebrigen uns beim Anbruch der Dunkelheit bereits verlaſſen hatten, noch allein zurückgeblieben und verhandelte uns ein Schwein. Es ward ihm ein Sack an einem Stricke mit der geforderten Bezahlung heruntergelaſſen. Nachdem er das Zeichen zum Aufziehen des Sackes gegeben hatte, und er nun aufgezogen wurde, machte ſich der Schelm davon, der ſtatt des Schweines einen Hund in den Sack geſteckt hatte. Es ward eine Kugel über ihm weggeſchoſſen, die ihn in nicht geringen Schrecken zu ſetzen ſchien.

Am folgenden Tage, den 7. April, hatten wir unſere Obſervationen geendigt und richteten nun, bei einem friſchen Paſſat, unter vollen Segeln unſern Lauf nach Nordweſten, in eine Gegend, wo, nach der Meinung einiger Hydrographen, Inſeln liegen ſollen.

In Anſehung unſerer Ortsbeſtimmungen bei den Navigatorinſeln muß ich noch die Bemerkung hinzufügen, daß alle, von uns gefundenen Längen um 20 bis 23′ mit denen, welche La Perouſe angiebt, differiren, und die beobachteten Punkte um ſo viel Meilen öſtlicher liegen, als er annahm. Seine Beobachtungen gründeten ſich auf Mond-Diſtanzen, welche immer eine fehlerhafte Länge geben, wenn man nicht Gelegenheit hat den Mond, in gleicher Entfernung rechts und links von der Sonne, zu ſehen. Unſere Längenbeſtimmungen ſind durch gute Chronometer gefunden, die, auf dem Cap Venus regulirt, in der kurzen Zeit keine bedeutenden Fehler geben konnten.

VIII.

Die Inselkette Radack.

Am 8. April befanden wir uns nach der Mittags-Observation in der Breite von 11° 24′ Süd und in der Länge von 174° 24′. Wir hatten nun 140 Meilen von dem nordwestlichen Theil der Insel Pola zurückgelegt. Das Wetter war schön, der Horizont sehr rein, aber wir sahen uns von der Spitze des Mastes umsonst nach Land um. Daher gaben wir das fernere Suchen der hier vermeinten Inseln auf und richteten unsern Cours nach Norden, um auf dem kürzesten Wege den Aequator zu durchschneiden und alsdann mit Hülfe des Nordost-Passats Radack zu erreichen, wo wir verweilen und besonders Pendel-Beobachtungen anstellen wollten, deren Resultate in der Nähe des Aequators uns wichtig waren. Ich bestimmte die zu dieser Inselkette gehörige Gruppe Otdia, als die bequemste zum Einlaufen für große Schiffe, zu unserem Aufenthalt.

Windstillen hielten uns auf, so daß wir erst am 19. April die südliche Breite von 9° erreichten. Hier traten Windstöße und Regengüsse ein. Der Strom brachte uns täglich 20 bis 30 Meilen nach Westen; als wir uns aber unter 3° südlicher Breite und 180° Länge befanden, wandte sich die Strömung plötzlich und wir wurden jetzt fast eben so stark nach Osten getrieben; eine zu auffallende Erscheinung, als daß sie nicht bemerkt zu werden verdiente. Bekanntlich sind fern vom Lande, in der Nähe des Aequators, die

Strömungen immer westlich. Wodurch hier gerade das Gegentheil bewirkt wird, vermag ich nicht zu erklären.

Von 5° südlicher Breite bis zum Aequator hatten wir täglich Kennzeichen vom nahen Lande. Als wir uns genau in der Breite von 4° 15′ und 178° Länge befanden, führte ein Windstoß aus Südosten eine Menge Schmetterlinge und kleiner Landvögel, von denen mehrere gefangen wurden, auf's Schiff. Es muß hier also Land in der Nähe seyn; aber wir sahen uns vergeblich danach um, und die Entdeckung dieser Inseln bleibt einem künftigen Seefahrer, der diese Gegend besucht, vorbehalten.

Am 22. durchschnitten wir den Aequator in der Länge von 179° 43′ und befanden uns nun wieder auf unserer nordischen Hemisphäre; wir waren dem Vaterlande näher gerückt, obgleich der Weg, den wir nach Hause zu nehmen hatten, immer länger wurde. Der alte Bekannte, der große Bär, zeigte sich uns wieder und wir freueten uns seines Anblicks, als ob er Nachricht aus der Heimath brächte.

Wir benutzten jetzt wieder die von Parrot erfundene Maschine, um aus der Tiefe von 800 Faden Wasser zu schöpfen. Die Temperatur desselben war nur 6° Reaumür, während die an der Oberfläche 23° betrug.

Einem ziemlich heftigen Winde, der mehrere Tage anhielt, verdankten wir es, daß wir schon am Morgen des 28. Aprils die Radackinseln von der Spitze des Mastes sehen konnten. — Wer von diesen Inseln noch nichts weiß und meine frühere Reise nicht nachlesen will oder kann, dem muß ich hier Einiges erzählen.

Ich habe die Inselkette, die von ihren Bewohnern Radack genannt wird, im Jahr 1816 auf dem Schiffe Rurik entdeckt. Sie besteht aus mehreren Inselgruppen, die nicht weit von einander entfernt liegen, und jede dieser Gruppen besteht wiederum aus vielen kleinen Inseln, die mehrentheils, durch Riffe mit einander verbunden, rund um ein großes Wasser-Bassin liegen. Alle diese Inseln sind durch Korallenthiere hervor gebracht, sehr niedrig und zum Theil noch mit wenig Dammerde bedeckt, weshalb die Vegetation noch

nicht die Ueppigkeit der älteren Länder dieſes Himmelsſtriches erreicht hat, und ſehr wenig bevölkert. Die bedeutendſte Inſel einer Gruppe giebt gewöhnlich der ganzen den Namen.

Die Radacker ſind dunkelbraun, groß und wohlgebildet. Ihr ſchwarzes Haar iſt zierlich zuſammen gebunden, und beſonders beim weiblichen Geſchlechte mit Blumen und kleinen, auf Schnüre gereihten Muſcheln geſchmückt. Ihre Geſichtszüge ſind ſanft, freundlich und angenehm. Unter beiden Geſchlechtern verdienen nicht Wenige ſchön genannt zu werden. Blos von Vegetabilien und Fiſchen lebend, erreichen ſie ein hohes Alter, ſind geſund, aber nicht ſo ſtark, wie die andern Südſee-Inſulaner. An Sanftheit und Gutmüthigkeit übertreffen ſie dagegen alle, vielleicht ſogar die Tahaïtier. Das Oberhaupt der ganzen Kette heißt Lamari, und unter ihm ſtehen die Häuptlinge der beſonderen Inſelgruppen, und unter dieſen wieder die Befehlshaber der einzelnen Inſeln, welche die Gruppe ausmachen. Der Häuptling der Gruppe Otdia heißt Rarik und iſt in meiner frühern Reiſe abgebildet. Ihn und noch einen Eingeborenen derſelben Gruppe, Namens Lagediak, hatte ich beſonders lieb gewonnen. Ein Bewohner der Gruppe Kawen, kein Eingeborener, ſondern ein durch Sturm von der Inſel Ulle dahin Verſchlagener, Namens Kadu, machte die Fahrt bis Unalaſchka und wieder zurück nach Otdia auf dem Rurik mit und erwarb ſich die Liebe der ganzen Beſatzung. Wir ließen uns von ihm in der Radackſprache unterrichten und konnten uns bei unſerm zweiten Beſuch ſchon ziemlich mit dieſen Inſulanern verſtändigen, ſo wie er bereits etwas ruſſiſch zu ſprechen anfing. Auch ſein Portrait ſteht vor einem Bande meiner früheren Reiſe.

Nach einer Abweſenheit von acht Jahren ſah ich nun mein geliebtes Radack wieder, wo ich unter den gutmüthigſten Naturkindern mehrere Wochen ſehr angenehm verlebt hatte. Wer meine frühere Reiſe geleſen hat, kann ſich meine Gefühle und die Sehnſucht denken, mit der ich dem Willkommen meiner kindlichen Freunde entgegen ging. Ich malte mir das Wiederſehen recht freundlich aus. Der Himmel ſelbſt ſchien es zu feiern. Es war ein ſelten ſchöner Tag, und ein mäßiger, günſtiger Wind erlaubte uns, mit vollen Segeln dem

Lande zuzueilen. Unſern ſpähenden Blicken zeigte ſich nun bald vom Verdeck das luftige Palmenwäldchen auf der Inſel Otdia, dem Aufenthalte Raliks, in deſſen Schatten ich ſo oft im traulichen Kreiſe der guten Inſulaner geſeſſen hatte. Jetzt ſahen wir auch Böte auf dem inneren Baſſin der Gruppe von einer Inſel zur andern ſegeln und eine Menge Menſchen an das Ufer laufen, um unſer Schiff anzuſtaunen. Ich kannte meine furchtſamen Freunde zu gut, um nicht zu errathen, was bei ihnen vorging. Als ich mich von ihnen trennte, hatte ich ihnen zwar das Verſprechen gegeben, ſie wieder zu beſuchen; allein in der langen Zeit, die ſeitdem vergangen war, hatten ſie vielleicht die Hoffnung aufgegeben, daß ich Wort halten werde, und das große, dreimaſtige Schiff, das ſie jetzt ſahen, konnten ſie leicht von dem kleinen zweimaſtigen Rurik unterſcheiden. Wenn ſie alſo auch zuerſt gehofft hatten, mich wieder zu ſehen, ſo war ihre Freude darüber bei unſerer Annäherung in Schrecken verwandelt. Sie wußten nicht, wie dieſe fremden Ankommenden ſie behandeln würden, und Weiber und Kinder flohen ins Innere der Inſel, alle Kähne wurden in Bewegung geſetzt, um die kleinen Habſeligkeiten nach entfernteren Inſeln zu ſchicken, wo ſie unſerer vermeinten Raubſucht entzogen werden konnten. Die Muthigſten traten, mit Speeren bewaffnet, an's Ufer, und [illegible] Tapferkeit, ſo lange die Gefahr noch fern war.

Es iſt nicht zu verwundern, daß dieſe armen Leute ſo eingeſchüchtert ſind und bei Erſcheinung eines ihnen fremden Fahrzeuges gleich die größte Gefahr ahnen. Ihre weſtlichen Nachbaren, die Bewohner der Inſelkette Ralick, und die ſüdlichen von den Inſelgruppen Mediuro und Arno, welche ſtärker bevölkert ſind, überfallen ſie zuweilen plötzlich mit ſehr überlegener Macht, berauben ſie, zerſtören ihre Fruchtbäume, und laſſen kaum ſo viel übrig, daß ſie vor Hungersnoth geſchützt ſind. Zwar hatten ſie durch das Schiff Rurik eine vortheilhafte Meinung von den weißen Menſchen bekommen; allein das Schiff, das ſie jetzt ſahen, mußte ihnen im Vergleich mit jenem ganz ungeheuer erſcheinen, und ſie konnten leicht auf den Gedanken kommen, daß es eine andere, ihnen noch unbekannte Menſchengattung trüge.

Wir hatten indeſſen die Inſelgruppe Otdia erreicht und ſegel-

ten dicht an ihrem äußeren Riff, der Schischmarefstraße zu, durch welche ich in das Bassin zu bringen gesonnen war. Auf allen Inseln, denen wir vorbei kamen, verbreitete unser Anblick Schrecken, und Alles floh in den Wald, um sich zu verbergen. Als wir uns der Lagediackstraße näherten, blies der Wind so, daß wir es wagen konnten, durch dieselbe zu gehen. Ich änderte daher meinen Entschluß, durch die Schischmarefstraße zu segeln, wo der Wind uns contrair gewesen wäre, ließ alle Segel beisetzen und wir befanden uns bald glücklich auf dem ruhigen Wasser des Bassins. Uebrigens will ich keinem Seefahrer rathen, ohne besondere Veranlassung die Lagediackstraße zu wählen. Sie ist so enge, daß wir von beiden Seiten hätten Steine in die Brandung werfen können, da hingegen die Schischmarefstraße so breit ist, daß man mit einem guten Schiffe in derselben allenfalls laviren kann. Das Wasser ist in diesen Straßen so durchsichtig, daß wir in der Tiefe von 14 Faden jeden Stein auf dem Grunde sehen konnten, wodurch der Officier, welcher vorn im Mastkorbe saß, um die Untiefen zu beobachten, getäuscht ward, und glaubte, das Schiff müsse sogleich auf den Grund stoßen.

Auf dem schönen glatten Bassin setzten wir nun unsere Fahrt angenehm fort. Da aber der Wind gerade von der Insel Otdia wehte, nach welcher die ganze Gruppe benannt wird und wo ich Ratik zu treffen hoffte, weshalb unser Cours dahin gerichtet war, so mußte ich die Hoffnung, ihn noch heute wieder zu sehen, aufgeben; und da es anfing dunkel zu werden, so waren wir genöthigt, in der Nähe der Insel Ormed vor Anker zu gehen. — Die Tiefe war hier 32 Faden, und der Boden feiner Korallensand.

So lange das Schiff sich noch außerhalb der Gruppe befand, war der Muth der guten Insulaner noch nicht ganz gesunken. Sie konnten nicht glauben, daß die Einfahrt uns bekannt sey, und von außem vertrauten sie dem Schutze der Brandung. Als wir nun aber in das Bassin gedrungen waren, da wurden Furcht und Schrekken allgemein. Wir bemerkten ein beständiges Hin- und Herrennen an den Ufern, Böte wurden beladen und segelten bald rechts, bald links, keines aber wagte sich in unsere Nähe.

Die Inſel Ormed ſchien bei unſerer Ankunft ganz ausgeſ
zu ſeyn. Erſt als es dunkel geworden war, zeigten ſich Spuren
Lebens auf ihr. Es wurden an zwei Stellen, in beträchtlicher
fernung von einander, große Feuer angezündet, zwiſchen denen
mehrere kleine Feuer hin- und herlaufen ſah. Auch hörte man
nen kreiſchenden Geſang, von den hier gewöhnlichen Trommeln
gleitet. Dieſe Art, die Götter um Hülfe anzuflehen, war mir
von meinem früheren hieſigen Aufenthalte bekannt, und bewies
welcher Unruhe die armen Inſulaner ſich befanden. Die
Nacht hindurch dauerte dieſe religiöſe Handlung, und als d
Morgen hell zu werden anfing, hatten meine Freunde ſich
wieder verkrochen. Die Todtenſtille von geſtern herrſchte wied

Wir lichteten die Anker und ſuchten Otdia durch lavir
erreichen, wobei wir den kleinen maleriſchen, mit ſchönem
überzogenen Inſeln oft ſehr nahe kamen. Die erfriſchende Mo
luft hauchte uns von ihnen aromatiſch an, aber die Hütten
Inſulaner ſtanden leer und verödet da. Als wir bereits nah
Otdia waren, ſahen wir wieder ſegelnde Kähne, die ſich ſo
als möglich ans Ufer drängten. Am Strande liefen Menſchen
ſchäftig herum, es ſah aber aus, als ob Niemand recht wiſſe,
er in dieſer bedrängten Lage thun ſolle. Jetzt erblickten wir
langen Zug, mit Palmenzweigen, als Friedenszeichen, geſch
Inſulaner, der von der Inſel Egmedio aus, die Ebbe benu
auf den Riffen nach Otdia Paarweiſe, und auf Stangen und
Körben Cocosnüſſe und andere Früchte tragend, ging. Es ſtie
daher, daß meine Freunde ſich in ihr Schickſal ergeben und
demüthige Unterwerfung und Geſchenke die Gunſt der Ankommend
erwerben wollten. Die Furcht, die wir erregten, bewies mir, d
Kadu nicht auf Otdia ſeyn müſſe. Er würde mehr Vertrau
gehabt und eingeflößt haben.

Am Mittag ließen wir, der Inſel Otdia gegenüber, auf d
nämlichen Stelle die Anker fallen, wo der Rurik geſtanden hatt
Ich ließ ein kleines, nur zweirudriges Boot aufs Waſſer ſetzen, u
meinen Freunden den erſten Beſuch in ſo geringer Begleitung, a
möglich zu machen, damit es ihnen nicht an Muth gebreche, u

ihren Gefühlen gemäß zu empfangen. So fuhr ich also blos mit Herrn Dr. Eschscholtz und zwei Matrosen ans Land. Wir steuerten gerade auf Rariks Wohnung zu. Kein Mensch war zu sehen. Am Strande lagen die aufgezogenen Kähne zerstreut. Ein kleiner, von einer benachbarten Insel kommender, segelnder Kahn, auf dem sich drei Männer befanden, drängte sich dicht ans Ufer. Als wir unsere Richtung auf ihn zu nahmen, suchte er auszuweichen. Ich wehte mit einem weißen Tuche; ein Zeichen, das diese Insulaner von mir zu sehen gewohnt waren. Das hatte aber die gewünschte Wirkung nicht. Im Gegentheil bemühten sich die Furchtsamen noch emsiger, ihrem Segel eine andere Richtung zu geben und sich davon zu machen. Aber die Angst erschwerte ihnen dieses Mal die Arbeit, die sie sonst mit großer Behendigkeit vollbringen, und sie zankten lärmend mit einander über ihre Unbeholfenheit. Da wir ihnen unterdessen beträchtlich näher gekommen und ihre verwickelten Stricke noch immer nicht in Ordnung gebracht waren, so wollten sie sich eben durch Schwimmen retten, als zwei Worte von mir ihre Aengstlichkeit in Freude verwandelten. Ich rief ihnen zu: Totabu, wie sie meinen Namen geradbrecht hatten, und Aidarah; ein Ausdruck, der sowohl Freund, als gut, bezeichnet. Sie blieben regungslos stehen und schienen auf eine Wiederholung meines Zurufs zu warten, um sich zu überzeugen, daß sie wirklich recht gehört hätten. Auf mein abermaliges „Totabu Aidarah" überließen sie sich den lebhaftesten Ausbrüchen der Freude, schrien nach dem Lande zu: hei Totabu! Totabu! ließen den Kahn im Stich, schwammen ans Land und wiederholten ihren Ausruf unaufhörlich. Die Bewohner von Otdia hatten uns, hinter Gebüschen versteckt, beobachtet. Jetzt, da der wohlbekannte Name auf ihrer Insel erscholl, sprangen sie hervor und gaben durch fröhliche Gebehrden, Tanz und Gesang ihre Freude zu erkennen. Ein großer Haufe drängte sich an den Landungsplatz. Andere kamen, bis an die Hüften im Wasser gehend, auf uns zu, um uns früher zu bewillkommnen. Ich ward nun allgemein erkannt und Rarik genannt, weil ich, nach der auch hier üblichen Sitte, zum Siegel des Freundschaftsbundes mit ihm den Namen getauscht hatte. Herrn Dr. Eschscholtz, der auch früher mit mir hier gewesen war, erkannten die Freunde ebenfalls

ſogleich und freueten ſich herzlich, ihren lieben „Dein Name“ wieder zu ſehen.

Dieſe Benennung hatten ſie ihm bei unſerer erſten Anweſenheit gegeben, weil, als Einer ihn um ſeinen Namen fragte und er ihn nicht verſtand, Jemand rief: Dein Name. Vier Inſulaner hoben mich aus dem Bote und trugen mich unter lautem Jubelgeſchrei ans Land *), wo Lagediak mich mit offenen Armen erwartete und mich gerührt an ſeine Bruſt drückte. Jetzt erſchollen im Walde die kräftigen Töne des Muſchelhorns, und unſere Freunde kündigten uns die Ankunft Totabu's (Rariks) an. Bald darauf erſchien er, kam in vollem Laufe auf mich zu, umarmte mich mehrere Male und ſuchte auf alle Weiſe ſeine Freude über meine Ankunft an den Tag zu legen.

Die Freunde, die ich hier nach langer Zeit wieder ſah, waren nur arme Wilde, und dennoch war ich tief ergriffen. Unverdorbene Herzen ſchlugen voll Zuneigung an dem meinigen. Wie ſelten iſt mir dieſes Glück unter den hochgeſitteten Nationen zu Theil geworden!

Auch Weiber und Kinder kamen jetzt zum Vorſchein, und unter ihnen Rariks alte, redſelige Mutter, die mir eine lange, mit vielen Geſticulationen begleitete Anrede hielt, von der ich leider nur wenig verſtand. Nach Beendigung derſelben griffen Rarik und Lagediak mir unter die Arme und führten mich, gefolgt von der ganzen Verſammlung, zum Hauſe des Erſteren.

Auf einem freien, von Brodfruchtbäumen umgebenen und beſchatteten Platze, vor demſelben, waren jungen Mädchen beſchäftigt, feine Matten auszubreiten, auf denen ich mit dem Doctor Eſchſcholtz Platz nehmen mußte. Rarik und Lagediak ſetzten ſich uns gegenüber; Rariks alte achtzigjährige Mutter mir zur Seite, in einiger Entfernung. Die übrigen Inſulaner bildeten einen dichten Kreis um uns her. Die uns zunächſt waren, ließen ſich nieder, und die, welche ſich hinter ihnen befanden, blieben ſtehen, um uns beſſer betrachten

*) Siehe das Titelkupfer.

zu können. Ein Theil kletterte ſogar auf die Bäume, und ſelbſt Kindern ward es vergönnt uns zu beſchauen, indem die zärtlichen Väter ſie auf die Arme nahmen und in die Höhe hielten. Sie zeigten mit ihren kleinen Fingern auf mich und riefen Totabu. Weiber trugen in Körben Blumen herbei und bekränzten uns aufs Zierlichſte. Rariks Mutter zog aus ihren dürren Ohrlappen die ſchöne weiße, lilienartige Blume, die hier, als unentbehrlicher Schmuck, vorzüglich des weiblichen Geſchlechts, ſehr ſorgfältig cultivirt wird, und bemühte ſich, ſie mit Gras an meinen Ohren zu befeſtigen. Ueber alles dieſes bezeugte das Publikum ſeine freudige Theilnahme durch den wiederholten Ausruf Aidarah. Unterdeſſen waren einige junge Mädchen beſchäftigt, den Pandanusſaft ſehr ſauber in Muſcheln auszupreſſen, mit denen er uns gereicht wurde, begleitet von dem confectartigen Mogan, der aus der nämlichen Frucht bereitet wird. Beides ſchmeckte ſehr gut.

Wir wurden jetzt von allen Seiten mit Fragen beſtürmt, deren wir, wegen mangelhafter Kenntniß der Sprache, nur wenige beantworten konnten. Rarik und Lagediak äußerten ihr Erſtaunen über die Größe des Schiffes, mit welchem wir dieſes Mal zu ihnen gekommen waren und wollten wiſſen, wo der Rurik geblieben ſey, ob ihre Freunde, Timaro, Tamiſo, u. ſ. w. (Schiſchmaref und Chamiſſo) noch lebten, wie ſie ſich befänden und warum ſie nicht mitgekommen ſeyen.

Nachdem die erſten, lebhafteſten Ausbrüche der Freude des Wiederſehens vorüber waren, bemerkte ich an Rariks Benehmen, daß er etwas auf dem Herzen hatte, und es ſchien mir beinahe, als ob er ſich einer Schuld bewußt ſey. Er beſtrebte ſich vergebens, eine gewiſſe mißtrauiſche Scheu unter Freundlichkeit und Freundſchaftsbezeigungen zu verbergen. Auch bei ſeiner Mutter und bei Ladegiak ward ein ähnliches Gefühl bemerkbar. Das ſchmerzte mich ſehr und ich ſuchte mich darüber zu verſtändigen. Da war Rarik nicht mehr Herr ſeiner Empfindung und fiel mir mit Thränen um den Hals, wie ein reuiges Kind, ohne doch etwas zu geſtehen. Als ich vor acht Jahren dieſe Inſel verließ, hatte ich den Kadu als Aufſeher unſerer Anpflanzungen und der Thiere, die wir hierher brachten,

hinterlaſſen, mit der Warnung an die verſammelten Inſulaner, ja nichts zu Leide zu thun, da ich ſolches bei meiner Wiederkunft ſtrenge beſtrafen würde. Noch hatte ich nicht gewagt, nach ihm zu fragen, aus Furcht, eine Nachricht zu erhalten, die vielleicht die Freude, die auch ich beim Wiederſehen empfand, getrübt hätte. Jetzt fiel ich auf den Gedanken, Rarik müſſe ſich an Kadu vergangen haben. Vielleicht hatte er ihn gar umgebracht. Nun fragte ich nach ihm und faßte dabei den Rarik ſcharf ins Auge. Er antwortete mir ganz ſehr unbefangen: Kadu lebe und befinde ſich auf der Gruppe Aur bei ihrem Oberhaupte Lamari. Darauf nahm die alte Mutter das Wort und erzählte ſehr weitläuftig, wie, bald nach unſerer Abreiſe, Lamari mit ſeiner Flotte hierher gekommen ſey und alle Arten Pflanzen und Geräthſchaften, ſammt allem Eiſen, kurz alles, was wir auf der Inſel zurück gelaſſen hatten, gewaltſam weggenommen und nach Aur gebracht habe. Lagediak beſtätigte das und erzählte wie Lamari jedem Einwohner, unter Androhung des Todes, das letzte Stückchen Eiſen abgefordert habe. Von Kadu ſagte er, daß er, bald nachdem wir die Inſel verlaſſen, ein hübſches Mädchen, die Tochter oder Verwandte des alten Befehlshabers von Otdia geheirathet habe, und als Lamari hierher gekommen, von ihm zu einem Tamon ellip, großen Befehlshaber, erhoben worden ſey, ſo daß er, nachdem er die Hälfte ſeiner Schätze dem Lamari ſogleich übergeben (ein Rath, den ich ihm beim Abſchiede gab), im Beſitz der andern Hälfte geblieben ſey. Auch habe Lamari ihn auf ſeinen eigenen Wunſch mit nach Aur genommen, um dort die Aufſicht über die Thiere und Pflanzen fortzuſetzen. Kadu hatte dem Lagediak aufgetragen, mir das Alles zu erzählen, wenn ich wieder nach Otdia käme, und die Bitte hinzu zu fügen, ihn in Aur zu beſuchen, die ich leider, wegen der Größe unſeres Schiffes, nicht erfüllen konnte.

Es war mir indeſſen lieb, daß Kadu ſich in Aur befand, denn ſo konnte ich das Gedeihen der Thiere und Pflanzen, mit denen ich dieſe Inſeln bereichert hatte, hoffen. Auch erzählte Rarik nun, daß er vor Kurzem in Aur geweſen, um ſeinen Vater zu beſuchen, und daß ſich die Thiere und Pflanzen dort ſehr vermehrt hätten. Schweine und Ziegen wurden dort ſchon gegeſſen und Rarik hatte ſelbſt einer ſolchen Mahlzeit beigewohnt. Dieſe Nachricht freute

mich sehr. Vielleicht ist die Zeit nun nicht mehr fern, wo der grausame Gebrauch aufhören kann, das dritte oder vierte Kind aus jeder Ehe, wegen Mangel an Nahrungsmitteln, umzubringen.

Die einzige der von uns hierher gebrachten Thiergattungen, die sich noch in Otdia befand, war die Katze. Sie gehört hier aber nicht zu den Hausthieren, ist völlig verwildert, hat sich stark vermehrt, und dennoch merkt man bis jetzt keine bedeutende Abnahme der Ratten, die doch ihre einzige Nahrung sind. Indessen ist bei einer immer stärkeren Vermehrung der Katzen zu vermuthen, daß sie die Ratten, diese gefräßigen Störer des Gartenbaues, doch endlich überwinden werden.

Bei ihrer Verwilderung und unter dem Einfluß eines ihnen fremden Clima's dürften die Katzen vielleicht auch etwas ausarten, und die Naturforscher, die so gern neue Thiergattungen entdecken, könnten sie daher einst für eine besondere kleine Abart von Tygern erklären. Um diesem Irrthum vorzubeugen, benachrichtige ich sie hiermit im Voraus, daß diese Thierart nichts anders, als die gewöhnliche europäische Hauskatze ist.

Von allen Pflanzen, die wir den Radackern gebracht hatten, soll nur der Weinstock ausgegangen seyn. Lagedjak zeigte mir die Stelle, wo wir ihn gepflanzt hatten. Er war vertrocknet; aber einen Beweis der Fruchtbarkeit des Bodens gab es, daß er sich bis auf die höchsten Bäume hinauf gerankt hatte.

Daß Kadu bald nach unserer Abreise eine Bewohnerin der Insel Ormed geheirathet hatte, überraschte mich nicht. In der That sind die Mädchen dort vorzüglich hübsch, und sein plötzlicher Entschluß uns zu verlassen, als er mit Herrn von Chamisso einen Besuch auf Ormed gemacht hatte, da er doch vorher noch fest darauf beharrte, mit uns nach Rußland zu gehen, ließ uns schon damals eine Herzensangelegenheit ahnen. Wohl ihm, daß er das einfache Leben im Arm der Liebe unter seinem schönen Himmel, unserm kalten Clima vorzog, das ihn vielleicht bald getödtet hätte, und wohl seinen Landsleuten, wenn er unter ihnen Viehzucht und Gartenbau verbreitet.

Rariks ängſtlicher Trübſinn dauerte fort, und ich fragte
daher nochmals um die Urſache deſſelben. Da faßte er mich bei
unter den Arm und führte mich zu dem Cocosbaum, an welch
ich die kupferne Platte mit dem Namen des Schiffes und der Z
reszahl der Entdeckung dieſer Inſeln unter der Erklärung a
ſchlagen hatte, daß ich es ſtrenge beſtrafen würde, wenn ſie
unangetaſtet an ihrem Orte bliebe. Sie war verſchwunden.
leicht hätten Rarik und Lagediak, der uns mit vielen Mänr
ſämmtlich ſehr niedergeſchlagen, gefolgt war, ſich durch die
entſchuldigen können, daß Lamari bei ſeinem Raubzuge auch
Platte mitgenommen habe, aber dazu waren ſie zu ehrlich.
geſtanden, daß ſie ſie nicht ſorgfältig genug bewacht hätten und
ſie geſtohlen ſey, ohne daß es möglich geweſen, den Dieb ausfi
zu machen. Nach dieſem offenen Geſtändniß flehten ſie um
Voll Freude, daß der Trübſinn meiner Freunde keinen wichti
Grund hatte, ſchloß ich ſie in die Arme und ſie weinten nun
denthränen an meiner Bruſt. Jetzt war die Freude wieder
mein. Jubelnd zogen wir nach Rariks Wohnung zurück, wo
Eb, eine mimiſche Darſtellung mit Geſang, gegeben ward.
Lieder waren auf mich und meine Rurikgefährten gedichtet.
einzelne feierte Einen von uns, im Schluß-Chor kamen wir abe
zuſammen vor. Wie ſehr bedauerte ich, den Text nicht be
verſtehen. Die Worte: Möll (Eiſen), Aidarah (Freund),
(Befehlshaber), Da ellip (großes Boot) und Kadu's Name kam
öfters vor. In ſolchen Liedern bewahren die Radacker ihre Tra
tionen, und da ſie jeden Abend zuſammen kommen und ſich mit Ge
ſang und Tanz beluſtigen, auch ihre Kinder mitbringen, ſo lerne
dieſe ſchon früh, auf die angenehmſte Weiſe, die Geſchichte ihres
Landes kennen und ſingen ſie wieder auf die folgende Generation
hinüber.

Nach Beendigung des Eb und nachdem ich allerlei kleine Ge
ſchenke ausgetheilt hatte, fuhr ich zurück an's Schiff und erhielt von
meinen Freunden das Verſprechen, daß ſie mich noch am heuti
gen Tage auf demſelben beſuchen wollten. Ich ließ jetzt alle un
ſere Böte auf's Waſſer ſetzen, um unſere Zelte und den Pendel-Appa
rat an's Land zu bringen. Die Inſulaner empfingen die Böte mit

bei, brachten ihnen Cocosnüſſe entgegen, ſchloſſen ſich mit vieler Innigkeit an die Mannſchaft, halfen ihr beim Ausladen und Aufſtellen der Zelte, und ſchienen entzückt über unſern Vorſatz, uns auf dem Lande zu etabliren.

Rarik und Lagediak waren die Erſten, von denen wir am Nachmittage einen Beſuch erhielten. Sie fuhren zuvörderſt mit ihrem kleinen Kahn rund um das Schiff herum, betrachteten es ſehr aufmerkſam mit Erſtaunen und Bewunderung und riefen oft: Erico! Erico! Ein Ausruf der Verwunderung, wie unſer ei, ei! Als ſie das Verdeck erſtiegen hatten und ich ihnen freundlich entgegen kam, vergaßen ſie mich zu grüßen, blieben wie verſteinert ſtehen und ein Minuten lang gedehntes O—o! machte ihrem Erſtaunen Luft. Ich führte ſie herum, zeigte ihnen, was ſie intereſſiren konnte, und ihre Verwunderung erneuerte ſich bei jedem neuen Gegenſtande. Lagediak fragte mich, ob alles das in Ruſſia gemacht ſey, und als ich es bejahte, rief er aus, Tamon ruſſia ellip, ellip! was meine Leſer bereits verſtehen werden.

Jetzt begann Lagediak das Schiff nach allen Richtungen auszumeſſen, wobei er ſich einer Schnur bediente, die er in dieſer Abſicht mitgebracht hatte. Als er mit dem Körper des Schiffes fertig war, beſtieg er auch die Maſten und nahm ſelbſt von allen Segelſtangen das Maas. — Ueber die große Anzahl von Menſchen, die wir am Bord hatten, gaben meine Freunde gleichfalls ihr Erſtaunen zu erkennen, und bemühten ſich mehrere Mal, ſie zu überzählen. Bei der Zahl zehn machten ſie immer einen Knoten in eine kleine Schnur, und fingen dann wieder von eins an. Im Vergleich mit der Beſatzung des Rurik, die nur aus zwanzig Mann beſtand, mußte unſere jetzige ihnen allerdings ſehr auffallend ſeyn.

Es hatten ſich unterdeſſen noch eine Menge Inſulaner auf dem Schiffe eingefunden. Keiner zeigte Furcht oder Mißtrauen. Alle waren gleich wie zu Hauſe, ausgelaſſen luſtig, aber dabei ſehr beſcheiden und anſtändig. Sie miſchten ſich unter die Matroſen, mit denen ſie ſcherzten, und man hörte im Raum ein faſt ununterbrochenes Gelächter. Sie tanzten und ſangen abwechſelnd mit unſern Matroſen, und beide Theile lachten ſich gegenſeitig darüber aus.

Das hinderte indeſſen die Freundſchaft nicht. Man beſchenkte einander, und die Umarmungen und Liebkoſungen nahmen kein Keiner der Gäſte war mit leeren Händen gekommen. Alle in reichem Maaße Früchte und allerlei kleine Sachen von Handarbeiten mitgenommen, aber nicht zum Verkauf, ſondern wählte ſich einen Freund, über den er ſein ganzes Füllhorn ſchüttete. Die untergehende Sonne gab das Signal zur Trenn mit dem Verſprechen, morgen wieder zu kommen.

Lagediak wich, nachdem er ſeine Meſſungen beendigt faſt nicht mehr von meiner Seite. Seine Wißbegierde war zenlos. Die geringfügigſten Gegenſtände mußte ich ihm erk und er war nur ſelten befriedigt. Als er erfuhr, daß ich nur nige Tage bei Otdia verweilen werde, ward er ſehr traurig bat mich auf's dringendſte, ganz hier zu bleiben. Er ſetzte Al Bewegung, wovon er hoffte, daß es mich beſtimmen könne: Ehrgeiz und Herrſchſucht. Ich ſollte das ſchönſte Mädchen Weibe haben, und den Lamari, den er als Tyrannen und Uſur haßte, todt ſchlagen, wie er ſeinen Vorgänger todt geſchlagen um an ſeiner Stelle Tamon von Radack zu werden. Da ich ſchwatzen ließ, ohne mich zu erklären, ſo glaubte er, daß ich ihm nen Plan eingehen werde, und war darüber ſo erfreut, daß er ein Kind in der Cajüte herum ſprang. Auch verließ er mich dieſer frohen Hoffnung mit der ernſtlichen Warnung, dem Rami nichts davon zu ſagen.

Am folgenden Morgen war Lagediak ſchon früh wieder bei und brachte mir zum Frühſtück geröſtete Fiſche, Brodfrucht friſche Cocosnüſſe; er trank Kaffee mit mir, der ihm nicht ſchl zu ſchmecken ſchien. Seinen Sohn, einen Knaben von 13 bis Jahren, hatte er mitgebracht, um ihn mir vorzuſtellen. Das müth des Vaters ſchien ſich auf dieſen lieblichen Jungen ganz erbt zu haben. Sein beſcheidenes und verſtändiges Betragen ſprach ſeinem geiſtvollen Geſichte. Er wäre leicht für unſere ſt ſten Cirkel auszubilden geweſen.

Lagediak kam bald wieder auf ſein geſtriges Project, mich Oberhaupt von Radack zu machen. Er entwarf auch ſchon

m, wie die Sache auszuführen ſey, und was ferner geſchehen
iſſe, um die Macht und das Anſehen der neuen Regierung feſt
begründen. Zuerſt ſollten wir nach Aur ſegeln, um den Lamari
überwinden, dann ſollte die feindliche Inſelgruppe Mediuro an-
riffen und erobert werden und endlich ſollte ich mich noch der
ßen Inſelkette Ralick bemeiſtern. Er ereiferte ſich bei dieſen kühn
. Vorſätzen ſo, daß er mit der Fauſt um ſich herum hieb, als
er ſchon in der Schlacht wäre, und eine Taſſe traf, die in Trüm-
rn zu Boden fiel. Da war's denn mit dem Heldenmuth, zu
t er ſich geſteigert hatte, plötzlich aus, und ſein natürlicher Cha-
ter, die Furchtſamkeit, trat wieder in ihr Recht. Er glaubte,
einen großen Schaden verurſacht und ſich dadurch meinen Zorn
zogen zu haben. Ich beruhigte ihn, und ſtellte ihm nun vor,
ich unmöglich in Radack bleiben könne, und meine Pflicht mir
rte, bald abzuſegeln. Das machte ihn ſehr traurig. Er ſtand
ge Zeit ſtill in Gedanken verſunken da, nahm dann ſeinen Sohn
der Hand, führte ihn zu mir und bat mich, ihn mit nach Rußland
nehmen. Ich war gezwungen, ihm zu erklären, daß ich nie wie-
nach Radack kommen werde, und daß, wenn ſein Sohn mit mir
ge, er auf ewig von ihm Abſchied nehmen müſſe. Das war
Vaterherzen zu viel. Er umarmte ſeinen Sohn und wollte
nun nicht mehr von ihm trennen. Aber auch der Gedanke, daß
mich nun bald zum letzten Mal geſehen haben werde, betrübte
ſehr. Er ſuchte mir das recht lebhaft auszudrücken und zuletzt
chte ſich auch etwas Eigennutz in ſein Gefühl. Er zeigte nämlich
auf ein Beil, das ich ihm geſchenkt hatte, und rief aus: nun
den wir kein Eiſen mehr bekommen!

Ich lenkte das Geſpräch jetzt auf Mediuro, und machte Lage-
meinen Wunſch begreiflich, zu erfahren, wie der Feldzug, den
mari bald nach meinem frühern hieſigen Aufenthalte dorthin un-
nommen hatte, ausgefallen ſey. Er verſtand mich vollkommen
d bot ſeine ganze Mimik auf, um mir ſeine Erzählung von die-
n Kriege, den er ſelbſt mitgemacht hatte, ſo verſtändlich als mög-
) zu machen. So erfuhr ich denn Folgendes:

Lamari's Flotte beſtand aus vierzig Segeln. Nach der Größe
r hieſigen Böte zu urtheilen, konnte die ganze Armee alſo nicht

über 400 Menſchen ſtark ſeyn, die Weiber mitgerechnet, welche der hinteren Reihe ebenfalls kämpfen, indem ſie Steine auf den Feind werfen. Auch dienen ſie als Wundärzte. Dieſe Macht war von allen Inſeln der ganzen Kette Radack zuſammen geſammelt. Der Krieg war ſehr blutig. Er dauerte ganze ſechs Tage. Viele Feinde wurden erlegt und Lamari erfocht den glänzendſten Sieg mit Verluſt eines Mannes. Beladen mit Cocosnüſſen, Brodfrucht, Pandanusfrüchten, kehrte die Flotte triumphirend heim. Kadu hatte ſich beſonders ausgezeichnet. Er war in ein weißes Hemde und weite Pantalons gekleidet, und mit Säbel und Lanze bewaffnet geweſen. Auf dem Kopfe hatte er eine rothe Mütze getragen. Er war durch alles dieſes den Feinden ſehr furchtbar geworden. Die Beile, die ich den Radackern geſchenkt und die Lamari ſich zugeeignet hatte, über hundert an der Zahl, waren an langen Stangen befeſtigt und unter die herzhafteſten Krieger als Waffen vertheilt worden. Dadurch hatte Lamari's Hauſe allerdings eine große Ueberlegenheit erhalten, und ich konnte mich als die Urſache des glücklichen Kriegsausganges betrachten.

Lagediak erzählte mir noch, daß Lamari einen Feldzug gegen die, zur Kettte Ralik gehörige Inſelgruppe Odia beſchloſſen habe, welche nicht mit Otdia, in welcher wir uns ſo eben befanden, zu verwechſeln iſt. Die Veranlaſſung dazu haben die Bewohner von Odia gegeben. Es war ihnen etwas von den Schätzen zu Ohren gekommen, in deren Beſitz die Radacker ſich durch mich befänden. Das reizte ihre Raubſucht, und ſie überfielen unter ihrem Häuptling Lewadock, ohne vorhergegangene Kriegserklärung, welche bei den Völkern üblich zu ſeyn ſcheint, die zu Radack gehörige Inſelgruppe Kawen, raubten und plünderten dort und kehrten mit der Beute heim. Dabei hatten ſich die Einwohner von Kawen doch auch tapfer gehalten, zwei Odier getödtet und ſelbſt keinen Mann verloren. Dieſe Begebenheit ſchien ungefähr vor einem Jahre vorgefallen zu ſeyn und Lamari hatte ſeine Rache noch auf ein Jahr aufgeſchoben. Es währt hier immer ſehr lange, bis ein Heer zuſammengezogen werden kann. Radack iſt ſo wenig bevölkert, daß von allen Gruppen Mannſchaft geholt werden muß, welches bei der beträchtlichen Ausdehnung der Kette ſehr lange dauert. Auch nimmt

Bereitung der Proviſion, die größtentheils aus Mogan beſteht, viele Zeit weg. Zu einer Fahrt nach der Kette Ralik und wieder zurück, muß man ſich wenigſtens auf vier Wochen mit Lebensmitteln verſorgen, weil die Heimreiſe gegen den Paſſat geht. Der Mogan iſt ſehr nahrhaft und die Radacker ſind ſehr mäßig. Eine geringe Quantität iſt hinreichend, ſie zu ſättigen. Auf dieſe Weiſe läßt ſichs auch nur erklären, wie ſie im Stande ſind, ſich auf ihren kleinen Fahrzeugen für weite Reiſen zu verproviantiren.

Ich wunderte mich über das Vertrauen, das Lagediak auf dieſe Unternehmung ſetzte, und äußerte ihm meine Befürchtung, daß ſeine Landsleute dabei leicht den Kürzeren ziehen könnten; allein er ſchien vom guten Ausgange überzeugt zu ſeyn, wegen der vielen Helle ſeiner Waffenbrüder, wegen Kadu's Säbel und ſeiner Furcht erregenden Kleidung.

Während ich mich in der Cajüte mit Lagediak unterhielt, waren wieder viele Inſulaner auf's Schiff gekommen. Der Jubel im Raume glich dem von geſtern. Auch Rarik war, mit friſchen Blumenkränzen geſchmückt, erſchienen, und hatte mir einige kleine Geſchenke mitgebracht, die ich reichlich erwiederte. Der überaus furchtſame Langin, Tamon von Egmedio, zeigte ſich mir heute zum erſten Mal. Er ſchien ſich ſehr über meinen Anblick zu freuen; aber als er das Verdeck betrat, machte die Größe des Schiffes und die ſtarke Beſatzung einen ſo furchtbaren Eindruck auf ihn, daß ihm vor Angſt die Zähne klapperten. Dieſer Fieberanfall dauerte einige Zeit, bis es endlich unſerer Freundlichkeit gelang, ihn zu verſcheuchen.

Nun fuhr ich, von Rarik und Lagediak auf meinem Boote begleitet, an's Land, wo ich Herrn Preus und Herrn Lenz bereits mit den Pendel-Beobachtungen beſchäftigt antraf. Sie waren ſehr zufrieden mit den Inſulanern, welche ſich anſtändig betragen hatten, gehorſam in der ihnen vorgeſchriebenen Entfernung von den Zelten geblieben waren, und ſich nur auf beſondere Erlaubniß einzeln genähert hatten, um ihre Neugierde zu befriedigen. Sie ſaßen gewöhnlich in einem Kreiſe um die Stelle herum, wo der Aſtronom ſeine Beobachtungen

immer beſcheiden, ſanft und freundlich, ſo daß meine Ge
für das gutmüthigſte Volk der Erde erklärten.

Rarik führte mich nach ſeiner Wohnung, wo mir
eine dramatiſche Vorſtellung gegeben wurde. Der In
Stückes war der Krieg auf Mediuro. Weiber ſangen, ob
vielmehr die verübten Heldenthaten her, und Männer tan
Lanzen herum, wobei ſie ſich beſtrebten, durch wüthende
den und convulſiviſche Bewegungen die bewieſene Tapfe
zuſtellen.

Ich machte dem Rarik begreiflich, daß ich wohl wün
nen deutlicheren Begriff von ihrer Art Krieg zu führen, zu
Er und Lagediak verſammelten ſogleich zwei Haufen Mä
Weiber, die als feindliche Heere in geringer Entfernung
gegenüber geſtellt wurden. Die erſte Reihe beider Heer
aus Männern, und die zweite aus Weibern. Erſtere wa
der Lanzen, mit kleinen Stöcken verſehen, und Letztere fü
Körbe mit Pandanuskörnern, welche die Stelle der Steine
ſollten. Rarik ſtellte ſich an die Spitze des einen Heeres u
diak an die des andern. Beide gaben durch Blaſen a
Muſchelhörnern das Zeichen zum Angriff. Die Heere näh
ein wenig, aber ſtatt des Kampfes fing jetzt ein ſehr
Tanz an, bei dem Jeder durch die wüthendſten Gebehrden,

ten. Die Anführer ſtanden unterdeſſen unbeweglich und munterten ihre Heere durch den Schall der Muſchelhörner auf, ſich immer furchtbarer zu zeigen. Als die große Anſtrengung ſchon ziemlich alle Kräfte erſchöpft hatte, ſchwiegen die Hörner und nun rückten ſich einige der Tapferſten von beiden Seiten näher, während die Heere ſelbſt ſtehen blieben. Dieſe kampfluſtigen Helden forderten ſich nun gegenſeitig durch Drohungen und Schmähworte heraus, wobei jeder ſich ſeinen Mann wählte. Nun tanzten und ſangen ſie ſich einander lange etwas vor und machten zuweilen mit der Hand eine Bewegung, als wollten ſie die Lanze werfen, da denn der Gegner, dem der Wurf gelten ſollte, ihm jedes Mal durch einen Seitenſprung auszuweichen ſuchte. Beide Heere und ihre Anführer feuerten ihre Helden durch Schlachtgeſänge zur Kühnheit an. Dieſe begannen nun ihre Speere wirklich zu werfen, die Hörner erſchallten wieder, die Heere rückten unter Tanz und Geſang langſam auf einander, die, welche zwiſchen ihnen gefochten hatten, ſtellten ſich wieder in ihre Reihen und nun ward das Gefecht, unter großem Geſchrei, allgemein. Die Speere erfüllten die Luft, Pandanuskörner flogen aus den zarten Händen der Heldinnen über die Köpfe ihrer Männer auf den Feind, aber die Heere kamen ſich nicht ſo nahe, daß ſie hätten handgemein werden können. Die Anführer befanden ſich hinter den Reihen ihrer Krieger, bliesen aus allen Kräften auf ihren Hörnern und ertheilten dazwiſchen Befehle. Als zufällig, oder abſichtlich, einer aus Lagediaks Heere herunter fiel, hatte die Schlacht ſogleich ein Ende. Der Sieg war entſchieden, und es ward zum Abzug geblaſen. Die Heere waren ſo erſchöpft, daß ſie ſich ſogleich ins Gras warfen, und ſcherzend der Ruhe pflegten.

Jetzt landete ein großes Segelboot, aus welchem ein Greis mit ganz weißem Haar und Bart gehoben wurde. Die Haut voll Falten umgab ein ausgedörrtes Gerippe. Dabei war er ſo ſchwach, daß er ſich nur auf Händen und Füßen kriechend uns nähern konnte. — Rarik und Lagediak gingen ihm entgegen und bewillkommneten ihn. Es war mein alter Bekannter, der Tamon der Inſel Ormed, Langediu. Als die Fregatte bei ſeiner Inſel vor Anker lag, hatte er, wie er ſagte, es nicht gewagt, uns zu beſuchen,

weil er nicht wußte, ob wir Freunde oder Feinde wären. aber, da er gehört habe, daß Totabu angekommen ſey, habe aufgemacht, um mich vor ſeinem Tode noch ein Mal zu Wir freueten uns gegenſeitig des Wiederſehens. Der alte kroch an mir empor, umarmte mich und vergoß Freudenth Er ſprach viel und erwähnte auch Kadu's, von dem er ſagte, er ſich bei Lamari in Aur befinde. Schon bei meiner frühern weſenheit waren die Spuren eines hohen Alters bei ihm unver bar, aber in den letzten acht Jahren hatten ſie ſehr zugeno Obgleich ſein Körper ſo ſchwach war, daß er nur auf allen V gehen konnte, ſchien ſein Geiſt doch nicht gelitten zu haben. hatte noch ganz ſeine vormalige Munterkeit und gute Laune brachte durch ſeine ſpaßhaften Einfälle oft die ganze Verſamm zum Lachen. Ich habe überhaupt die Bemerkung gemacht, daß Radack das Alter keinen beſondern Krankheitszufällen unter iſt, und daß der Geiſt ungeſchwächt bleibt, der Jugendſinn ſo hält, bis die Hülle ins Grab ſinkt. Die Urſachen davon wohl das ſchöne Clima, die mäßige Arbeit und die vegeta Nahrung.

Langediu äußerte mir ſeinen Wunſch, das Da ellip zu weshalb ich mich denn gleich ins Boot ſetzte und an's Schi Er folgte mir auf ſeinem Da Warro (Kriegscanot). Der würdige Greis gefiel ſich auf dem Schiffe ſehr wohl. Alle er ſah, machte ihm Vergnügen, und die Geſchenke, die er vollendeten ſein Glück. Indeſſen ward der redliche Mann durch Aufführung eines ſeiner Leute ſehr betrübt. Dieſer hatte mit ſerm Koch Freundſchaft geſchloſſen, ſich dabei heimlich eines Küc meſſers bemächtigt und es ins Canot zu verbergen gewußt. der Koch das Meſſer vermißte, fiel ſein Verdacht ſogleich auf ſe Freund. Er ward viſitirt, und da man es bei ihm nicht fand, ward auch das Canot durchſucht, wo es denn bald zum Vorſch kam und der Dieb ſein Verbrechen geſtand. Er zitterte, indem ſich vermuthlich der Prügel erinnerte, die, bei einem ähnlichen Fa einer ſeiner Landsleute auf de[illegible] erhalten hatte. Inde hielt ich dieſes Mal die Züch[illegible]a, da ich n kurze Zeit noch

müthigſt, mit dem Bedeuten, daß ſtehlen ſchlecht ſey und daß er es nicht wieder thun ſolle. Der arme, alte Langedin war über dieſen Vorfall ganz außer ſich. Er kroch mit Heftigkeit umher und rief mehrere Mal: Kabuderih emo aidarah! (Stehlen nicht gut). Er ſchalt und drohte dem Verbrecher, zeigte ihm alle Sachen, die er von uns geſchenkt erhalten hatte, um ihm begreiflich zu machen, wie ſehr es uns kränken müſſe, daß wir bei unſerer Freigebigkeit noch beſtohlen würden, führte ihn dann zu den Kanonen, machte ihn auf die große Anzahl derſelben aufmerkſam und ſagte: Manih Emich, manih Ni, Mä (todtſchlagen Inſel, todtſchlagen Cocosbäume, Brodfruchtbäume). Wahrſcheinlich hatte Kadu den Alten mit der Wirkung der Kanonen bekannt gemacht. Als er nun genug geſcholten und getobt hatte, befahl er dem Verbrecher, auf's Canot zu gehen und nicht mehr auf's Schiff zu kommen. Der Dieb, der die ganze Zeit über kein Wort hervorgebracht hatte, gehorchte auf der Stelle, aber der entrüſtete redliche Alte war nicht mehr zu beruhigen. Er ſprach immer wieder von kabuderih emo aidarah, und der Aufenthalt auf dem Schiffe gewährte ihm keine Freude mehr. Auch nahm er bald Abſchied von uns, mit der Bitte, ihn auf ſeiner Inſel zu beſuchen.

Das Geſicht des Diebes hatte mir ſo bekannt geſchienen, daß ich mich bei Lagediak nach ihm erkundigte, der mir lachend ſagte, es ſey der leibliche Bruder deſſen, der auf dem Rurik beſtraft worden. Der Hang zum Stehlen ſchien alſo bei ihm ein Familienfehler zu ſeyn. Sonſt hat kein Radacker bei unſerer jetzigen Anweſenheit uns das Geringſte entwandt.

Am Nachmittage ſahen wir ein großes Segelboot durch die Lagediakſtraße in's Baſſin der Gruppe einlaufen. Ich hoffte, daß vielleicht Jemand von meinen Bekannten aus Aur, oder vielleicht Kadu ſelbſt gekommen ſey; aber es war der luſtige Labugar, der ſich auf Eregub aufhielt, den die Neugierde herbrachte, da er uns hierher ſegeln geſehen hatte.

Nachdem er gehört, daß ich da ſey, kam er unverzüglich zu mir auf's Schiff. Seine Freude, mich wieder zu ſehen, war unbe-

ſchreiblich; aber er erkundigte ſich auch gleich nach ſeinem Freunde Timaro, mit dem er Namen getauſcht hatte, und es ſchmerzte ihn ſehr, daß dieſer nicht mitgekommen war. Auch Labugars Geiſt war ganz geblieben, wie er vor acht Jahren war, nur ſein Geſicht hatte ſtark gealtert und ſein Haar war grau geworden.

Am 3. Mai benutzte ich das ſchöne Wetter zu einem Beſuch bei dem alten Langediu auf der Inſel Ormed, der über mein Erſcheinen eine ſo große Freude hatte, daß er ſeine koſtbarſten Sachen hervorholte, um ſie mir zu ſchenken. Die Kinder, Enkel und Urenkel des Alten verſammelten ſich Alle in ſeinem Hauſe und mußten mir einen Eb zum Beſten geben, bei welchem Langediu ſelbſt die Hauptrolle übernahm und mich durch ſeinen Geſang und die Lebhaftigkeit ſeines Spiels in Erſtaunen ſetzte.

Ich habe keiner vollſtändigern dramatiſchen Vorſtellung auf Radack beigewohnt, als dieſe war; weshalb ich ſie genau beſchreiben will, in der Hoffnung, daß ſie auch meinen Leſern nicht unintereſſant ſeyn wird.

Die Zahl der ſpielenden Perſonen beſtand aus dreizehn Männern und eben ſo viel Weibern, welche ſich auf einen freien Raſenplatz folgendermaßen niederließen. Zehn Männer ſetzten ſich in einem Halbkreiſe zehn Weibern gegenüber, die ebenfalls einen Halbkreis bildeten, ſo daß das Ganze ein Kreis geweſen wäre, wenn die Enden der Halbkreiſe ſich berührt hätten; hier blieben aber zwei Zwiſchenräume von ein Paar Faden offen und in jedem derſelben ſetzte ſich ein altes, mit einer Trommel verſehenes Weib. Eine ſolche Trommel iſt ein ungefähr drei Fuß langer, an den Enden ſechs Zoll und in der Mitte nur halb ſo dicker ausgehöhlter Klotz, in Form eines Stundenglaſes, deſſen beide Enden mit Haifiſchhaut beſpannt ſind, der unter den Arm genommen und mit den flachen Händen geſchlagen wird. In dem Mittelpunkte des Kreiſes nahm der alte Langediu mit einem hübſchen jungen Frauenzimmer Platz, ſo daß ſie ſich mit den Rücken berührten. Alle Geſichter der mitſpielenden Perſonen waren ihnen zugewandt. Die ganze Geſellſchaft hatte ihre Köpfe auf's Zierlichſte mit Blumenkränzen geſchmückt und

= Frauenzimmer waren außerdem noch mit Blumenguirlanden be=
=ngen. Außerhalb des Kreises standen zwei Männer mit Mu=
=lhörnern. So bald diese die hohlen wirbelnden Töne aus ih=
Hörnern hervorlockten, fiel der Gesang des ganzen Kreises ein,
leitet von heftigen Bewegungen der Arme und lebhaften Ge=
ulationen, die den Inhalt versinnlichen sollten. Das dauerte
= Weile. Darauf schwieg der Kreis, und nun ging unter Trom=
schlag und Hörnerschall das Duett in der Mitte desselben an,
bei Langediu seiner jungen Mitsängerin an Lebendigkeit nichts
=hgab. Nach dem Duett fiel der Kreis wieder ein, und so wech=
= es mehrere Male ab, bis die junge Sängerin, deren Bewe=
=gen immer heftiger und wilder wurden, todt niederfiel. Lan=
=iu's Gesang ward jetzt sanfter und leiser. Er bückte sich
= den Leichnam und drückte den größten Schmerz aus. Der
=ze Kreis stimmte in seine Klage ein und die Vorstellung hatte
Ende.

So mangelhaft meine Sprachkenntniß auch war, so ward mir
Inhalt dieses Trauerspiels doch klar, wozu der mimische Aus=
= der spielenden Personen viel beitrug. Das Ganze stellte eine
=mählungsceremonie vor. Das junge Mädchen sollte gezwungen
den, sich mit einem Manne zu verbinden, den sie nicht liebte
zog den Tod einer solchen Ehe vor. Vielleicht hatte der alte
gediu deshalb die Rolle des Liebhabers übernommen, um ih=
Entschluß noch wahrscheinlicher zu machen.

Bei dem Anblick der hier versammelten jungen Mädchen, un=
denen sich auch Langediu's verstorbene Geliebte bald wieder frisch
munter einfand, mußte ich mich der Behauptung Kadu's erin=
, daß Ormed die schönsten Frauenzimmer von Radack habe.
waren in der That recht reizende unter ihnen und der Blumen=
muck stand ihnen ungemein wohl. Ueberhaupt hat dieses Völk=
en von allen Südsee=Insulanern den meisten Geschmack. Die
rt, wie hier die Frauenzimmer ihr Haar tragen und wie sie
mit Blumen schmücken, würde auf einem europäischen Ball jeden
pfputz verdunkeln.

Als man sich von der Anstrengung bei der dramatischen Vor=

ſtellung erholt hatte, ging es zum Mittagsmahl, mit deſſen Zubereitung mehrere Frauenzimmer in einer beſondern Hütte ſchon lange beſchäftigt geweſen waren. Nur Wenige, unter denen aber auch Frauenzimmer waren, genoſſen der Ehre, an dieſem Mahle Theil zu nehmen. Wir ſetzten uns unter Langediu's Dache in einen Kreis auf die mit Matten bedeckte Erde, und die Speiſen wurden auf reinlichen Cocosblättern in die Mitte geſtellt. Jeder Theilnehmer an dem Mahle erhielt ein Cocosblatt als Teller. Auf den Blättern, welche ſtatt Schüſſeln dienten, lagen hölzerne Löffel, mit denen Jeder etwas von den Speiſen auf ſeinen Teller nahm. Früher hatte ich dieſe Art zu eſſen auf Radack nicht bemerkt. Sonſt griff Jeder mit den Händen in die Schüſſel, bis er ſatt war. Langediu bemerkte, daß ſeine Tafelordnung mir auffiel und ſagte: Mamua Ruſſia mogai, die Ruſſen eſſen ſo. Ich freute mich, hier eine Spur von dem Einfluß der höheren Ausbildung, die Kadu bei uns erhalten hatte, zu entdecken, denn vermuthlich war er es, der dieſe appetitlichere Art zu eſſen eingeführt hatte. Indeſſen ward mir bald noch eine weit größere Freude zu Theil. Nach der erſten Speiſe, aus gebackenen Früchten und Brodfrucht beſtehend, wurden Jamwurzeln aufgetragen, die ich zuerſt von den Sandwichsinſeln nach Radack verpflanzt hatte. Auf Otdia hatte man mir geſagt, daß Lamari alle von mir zurückgelaſſenen Pflanzen nach Aur habe bringen laſſen. Daher überraſchte mich der Anblick dieſer Jams ſehr. Sie vertreten vollkommen die Stelle unſerer Kartoffeln, ſind geſund und ſchmackhaft und, mit einigem Fleiße angebaut, ein ſicherer Schutz vor Hungersnoth. Langediu ſagte mir, daß Kadu dieſe Wurzeln auf Ormed gepflanzt habe, und zeigte mir nach der Mahlzeit ein beträchtliches Feld, das mit Jams ſehr gut beſtellt war.

Man wird ſich das belohnende Gefühl, welches der Anblick dieſer Speiſe mir gewährte, erklären können, wenn man ſich erinnert, daß dieſe armen Inſulaner, aus Mangel an Lebensmitteln, genöthiget ſind, einen Theil ihrer Kinder, gewiß mit ſchwerem Herzen, umzubringen, und daß die Cultur dieſer Pflanze allein hinlänglich iſt, ſie dieſer grauſenvollen Nothwendigkeit zu überheben. Ich konnte mir ja ſagen, daß es mein Werk ſey, wenn vielleicht bald die zärtlichen Mütter ihrem dritten oder vierten Wochenbette nicht mehr mit

der qualvollen Vorstellung entgegen gehen, daß sie sich des Kindes, welches sie unter dem Herzen tragen, nicht erfreuen werden, daß sie Schmerz und Angst seiner Geburt nur zu erdulden haben, um es der Mörderhand zu überliefern. Wenn sie nun statt dessen den neuen Säugling freudig in die Arme schließen, auf den der liebende Gatte jetzt auch mit Vaterfreude blicken kann, dann werden diese guten Menschen sich gewiß auch lange noch ihres Totabu erinnern, der ihnen die wohlthätigen Wurzeln brachte. Ich bitte, mir diese Abschweifung zu verzeihen und kehre zu unserem Mittagsmahl zurück.

Nach den Jams kam die Reihe an eine Speise aus gefaultem und pulverisirten Cocosholz, welches mit Wasser zu einem dicken Teig gemacht und alsdann in Blättern zu kleinen Kuchen gebacken wird. Sie schmeckt eigentlich nach nichts und kann auch wohl nicht besonders nahrhaft seyn. Den Beschluß machte ein Desert von Mogan und Pandanussaft. Das Getränk bei der Mahlzeit war Cocosmilch, die aus den Nüssen selbst, in welche deshalb ein kleines Loch gebohrt wurde, getrunken ward. Die Unterhaltung, an welcher auch die Frauenzimmer, die mit vieler Achtung behandelt wurden, Antheil nahmen, war sehr lebhaft und munter, aber vollkommen anständig. Ich bedauerte sehr, von den gewiß nicht uninteressanten Gesprächen so wenig zu verstehen. Einzelne Worte ließen mich errathen, daß oft vom Schiffe und von den dramatischen Unterhaltungen die Rede war. Nachdem ich den liebenswürdigen Wirth und die ganze Gesellschaft durch Geschenke erfreut hatte, die vorzüglich in Beilen, Messern, Scheeren und Glasperlen bestanden, welche Letztere hier lange nicht den Werth hatten, den man ihnen auf den Navigatorinseln beilegte, empfahl ich mich und erreichte noch zeitig am Abend das Schiff.

Die Zeit verstrich uns auf Otdia, wie jede angenehm verlebte, sehr schnell, und zum großen Leidwesen unserer Freunde nahte der Tag unserer Abreise heran. Am Sonntage vorher ward noch der Mannschaft vergönnt, sich am Lande zu ergötzen. Es waren unter ihr auch einige Musikanten, welche dieses Mal ihre Instrumente mitnahmen, um den Insulanern zum Abschied einen brillanten Ohren-

Wenn Sittſamkeit ſich zu den Reizen des
leicht auch den roheſten Liebhaber beherrſc
wohnerinnen von Radack auf ihr Volk g
ſeiner Liebenswürdigkeit beigetragen.

Andere glückliche Umſtände mögen hir
ſer fiel bei den vorchriſtlichen Tahaïtiern
gutmüthig waren. Indeſſen kann ich mit
Radackern einen entſchiedenen Vorzug vor

Ende des erſten T

Wilhelm Hoffmann in Weimar, so wie bei J. [illegible]
Musikalien-Handlung in St. Petersburg, ist zu h[aben]

Entdeckungsreise

in

Südsee und nach der Behringsstraß[e]

zur

Erforschung einer nordöstlichen Durchfahrt

unternommen

in den Jahren 1815, 16, 17 und 1818 auf dem Schiffe Ru[rik]

von

Otto v. Kotzebue.

3 Bände. Mit 10 Kupfern und 7 Landcharten.

Preis: Druckpapier mit schwarzen Kupfern 12 Rthlr.
Schreibpapier mit illuminirten Kupfern 16 Rthlr.
Velinpapier mit gemalten Kupfern 24 Rthlr.
Ohne Kupfer 3 Rthlr.

Reise nach Persien

mit

der russisch kaiserlichen Gesandtschaf[t]

im Jahre 1817.

Von

Moritz v. Kotzebue.

Mit neun colorirten und schwarzen Kupfern.

Preis: 2 Rthlr. 21 gr.
Ohne Kupfer 1 Rthlr.

Erfurt, gedruckt bei J. J. Ukermann.

BIBLIOTHECA·BODLEIANA·

Nomahanna.

Reiſe
um
die Welt,
in den Jahren 1823, 24, 25 und 26.

Von Otto von Kotzebue,
Ruſſiſch-Kaiſerlichem Flott-Capitain und Ritter.

Zweiter Theil.
Mit einem Kupfer.

Weimar 1830,
Verlag von Wilhelm Hoffmann.

St. Petersburg,
bei J. Brief, Buch- und Muſikalienhandlung.

Der Druck dieſes Buches iſt unter der Bedingung erlaubt, nach Vollendung deſſelben, vor dem Verkaufe, fünf Exemplare d Dorpatiſche Cenſur-Comität eingeſendet werden.

Dorpat, am 13. Julius 1829.

Stellvertr. Präſident der D. Cenſur-Comität:

(L. S.) Wirklicher Staatsrath und Ritter

G. Ewers.

BIBLIOTHECA·BODLEIANA·

Nomahanna.

Reiſe
um
die Welt,
in den Jahren 1823, 24, 25 und 26.

Von Otto von Kotzebue,
Ruſſiſch-Kaiſerlichem Flott-Capitain und Ritter.

Zweiter Theil.
Mit einem Kupfer.

Weimar 1830,
Verlag von Wilhelm Hoffmann.

St. Petersburg,
bei J. Brief, Buch- und Muſikalienhandlung.

Der Druck dieſes Buches iſt unter der Bedingung erlaubt, nach Vollendung deſſelben, vor dem Verkaufe, fünf Exemplare a Dorpatiſche Cenſur-Comität eingeſendet werden.

Dorpat, am 13. Julius 1829.

Stellvertr. Präſident der D. Cenſur-Comitä

(L. S.) Wirklicher Staatsrath und Ritter

G. Ewers.

IX.

Kamtſchatka.

Bis zu den Grenzen des nördlichen Wendezirkels war uns der Wind günſtig, hier aber bekamen wir eine vollkommene Windſtille, die zwölf Tage dauerte. Der Ocean war dieſe ganze Zeit über, ſo weit das Auge reichte, in der That ſpiegelglatt. Dabei war es faſt unerträglich heiß. Nur Seemänner können fühlen, wie unangenehm uns zu Muthe ſeyn mußte. Die große Thätigkeit, die immer auf einem Schiffe herrſcht, hatte der langweiligſten Ruhe Platz gemacht. Alles ward ungeduldig. Einige Matroſen verzweifelten ſchon daran, daß der Wind ſich je wieder erheben werde und hätten lieber heftige Stürme ausgeſtanden. Eines Morgens hatten wir das Schauſpiel, zwei große Schwertfiſche auf der Oberfläche des Waſſers ſich ſonnen zu ſehen. Ich ſchickte ein mit Harpunen verſehenes Boot ab, in der Hoffnung, daß die gewaltigen Thiere die Gefälligkeit haben würden, ſich dieſelben in den Leib werfen zu laſſen; allein ſie warteten es nicht ab, gingen in die Tiefe und wir hatten ſie nur vergeblich in ihrem Vergnügen geſtört.

Unſere Waſſerſchöpfer wurden mehrere Mal hinabgelaſſen, ſogar bis auf tauſend Faden. An der Oberfläche war die Temperatur des Waſſers 24° und in dieſer Tiefe nur 2° Reaumür.

Am 22. Mai, dem Jahrestage des Ablaufens unſerer Fregatte vom Stapel, bekamen wir einen friſchen öſtlichen Wind, der uns auf der noch immer glatten Oberfläche des Meeres ziemlich ſchnell vorwärts brachte.

Am 1. Juni, als wir die Breite von 42° und die Länge von 201° erreicht hatten und uns also der japanischen Küste gegenüber befanden, sahen wir einen rothen Streif auf dem Wasser, der ungefähr einen Faden breit, aber wohl eine Meile lang war. Als wir über ihn weg fuhren, schöpften wir einen Eimer Wasser aus ihm, und fanden, daß seine Farbe von einer unendlichen Menge kleiner, kaum mit bloßen Augen zu unterscheidenden Krebse herrührte.

Von nun an fühlten wir auch immer stärker die Unannehmlichkeit des nordischen Clima's. Der bisher so heitere Himmel war fast immer trübe, oft mit drohenden Sturmwolken bedeckt, die nicht selten erfüllten, was sie versprachen. Dabei waren wir fast unaufhörlich in Nebel gehüllt, der unsere Aussicht auf einige wenige Faden beschränkte. In kurzer Zeit war die Temperatur der Luft von 24° bis auf 3° gefallen. Ein so schneller Wechsel ist sehr empfindlich, und erzeugt gewöhnlich bedeutende Krankheiten. Wir hatten es der Geschicklichkeit und Sorgfalt unseres Arztes, des Herrn von Siegwald, zu verdanken, daß sie bei uns bald unterdrückt wurden. Nach der Jahreszeit und der Breite, in der wir uns befanden, wäre eine so rauhe Witterung nicht zu erwarten gewesen. Diese ist aber, selbst mitten im Sommer, der japanischen Küste eigen. Auch Wallfische und Sturmvögel, die sich in großer Menge zeigten, erinnerten uns daran, daß wir dem Norden zueilten, und uns schon weit von den gesegneten Fluren der Südseeinseln befanden.

Bei alle dem war der Wind so günstig, daß wir schon am 7. Juni das höhere Gebirge Kamtschatka's in seinem Winterschmucke erblickten. Einen herrlichen Anblick gewährt das hohe zackige Land, dessen himmelanstrebende Berggipfel, von ewigem Eise bedeckt, in der Sonne glänzen, während der niedere Theil von Wolken umgürtet ist. Am folgenden Tage gelang es uns, die Awatscha-Bai zu erreichen und am Abend die Anker im Peter-Pauls-Hafen fallen zu lassen.

Wir befanden uns jetzt also in Kamtschatka, dieser großen Halbinsel, die sich vom Flusse Anadir in Norden, nach Süden bis

den kuriliſchen Inſeln erſtreckt, in Oſten vom Ocean und in
eſten vom ochotzkiſchen Meere beſpült wird, und der es wie
nchen Menſchen geht, daß ſie beſſer iſt, als ihr Ruf. Man hält
für das rauheſte und unfruchtbarſte Welt-Ende, und doch nimmt
die nämlichen Breitengrade ein, unter denen England und
ottland liegen, welchen ſie auch, zuſammen genommen, an Größe
ahe gleicht. Freilich iſt der Sommer hier viel kürzer, aber da-
n weit ſchöner, und die Vegetation weit üppiger, als dort. Der
ter dauert lange, und iſt des vielen Schnee's wegen unbequem,
im ſüdlicheren Theile nicht ſehr kalt. Man iſt der Meinung
eſen, daß die Kürze der guten Jahreszeit den Getraidebau nicht
tte; indeſſen haben bereits mehrere Erfahrungen das Gegentheil
eſen.

Obgleich der Schnee zuweilen an einigen Stellen der Thäler
Zum Ende des Mai's liegt, weil die erwärmenden Sonnenſtrah-
nur ſelten zwiſchen den hohen beſchattenden Bergen durchdrin-
können, ſo gedeihen doch ſelbſt dort Gartengewächſe ſehr gut.
toffeln geben gewöhnlich einen dreißigfachen Ertrag, und würden
Mangel des Brodes vollkommen erſetzen, wenn die Einwohner
Teißiger anbauten. Aber die bequeme Art, ſich für den ganzen
ter in Ueberfluß mit Fiſchen zu verſorgen, läßt den mühſameren
offelbau nicht aufkommen, obgleich es Jahre gegeben hat, wo
Fiſchfang ſo wenig ergiebig war, daß er kaum vor allgemeiner
gersnoth ſchützte.

Der lange, aber ziemlich gelinde Winter wird, wie ſchon er-
nnt worden, durch den vielen Schnee läſtig, der von den Bergen
bgeweht wird, ſo daß die Häuſer oft gänzlich bedeckt ſind, und
Bewohner derſelben ſich Ausgänge durchgraben müſſen, wäh-
d das Vieh über die Dächer wegſpaziert. Die Winterfahrten,
che hier in äußerſt leichten, mit ſechs und mehr Hunden be-
nnten Schlitten gemacht werden, ſind ziemlich bequem und gehen
nell; nur hat man ſich vor Stürmen, die von Schneegeſtöber be-
itet ſind, zu hüten. Ueberraſcht ein ſolcher Sturm, der hier
rga heißt, den Reiſenden, ſo bleibt ihm zu ſeiner Rettung nichts
ig, als ſich ruhig einpurgiren zu laſſen. Er läßt ſich nämlich

sammt seinen Hunden vom Schnee bedecken, welches bald geschieht, und sucht sich, wenn der Sturm vorüber ist, aus seinem Grabe wieder zu befreien. Das gelingt aber nicht immer. Trifft der Purga den Reisenden in einer Bergschlucht, so sammelt sich so viel Schnee über ihm, daß das Ausgraben unmöglich wird.

Indessen sind diese Fälle selten, weil die Kamtschadalen, durch Noth gezwungen, eine große Fertigkeit darin erlangt haben, die Witterung auf mehrere Tage voraus zu errathen, und sich nur auf den Weg machen, wenn sie sicher zu seyn vermuthen. Der Hauptgrund, warum Kamtschatka's Clima dem von andern, unter demselben Himmelsstriche liegenden Ländern im Ganzen nachsteht, ist die Beschaffenheit des Landes. Englands Berge z. E. erheben sich nur zu einer mäßigen Höhe, und sind von großen Ebenen unterbrochen; da hingegen sich über ganz Kamtschatka der Länge nach ein Gebirge erstreckt, welches in die Wolken, und an vielen Stellen weit über dieselben, mit ewigem Eise bedeckt, hinausragt, dessen Basis die ganze Breite der Halbinsel einnimmt, und das nur sehr wenige kleine Thäler bildet. Das Panorama von Kamtschatka ist eine Anhäufung dicht zusammen gedrängter, kegelförmiger, zum Theil sehr hoher, zum Theil niedrigerer Granitberge, deren eckige und zackige Gestalt auf den ungeheueren Kampf der Elemente deutet, unter welchem die Erde sie aus ihrem Schooße hervorgestoßen hat. Ein Kampf, der noch nicht beendigt ist, wie die öfteren Erdbeben und das Rauchen und Brennen vieler Vulkane beweisen, von denen einer, der Kamtschatka-Berg genannt, sich mit den höchsten Bergen der Erde messen kann, und seine Umgebungen oft durch Lavaströme zerstört. Dieses Gebirge mit seinen Gletschern und Vulkanen, deren Rauch- und Feuersäulen sich aus dem Eise erheben, bildet mit dem schönen Grün der Thäler einen malerischen Contrast. Was aber einen besonders seltsamen und unbeschreiblich herrlichen Anblick gewährt, so daß man in ein Feenland versetzt zu seyn glaubt, sind die Krystallenberge an der westlichen Küste, die, von der Sonne beschienen, die schönsten Farben spielen, und für Brillantenfelsen gelten können, so wie der Schwefelkies hier, dem Ansehen nach, Berge von gediegenem Golde bildet.

Für den Mineralogen gehört Kamtschatka zu den interessan-

testen Ländern. Die Mannigfaltigkeit der Steinarten zieht selbst den Unkundigen an. Gewiß liegen hier noch große Schätze verborgen, die man einst finden und benutzen wird. Heiße Quellen giebt es in Menge, die sehr heilsam seyn sollen.

Auch der Botaniker und der Zoologe gehen hier nicht leer aus. Ersterer findet eine Menge, wenig oder gar nicht bekannter Pflanzen, und unter den Thieren giebt es hier, außer mehrern Arten von Bären, Wölfen und Füchsen, die berühmten Zobel, deren Felle so theuer verkauft werden, und das hier einheimische, sogenannte wilde Schaaf, welches die höchsten Berggipfel bewohnt. Seine Größe ist die einer großen Ziege, der Kopf wie beim gewöhnlichen Schaafe, nur mit starken, nach unten gebogenen Hörnern versehen. Der Körper und das Fell gleichen vollkommen dem Rennthiere, mit dem es auch die Nahrung, das Moos, gemein hat. Es ist schnell und behende, und macht ungeheure Sprünge über Abgründe weg, wie die Gemsen, wodurch es schwer zu erlegen ist. Indem es von einer Felsspitze zur andern schießt, zieht es alle vier Beine zusammen, fliegt mit dem Kopfe voraus und stößt mit demselben zuerst auf den Punkt, wo es hin wollte. Dann erst bedient es sich der Beine. Das Augenmaaß, nach welchem es die beim Sprunge anzuwendende Kraft beurtheilt, ist immer sehr richtig. Oft ist der Raum, wohin es springt, nicht größer, als daß das Thier seine Vorder- und Hinterbeine nahe zusammen stellen muß, um auf demselben stehen bleiben zu können, und dennoch verfehlt es sein Ziel nicht. Eben so zu bewundern ist das Gleichgewicht, worein es sich nach einem solchen Sprunge sogleich setzt und feststellt. Unsere Ballettänzer könnten sich an ihm das Beispiel eines vollkommenen Aplombs nehmen. Das Riesenthier der Vorwelt, der Mammuth, muß hier ebenfalls einheimisch gewesen seyn, da noch viele Knochen desselben gefunden werden. Kamtschatka's Wälder sind zwar nicht von Singevögeln belebt, wie überhaupt Landvögel hier selten sind, dagegen giebt es hier aber eine Unzahl von Wasservögeln verschiedener Gattung. Seen, Flüsse, Moräste und das Meer selbst sind von ihren Schwärmen bedeckt. Fische sind hier in Ueberfluß, vorzüglich in den Monaten Juni und Juli. Ein einziger Zug mit unserem Netze gab immer so viel, als die ganze Mannschaft auf ein Paar Tage brauchte. Eine Art

Lachse, Stockfisch und Heringe werden vorzüglich zum Winterbedarf gefangen. Letztere dienen, an der Luft getrocknet, zum Futter für die Hunde.

Kamtschatka ward im Jahr 1696 von einem jakutzkischen Kosacken, Namens Luca Semenoff entdeckt, der, auf ein Gerücht vom Daseyn dieses Landes, das sich schon seit mehreren Jahren in Jakutzk verbreitet hatte, mit sechszehn seiner Cameraden einen Zug dahin machte. In den nächstfolgenden Jahren wurden dergleichen Züge, jedoch mit weit größerer Macht, wiederholt, bis Kamtschatka der russischen Krone unterworfen und zinsbar ward. Die Eroberung dieses Landes kostete vielen Russen das Leben und endete, bei der damaligen Barbarei und der Schwierigkeit, unter so weit entfernten Truppen gehörige Disciplin zu erhalten, mit der fast gänzlichen Ausrottung der Kamtschadalen. Obgleich in der Folge gehörige Maaßregeln dem Unfug Einhalt thaten, den die rohen Kosacken sich dort zu schulden kommen ließen, so ist die Bevölkerung doch noch sehr geringe, wird aber bei einer weisen und sorgsamen Regierung gewiß wieder steigen.

Der Name Kamtschatka stammt von den Russen her, welche von den Eingeborenen hörten, daß sie den größten Fluß im Lande so, oder eigentlich Kontschatka nannten. Dieser Fluß hatte seine Benennung der Sage nach von Kontschot, einem Helden der Vorzeit, welcher an demselben eine feste Burg gehabt, erhalten. Sonderbar ist es, daß die Kamtschadalen weder für ihre Nation, noch für ihr Land einen eigenen Namen hatten. Sie nannten sich schlechtweg Kroscha, das heißt Menschen, als ob sie sich für die einzigen Bewohner der Erde gehalten oder sich einen so großen Vorzug vor allen übrigen beigemessen hätten, daß sie nur sich allein für eigentliche Menschen ansahen. Man glaubt zwar, daß diejenigen, welche auf der südlichsten Spitze der Halbinsel lebten, sich durch die Benennung Itelmen ausgezeichnet hätten; allein es bleibt unerwiesen, was unter diesem Ausdruck eigentlich zu verstehen war.

Die Kamtschadalen glaubten an einen allmächtigen Schöpfer der Welt, den sie Kutka nannten. Er bewohnte den Himmel, hatte sich aber einige Zeit in menschlicher Gestalt auf Kamtschatka auf-

gehalten, und war der Stammvater der Kamtschadalen geworden. Auch bei ihnen fand man die Sage von einer allgemeinen Ueberschwemmung, und sie zeigen noch jetzt auf der Spitze eines Berges den Ort, wo Kutka auf einem Boote gelandet seyn soll, um die Welt mit Menschen zu versehen. Ein noch jetzt in Kamtschatka allgemeines Sprüchwort, um eine längst verflossene Vergangenheit auszudrücken, ist: das war zu Kutka's Zeit.

Vor den Zügen der Russen nach Kamtschatka waren dem Kamtschadalen nur die benachbarten Koriáken und Tschuktschen bekannt. Einige Kunde erhielten sie indessen auch von Japan, da ein japanisches Schiff an ihrer Küste gestrandet war. Sie hatten kein Oberhaupt, lebten in völliger Unabhängigkeit und hielten dies für ihr höchstes Gut.

Außer dem höchsten Gott Kutka, hatten sie noch eine Menge Untergötter, die ihre Einbildungskraft zum Theil auf Berge, in Wälder, Gewässer und in die Luft versetzte. Sie beteten sie an, so lange ihre Wünsche erfüllt wurden, und schimpften sie aus, wenn es ihnen nicht nach ihrem Sinne ging, ähnlich dem gemeinen Italiener, der, wenn er sich über ein Mißgeschick ärgert, seine Mütze abnimmt, so viel Heiligen-Namen, als ihm gerade einfallen, hineinspricht und sie dann mit Füßen tritt. Zwei aus Holz geschnittene Hausgötter, Aschuschok und Hontai, standen in besonderem Ansehen. Ersterer hatte die Figur eines Menschen, und sein Amt war, die Waldgeister vom Hause zu verscheuchen, wofür er auch gespeist wurde, indem man seinen Kopf täglich mit Fischbrühe besudelte. Hontai war halb Mensch und halb Fisch, und es ward jährlich, am Tage der Reinigung von Sünden, ein neuer verfertigt, den man neben den alten, welchen man ebenfalls beibehielt, stellte, so daß die Zahl der Hontai's die Zahl der Jahre anzeigte, welche die Bewohner in diesem Hause verlebt hatten.

An ihre eigene Unsterblichkeit, so wie an die aller Thiere, glaubten die Kamtschadalen, waren aber der Meinung, daß sie auch im künftigen Leben sich ihren Unterhalt durch Arbeit erwerben müßten; nur hofften sie, werde die Arbeit leichter und die Ausbeute immer hinlänglich seyn, um nie Hunger zu leiden. Diese Idee be-

weiſt, daß auch damals ſchon der Fiſchfang nicht immer ergiebig genug geweſen ſeyn mag.

Die verſchiedenen kamtſchadaliſchen Stämme führten oft Krieg mit einander, wozu gewöhnlich die gewaltſame Entführung der Weiber Veranlaſſung gab, oder auch, wenn ſie bei den Beſuchen, die ſie einander machten, nicht ſehr viel zu eſſen bekommen hatten. Eine ſolche Vernachläſſigung des Wirthes gegen den Gaſt ward für die größte Beleidigung angeſehen und heiſchte blutige Rache. Selten ward der Krieg offen geführt. Man ſuchte den Feind vielmehr durch Hinterliſt zu überwinden und die Sieger übten die ſchaudervollſten Grauſamkeiten gegen die Beſiegten aus. Wenn Belagerte oder Eingeſchloſſene der Uebermacht nicht mehr widerſtehen konnten, und keine Ausſicht hatten, ſich durch Flucht zu retten, ſo erlaubte der heroiſche Geiſt dieſer kleinen unanſehnlichen Menſchenraçe es doch nicht, die Waffen zu ſtrecken. Die Bedrängten ermordeten erſt ihre Weiber und Kinder, und ſtürzten ſich dann auf den Feind, dem ſie ihr Leben ſo theuer als möglich verkauften. Das nannten ſie: ſich ein Lager betten. Freilich konnten ſie auch auf keine Schonung rechnen, wenn ſie ſich ergeben hätten. Ihre Waffen beſtanden aus Lanzen, Bogen und Pfeilen, welche letztere gewöhnlich vergiftet waren.

Um einen Gaſt mit aller Aufmerkſamkeit zu behandeln, und keinen Anlaß zu einem Kriege zu geben, heizte der Wirth zuvörderſt ſeine unterirdiſche Wohnung ſo lange, bis die Hitze faſt unerträglich wurde. Dann entkleidete er ſich ſowohl, als der Gaſt, völlig, und nun wurde Letzterem eine ungeheuere Quantität Speiſen vorgeſetzt, wobei man das Feuer immerfort unterhielt. Geſtand der Gaſt nun, daß er nicht mehr im Stande ſey zu eſſen und die Hitze zu ertragen, ſo waren alle Regeln der feinſten Lebensart gegen ihn beobachtet, und der Wirth forderte ihm nun für ſeine Gaſtfreiheit Geſchenke ab.

Bei ſolchen Gaſtmahlen war auch der Genuß des Fliegenſchwammes, als Berauſchungsmittel, gewöhnlich. In kleiner Quantität genoſſen, ſoll er eine fröhliche Stimmung, in größerer aber Wahnſinn hervorbringen, der mehrere Tage dauert. Auf ſolche Weiſe aufgeheitert, beluſtigten ſich Wirthe und Gäſte durch ihr

ruhmliches Talent, Menschen und Thiere täuschend nachzuahmen.

Die erwachsenen Kinder zeigten wenig Liebe zu ihren Eltern vernachlässigten sie im hohen Alter gänzlich, schlugen sie auch todt, wenn sie anfingen sich selbst und ihnen zur Last zu fallen, durch sie die Kindespflicht keineswegs zu verletzen glaubten. en so mordeten sie ihre gebrechlichen oder schwächlichen Kinder, ihnen die Leiden eines siechen Lebens zu ersparen. Starb Jemand im Hause, so ward die Leiche nicht begraben; man schleppte an einem, um den Hals gebundenen Riemen ins Freie, und ließ Hunde sich an ihr sättigen. Wen diese Thiere nicht verschmähten, von dem glaubte man, daß er in jener Welt mit den besten Gaben fahren werde.

Die Art, wie die Ehen unter den Kamtschadalen geschlossen wurden, war langwierig und für den Bräutigam mit vieler Schwierigkeit verbunden. Der Mann, der ein Mädchen zu heirathen wünschte, ging in das Haus ihrer Eltern und nahm ohne weitere Erklärung an ihren häuslichen Arbeiten Theil. Er ward nun völlig als im Hause der Familie stehend betrachtet und mußte Alles verrichten, was man ihm auftrug, bis es ihm gelang, sich die Gunst des Mädchens und ihrer Eltern zu erwerben. Das dauerte oft mehrere Jahre, und war es ihm am Ende doch nicht gelungen, so ward er ohne allen Ersatz für seine verlorene Mühe entlassen. Gefiel er aber und hatten die Eltern mit ihm zufrieden, so ertheilten sie ihm die Erlaubniß, die Geliebte zu haschen. Das bestand darin, daß er sie ergreifen, ihr Sträuben überwältigen und sie mit der Hand auf eine Art berühren mußte, die hier nicht deutlicher bezeichnet werden kann. Von der Zeit an, da der Liebhaber diese Erlaubniß erhalten hatte, suchte das Mädchen es auf das sorgfältigste zu vermeiden, mit ihm allein zu bleiben, und verwahrte sich noch durch ein Fischernetz und eine Menge Riemen, die bei dem Ueberfall vermittelst eines steinernen Messers durchschnitten werden mußten. Ueberdem ward sie von allen Hausgenossen bewacht, die, so bald der Liebhaber sie ereilte, auf sein Geschrei hinzusprangen, ihn schlugen und bei den Haaren von ihr wegrissen. Das Haschen war daher eine schwere Aufgabe, und

ſo lange es nicht gehörig vollzogen war, mußte der arme Liebhaber immerfort um das Mädchen dienen. Gelang es endlich, ſo verkündete ſie ſelbſt ſeinen Sieg und die Ehe war geſchloſſen.

Die jetzigen Kamtſchadalen ſind ein äußerſt gutmüthiges, gaſtfreies und furchtſames Völkchen, durch Farbe und Geſichtsbildung mit Chineſen und Japanern nahe verwandt. Sie bekennen ſich ſämmtlich zur chriſtlichen Religion, haben aber doch heimlich noch manche ihrer heidniſchen Gebräuche beibehalten, wozu beſonders das Tödten ihrer krüppelhaften Kinder gehört.

Das Städtchen oder vielmehr Dorf am Peter-Pauls-Hafen, in welchem der Befehlshaber von Kamtſchatka, gegenwärtig der Flotcapitain Stanitzky, wohnt, iſt der Hauptort auf der Halbinſel. Er enthält nur ein Paar Häuſer, in denen ſich's bequem leben läßt. Die übrigen, ungefähr fünfzig an der Zahl, ſind nur Hütten und liegen ohne alle Ordnung am Abhange eines Berges zerſtreut. Die Bewohner dieſes Ortes, der gleichen Namen mit dem Hafen führt, ſind alle Ruſſen, Kronsbeamte, verabſchiedete Soldaten, Matroſen und einige unbedeutende Kaufleute. Die Kamtſchadalen wohnen in kleinen Dörfern an Flüſſen im Lande, ſelten an der Küſte.

Kamtſchatka hat ſich, ſeit Kruſenſterns Schilderung vor fünf und zwanzig Jahren, wenig verändert. Die einzigen Fortſchritte, die es ſeitdem gemacht hat, ſcheinen darin zu beſtehen, daß die Einwohner von Peter-Paul den Kartoffelbau zu treiben angefangen haben, und daß verſchiedene Waaren und nothwendige Lebensbedürfniſſe, die ehemals zu Lande durch Sibirien nach Ochotzk, und von da erſt zu Waſſer hierher kamen, nicht mehr in den unmäßig hohen Preiſen ſtehen, ſeitdem ſie ganz zu Waſſer hieher gebracht werden.

Der nördlichſte Theil der Halbinſel und das anſtoßende Land, bis zum Eismeer hinauf, wird von den Tſchuktſchen bewohnt, einem nomadiſirenden, kriegeriſchen Volke, das mit ſeinen Rennthierheerden herum zieht, und der ruſſiſchen Krone nur einen geringen Tribut an Fellen entrichtet. Die Tſchuktſchen waren nicht ſo leicht zu unterwerfen, als die Kamtſchadalen, und bis vor fünf und dreißig Jahren fielen ſie die Ruſſen unaufhörlich an. Da wurden aber

ernſtliche Maaßregeln ergriffen und die Macht der Kanonen gründete einen dauerhaften Frieden. Später glaubte man indeſſen wieder einen Ueberfall von ihnen befürchten zu müſſen und ſchickte deshalb Abgeordnete zu ihrem Tajon oder Oberhaupte, um ſeine Geſinnung zu erforſchen. Da zog dieſer ein langes Meſſer, wie ſie ſolche gewöhnlich in einer Scheide an der Seite tragen, mit abgebrochener Spitze hervor, zeigte es den Abgeordneten und ſagte: „Als mein Vater ſich dem Tode nahe fühlte, gab er mir dieſe Waffe und ſprach zu mir: „„mein Sohn, ich habe dieſes abgebrochene Meſſer von meinem Oheim, dem ich in der Tajonwürde folgte, erhalten, und ihm dabei verſprechen müſſen, es nie gegen die Ruſſen zu ſchärfen, weil ein Kampf mit ihnen uns nur Unheil bringt. Deshalb befehle ich auch Dir, Dich in keinen Streit mit den Ruſſen einzulaſſen, bis ſich dieſe abgebrochene Spitze von ſelbſt erſetzt.““ Ihr ſeht, das Meſſer iſt noch ſtumpf und der letzte Wille meines Vaters iſt mir heilig.“

Nach einer genauen, im Jahr 1822 angeſtellten Zählung betrug die ganze Bevölkerung von Kamtſchatka, mit Ausnahme der Tſchuktſchen, die nicht gezählt werden konnten, 2457 Perſonen männlichen und 1941 weiblichen Geſchlechts. Darunter befanden ſich an Nationalkamtſchadalen nur 1428 männliche und 1330 weibliche. Die übrigen waren Koriäken und Ruſſen. Alle zuſammen beſaßen 91 Pferde, 718 Stück Rindvieh, 3841 Hunde und 12,000 Rennthiere, welche letztere den Koriäken ausſchließlich gehörten.

So unbedeutend auch der Ort iſt, wo wir uns jetzt aufhielten, ſo iſt bei einer langen Seereiſe die Erholung auf dem Lande doch immer ſehr angenehm, und ward es uns um ſo mehr durch die gaſtfreie und freundſchaftliche Aufnahme, die wir ſowohl bei dem Befehlshaber, als bei den Einwohnern fanden.

Wir ſtellten eine Bärenjagd an, die vielen Spaß gab und durch Erlegung eines gewaltig großen Thieres belohnt wurde. Es giebt hier ſo viele Bären, daß man ſich gar nicht weit vom Hafen zu entfernen braucht, um auf einen zu ſtoßen. Der ſonſt furchtſame Kamtſchadale greift ſie muthig an. Oft nur mit einer Lanze und einem Meſſer bewaffnet, geht er auf den Bären los und ſucht ihn

zu reizen. Wenn dieſer ſich nun auf die Hinterbeine ſtellt, wie das ſeine Gewohnheit iſt, wenn er ſich vertheidigen oder angreifen will, ſo ſtößt der Jäger ihm die Lanze in die Bruſt und das andere Ende in die Erde, worauf er ihn dann mit dem Meſſer vollends tödtet. Indeſſen gewinnt der Bär auch wohl manchmal die Oberhand und dann büßt der Jäger ſeine Kühnheit mit dem Leben.

Von der Dreiſtigkeit der hieſigen Bären zeugt folgende Anekdote. Vor einem Jahre war hier Mangel an Fiſchen, die Hauptnahrung der Bären während des Sommers, die ſie ſich ſelbſt aus den Flüſſen holen. Daher entſtand eine Hungersnoth unter ihnen und ſie begaben ſich den ganzen Winter nicht in ihr Lager, ſondern ſtrichen umher, ſelbſt bis in die Straßen von Peter-Paul. Einer trat ſogar in ein Haus, deſſen Thür er offen fand, die ſich aber zufällig hinter ihm ſchloß. Die Frau vom Hauſe hatte eben eine große Theemaſchine *), wie ſie hier gewöhnlich ſind, zum Kochen gebracht und ſie im Vorhauſe ſtehen laſſen. Der Bär beroch die Maſchine und verbrannte ſich die Naſe. Darüber ergrimmt, ließ er ſeine ganze Wuth an ihr aus, faßte ſie mit den Vordertatzen, drückte ſie gegen die Bruſt, um ſie zu vernichten und verbrannte ſich nur noch mehr. Auf das Gebrüll, das Wuth und Schmerz ihm auspreßten, kamen ſämmtliche Bewohner des Hauſes nebſt den Nachbaren herbei, und er ward mit Flintenſchüſſen durch's Fenſter getödtet. Indeſſen hat er ſich verewigt, indem er hier zum Sprüchwort geworden iſt. Wenn ſich Jemand durch ſeine Heftigkeit ſelbſt ſchadet, ſo ſagt man: das iſt der Bär mit der Theemaſchine.

Am 14. Juli beobachtete Herr Preus eine Sonnenfinſterniß, aus der er die geographiſche Länge des Peter-Pauls-Hafens zu 201° 10' 31" berechnete. An dem nämlichen Tage führten die Herren Lenz, Hofmann und von Siegwald das kühne Unternehmen, den nicht gar weit vom Hafen liegenden Owatſchaberg zu beſteigen, glücklich aus.

---

*) Ruſſiſch, Samowar, der Selbſtkocher. Ein in ganz Rußland gebräuchliches Geräth, das gewöhnlich mitten auf dem Theetiſche ſteht und das heiße Waſſer zur Bereitung des Thee's liefert; — ein Waſſerkeſſel, der mit einem Hahn verſehen iſt und einen mit glühenden Kohlen gefüllten Raum einſchließt, wodurch das Waſſer im Kochen erhalten wird.

Seine Höhe ward, nach barometriſcher Meſſung, 7,200 Fuß gefunden. Aus ſeinem Krater ſtieg bisweilen Rauch empor, und eine Mütze, die man einige Fuß tief hineingelaſſen hatte, zog man angebrannt heraus. Zum Beweiſe, daß die genannten Herrn in dem Krater ſelbſt Unterſuchungen angeſtellt hatten, brachten ſie einige Stücke kryſtalliſirten Schwefel aus demſelben mit.

Nachdem Alles, was wir für Kamtſchatka eingenommen hatten, abgeliefert war, verließen wir am Morgen des 20. Juli mit günſtigem friſchen Winde den Peter-Pauls-Hafen und ſegelten der ruſſiſchen Niederlaſſung Neu-Archangel auf der Nordweſtküſte Amerika's zu. Beim Untergange der Sonne waren wir ſchon ſo weit, daß die majeſtätiſchen Berge Kamtſchatka's ſich in weiter Ferne zum letzten Mal über unſern Horizont erhoben. Das öde, bis jetzt ſo wenig beachtete Land wird vielleicht einſt ein Mexico für Rußland werden. Wir nahmen aus demſelben keine Schätze mit, wohl aber — ein Schwalbenneſt. Ich erwähne deſſen, weil es der ganzen Mannſchaft lange Zeit Unterhaltung gewährte.

Die Tiefe am Ufer erlaubt den Schiffen im Peter-Pauls-Hafen, ſich ſo nahe an's Land zu legen, daß ſie durch ein Brett mit demſelben zuſammen hängen. Das hatte ein Schwalben-Paar veranlaßt, unſere Fregatte für ein auf feſtem Lande ſtehendes Gebäude anzuſehen, und es baute ſich zu großer Freude der Matroſen, die das für eine glückliche Vorbedeutung hielten, ruhig ein Neſt nahe bei meiner Cajüte. Ungeſtört von dem Lärm der Arbeiten auf dem Schiffe, brütete das liebende Paar ſeine Jungen glücklich aus, fütterte ſie mit der zärtlichſten Sorgfalt und zwitſcherte ihnen fröhliche Lieder vor. Da entfernte ſich plötzlich ihre friedliche Hütte vom Lande. Sie ſchienen darüber in Erſtaunen zu gerathen und umkreiſten ängſtlich das immer weiter eilende Schiff, holten aber doch noch vom Lande Nahrung für die Jungen, bis die Entfernung zu groß wurde. Da ging der Kampf zwiſchen Selbſterhaltung und Elternliebe an. Lange noch umflogen ſie das Schiff, verſchwanden dann auf einige Zeit, kehrten plötzlich wieder, ſetzten ſich zu ihren hungrigen Jungen, die ihnen die offenen Schnäbel entgegen ſtreckten, und ſchienen ſich zu beklagen, daß ſie keine Nahrung für ſie finden

zu ertappen. Wenn dieser sich nun auf die Hinterbeine stellt, wie das seine Gewohnheit ist, wenn er sich vertheidigen oder angreifen will, so stößt der Jäger ihm die Lanze in die Brust und das andere Ende in die Erde, worauf er ihn dann mit dem Messer vollends tödtet. Indessen gewinnt der Bär auch wohl manchmal die Oberhand und dann büßt der Jäger seine Kühnheit mit dem Leben.

Von der Dreistigkeit der hiesigen Bären zeugt folgende Anekdote. Vor einem Jahre war hier Mangel an Fischen, die Hauptnahrung der Bären während des Sommers, die sie sich selbst aus den Flüssen holen. Daher entstand eine Hungersnoth unter ihnen und sie begaben sich den ganzen Winter nicht in ihr Lager, sondern strichen umher, selbst bis in die Straßen von Peter-Paul. Einer trat sogar in ein Haus, dessen Thür er offen fand, die sich dann zufällig hinter ihm schloß. Die Frau vom Hause hatte eben eine große Theemaschine *), wie sie hier gewöhnlich sind, zum Leben gebracht und sie im Vorhause stehen lassen. Der Bär berach die Maschine und verbrannte sich die Nase. Darüber ergrimmt, ließ er seine ganze Wuth an ihr aus, faßte sie mit den Vorderfüßen, drückte sie gegen die Brust, um sie zu vernichten und verbrannte sich nur noch mehr. Auf das Gebrüll, das Wuth und Schmerz ihm auspreßten, kamen sämmtliche Bewohner des Hauses nebst den Nachbaren herbei, und er ward mit Flintenschüssen durch's Fenster getödtet. Indessen hat er sich verewigt, indem er hier zum Sprüchwort geworden ist. Wenn sich Jemand durch seine Heftigkeit selbst schadet, so sagt man: das ist der Bär mit der Theemaschine.

Am 14. Juli beobachtete Herr Preus eine Sonnenfinsterniß, aus der er die geographische Länge des Peter-Pauls-Hafens zu 201° 10′ 31″ berechnete. An dem nämlichen Tage führten die Herren Lenz, Hofmann und von Siegwald das kühne Unternehmen, den nicht gar weit vom Hafen liegenden Owatschaberg zu besteigen, glücklich aus.

---

*) Russisch, Samowar, der Selbstkocher. Ein in ganz Rußland gebräuchliches Geräth, das gewöhnlich mitten auf dem Theetische steht und das heiße Wasser zur Bereitung des Thee's liefert; — ein Wasserkessel, der mit einem Hahn versehen ist und einen mit glühenden Kohlen gefüllten Raum einschließt, wodurch das Wasser im Kochen erhalten wird.

war vorher in dieser Bucht gewesen. Sie erstreckt sich,
nfahrt bis Neu-Archangel, auf 25 Meilen in die Länge,
kleiner Inseln und Untiefen. An Lootsen war hier nicht
Indessen wurden alle Schwierigkeiten glücklich überwun-
wandten uns durch alle Krümmungen durch, und warfen
während dem trüben Wetter und starkem Regen auf
ite von der Festung die Anker.

en wir die Fregatte Kreißer, unter Befehl des Capi-
welche von der Regierung zur Beschützung des Han-
war und die wir abzulösen bestimmt waren.

nung eines Schiffes aus dem Vaterlande verursacht,
n so weit entlegenen und so öden Winkel der Welt,
große Freude unter den Landsleuten. Ich besuchte
in Lasaref und dann auch den Befehlshaber der
Murawief, der ein alter Bekannter und Freund
den ich in vielen Jahren nicht gesehen hatte. So
nath knüpft sich selbst zwischen unbekannten
freundschaft an; um wie viel inniger muß sie
on im Vaterlande geschlossen war! Der Um-
durch seinen edlen Charakter, wie durch sei-
gleich auszeichnenden Manne, half uns sehr,
in dieser Einöde zu ertragen.

he Anfrage, ob es nöthig sey, daß das von
genwärtig gleich bei der Colonie verbleibe,
ich die Zeit bis zum 1. März des nächsten
benutzen und nach meinem Gutdünken nütz-
nn aber wieder hier eintreffen müsse. Dem
Californien, besuchte die Sandwichinseln
Februar 1825 wieder in der Nähe von

em Lande näherten, um so milder ward
ren erstaunt, in dieser Jahreszeit das so
einen Gebirgen bis zu einer beträchtlichen
hnee bedeckt zu sehen. Dieser Anblick

war aber auch hier besonders gelinde gewesen und der Schn
in den Thälern nie länger als einige Stunden gelegen. Hier
dem 57° nördlicher Breite, ist das Clima überhaupt weit
als in Europa unter gleichem Grade, so wie die Nord
Asiens wiederum viel kälter ist, als die mit ihr in gleicher
liegenden Länder Europens.

Am Morgen des 24., nachdem wir eine stürmische Nach
an dieser gefährlichen Küste zugebracht hatten, gelang es uns
Hafen zu erreichen, und wir warfen vor der Festung die Anke
eben ein neuer heftiger Sturm ausbrach.

Wir wurden mit vieler Freude empfangen und nahm
folgenden Tage in einiger Entfernung von der Festung m
Fregatte eine solche Stellung, wie sie dem Zwecke unseres Hi
am gemäßesten war. Um sich diesen erklären zu können, w
einige Nachrichten über die russischen Niederlassungen in A
so wie eine Schilderung der Urbewohner dieser Gegend nöthig

Vom hohen Alterthum, bis auf die neueste Zeit, hat es
an Beispielen gefehlt, daß Menschen sich in kleinen unsichern
zeugen dem Ocean anvertraut und erstaunenswürdige Fahrt
bracht haben, ohne im Besitz der Hülfsmittel zu seyn, wel
Vervollkommnung der Künste und Wissenschaften uns
Die Sonnenkinder in Peru und die Stifter der geregelten
sung, welche die Spanier in Mexico fanden, schwammen
lich, so wie die ersten Bevölkerer der Südseeinseln in kleine
nen über ungeheure Räume des Weltmeeres. Die Fahrte
Phönicier und der Römer sind bekannt, so wie die der norm
schen Helden, welche Grönland und Island, ja endlich sogar
amerika entdeckten. Mit eben so mangelhaften Fahrzeugen,
zu irgend einer Beobachtung des Courses erforderliche Instru
manchmal sogar ohne Compaß, ohne Begriff von der Größe
Gestalt der Erde, schifften unwissende russische Abentheure
Ochotsk aus um Kamtschatka herum, entdeckten die aleutischen
und gelangten bis zur Nordwestküste von Amerika. Von Ja
Jahr wiederholten und vermehrten sich diese Züge, angelock
dem schönen Pelzwerk, das in den neu gefundenen Ländern zu

Besatzung war vorher in dieser Bucht gewesen. Sie erstreckt sich, von der Einfahrt bis Neu-Archangel, auf 25 Meilen in die Länge, und ist voll kleiner Inseln und Untiefen. An Lootsen war hier nicht zu denken. Indessen wurden alle Schwierigkeiten glücklich überwunden. Wir wandten uns durch alle Krümmungen durch, und warfen bei immerfort währendem trüben Wetter und starkem Regen auf Flintenschußweite von der Festung die Anker.

Hier fanden wir die Fregatte Kreißer, unter Befehl des Capitains Lasaref, welche von der Regierung zur Beschützung des Handels hergeschickt war und die wir abzulösen bestimmt waren.

Die Erscheinung eines Schiffes aus dem Vaterlande verursacht, besonders in einem so weit entlegenen und so öden Winkel der Welt, natürlich immer große Freude unter den Landsleuten. Ich besuchte sogleich den Capitain Lasaref und dann auch den Befehlshaber der Colonie, Capitain Murawief, der ein alter Bekannter und Freund von mir war und den ich in vielen Jahren nicht gesehen hatte. So fern von der Heimath knüpft sich selbst zwischen unbekannten Landsleuten schnell Freundschaft an; um wie viel inniger muß sie werden, wenn sie schon im Vaterlande geschlossen war! Der Umgang mit diesem, sich durch seinen edlen Charakter, wie durch seinen gebildeten Geist, gleich auszeichnenden Manne, half uns sehr, den langen Aufenthalt in dieser Einöde zu ertragen.

Auf meine schriftliche Anfrage, ob es nöthig sey, daß das von mir befehligte Schiff gegenwärtig gleich bei der Colonie verbleibe, antwortete er mir, daß ich die Zeit bis zum 1. März des nächsten Jahres (1825) noch frei benutzen und nach meinem Gutdünken nützlich anwenden könne, alsdann aber wieder hier eintreffen müsse. Dem zufolge segelte ich nach Californien, besuchte die Sandwichinseln und war bereits am 23. Februar 1825 wieder in der Nähe von Neu-Archangel.

Je mehr wir uns dem Lande näherten, um so milder ward die Witterung, und wir waren erstaunt, in dieser Jahreszeit das so nördlich liegende Land mit seinen Gebirgen bis zu einer beträchtlichen Höhe hinauf ganz vom Schnee befreit zu sehen. Dieser Winter

war aber auch hier besonders gelinde gewesen und der Schnee hatte in den Thälern nie länger als einige Stunden gelegen. Hier, unter dem 57° nördlicher Breite, ist das Clima überhaupt weit milder, als in Europa unter gleichem Grade, so wie die Nordostküste Asiens wiederum viel kälter ist, als die mit ihr in gleicher Breite liegenden Länder Europens.

Am Morgen des 24., nachdem wir eine stürmische Nacht dicht an dieser gefährlichen Küste zugebracht hatten, gelang es uns, den Hafen zu erreichen, und wir warfen vor der Festung die Anker, als eben ein neuer heftiger Sturm ausbrach.

Wir wurden mit vieler Freude empfangen und nahmen am folgenden Tage in einiger Entfernung von der Festung mit der Fregatte eine solche Stellung, wie sie dem Zwecke unseres Hierseyns am gemäßesten war. Um sich diesen erklären zu können, werden einige Nachrichten über die russischen Niederlassungen in Amerika, so wie eine Schilderung der Urbewohner dieser Gegend nöthig seyn.

Vom hohen Alterthum, bis auf die neueste Zeit, hat es nicht an Beispielen gefehlt, daß Menschen sich in kleinen unsichern Fahrzeugen dem Ocean anvertraut und erstaunenswürdige Fahrten vollbracht haben, ohne im Besitz der Hülfsmittel zu seyn, welche die Vervollkommnung der Künste und Wissenschaften uns darbietet. Die Sonnenkinder in Peru und die Stifter der geregelten Verfassung, welche die Spanier in Mexico fanden, schwammen vermuthlich, so wie die ersten Bevölkerer der Südseeinseln in kleinen Kähnen über ungeheure Räume des Weltmeeres. Die Fahrten der Phönicier und der Römer sind bekannt, so wie die der normännischen Helden, welche Grönland und Island, ja endlich sogar Nordamerika entdeckten. Mit eben so mangelhaften Fahrzeugen, ohne zu irgend einer Beobachtung des Courses erforderliche Instrumente, manchmal sogar ohne Compaß, ohne Begriff von der Größe und Gestalt der Erde, schifften unwissende russische Abentheurer von Ochotsk aus um Kamtschatka herum, entdeckten die aleutischen Inseln und gelangten bis zur Nordwestküste von Amerika. Von Jahr zu Jahr wiederholten und vermehrten sich diese Züge, angelockt von dem schönen Pelzwerk, das in den neu gefundenen Ländern zu erhal-

ten war. Viele Fahrzeuge gingen unter, viele der Glücksritter wurden von den Wilden überfallen und ermordet; dennoch fanden sich immer wieder neue: denn besonders die See-Otterfelle gaben bei der Heimkehr einen großen Gewinn. Nach und nach bildeten sich förmliche Kaufmannsgesellschaften, welche festen Fuß auf den aleutischen Inseln und selbst in den nördlichsten Gegenden der Westküste Amerika's faßten, einen regelmäßigen Handel nach Sibirien trieben, unter sich aber im größten Hader lebten. Durch ihr Feuergewehr den Eingebornen überlegen, griffen sie immer mehr um sich, behandelten vorzüglich die furchtsamen Aleuten auf's grausamste und würden sie vielleicht ganz ausgerottet haben, wenn der Kaiser Paul sich nicht ins Mittel gelegt hätte. Auf seinen Befehl ward im Jahre 1797 eine, unter dem Schutze der Regierung stehende und ihr verantwortliche, russisch-amerikanische Handlungs-Compagnie auf Actien errichtet, die an die Stelle der erwähnten Kaufmannsgesellschaften, welche an ihr Antheil nehmen konnten, trat, und das ausschließliche Privilegium erhielt, in diesen Gegenden Handel zu treiben und Niederlassungen zu gründen. Die Directoren, welche diese Compagnie verwalten und unter denen die Befehlshaber der Niederlassungen stehen, haben ihren Sitz in Petersburg.

Anfänglich war die See-Otter selbst an den Küsten von Kamtschatka häufig; die uneingeschränkte Jagd auf sie verminderte aber diese Thiere so sehr, daß die Compagnie genöthigt war, sie immer weiter zu suchen, weshalb sie sich über die aleutischen Inseln bis auf die an der Küste Amerika's gelegene Insel Kodiack verbreitete, wohin ihre Hauptniederlassung verlegt ward. Von hier aus ward die Jagd bis zur Bucht der Tschugatschen und Cooks River angestellt. Die armen Ottern mußten strenge dafür büßen, daß die Natur ihnen ein so schönes Fell gegeben hat. Sie wurden mit aller Macht verfolgt und jährlich eine große Anzahl erlegt, so daß sie auch hier selten wurden. Von Kamtschatka und den aleutischen Inseln waren sie in einem Zeitraum von wenig Jahren bereits fast gänzlich verschwunden.

Die Compagnie beschloß also, ihre Niederlassungen weiter nach Süden auszudehnen, und so entstand im Jahr 1804 die Niederlas-

sung auf der Insel Sitka, deren Eingeborene sich selbst nach ihrer Insel nennen, von den Russen aber Kaluschen genannt werden.

Diese Insel ist vom festen Lande nur durch einen schmalen Canal getrennt. Sie nimmt $3\frac{1}{2}$ Breitengrade ein und besteht eigentlich aus drei Inseln, wie ich mich durch die von mir selbst, auf Böten, angestellten Untersuchungen überzeugt habe. Indessen sind die Canäle, welche diese drei Inseln von einander trennen, so schmal, daß man sie allenfalls für eine einzige gelten lassen kann. Die Ufer der Sitka-Bai haben viele tiefe Einbuchten und sind mit kleinen, felsigen, stark bewaldeten Inseln besäet, welche den Schiffen, so wie die Scheeren an der Küste Finnlands, Schutz vor Stürmen gewähren und eine feste Mauer gegen die Wellen des Meeres bilden. Der Hafen von Neu-Archangel ist ebenfalls so von der Natur selbst geschützt, und hat der Kunst nicht bedurft.

Ein unternehmender, unerschrockener Mann, Namens Baranof, war lange Zeit das Oberhaupt der Niederlassungen der russisch-amerikanischen Compagnie. Ganz geeignet, wilde Völker zu bändigen, fand er selbst Vergnügen daran. Obgleich die Ueberwindung der Sitkaer oder Kaluschen nicht so leicht war, als die der sanftern und duldsamern Aleuten und Kodiacker, so gelang sie ihm doch. Hier hatte er es mit einem sehr kriegerischen, muthigen und grausamen Volke zu thun, das von Schiffen der nordamerikanischen Freistaaten, die hier See-Otterfelle für den chinesischen Markt eintauschten, mit Schießgewehr versehen war und es sehr gut zu gebrauchen verstand; aber Baranof wußte ihnen demungeachtet Respect einzuflößen. Was durch freigebige Geschenke nicht erlangt wurde, erzwang er sich und gründete so, den Widerstand überwältigend, die Niederlassung auf dieser Insel. Nachdem er sich hier einige Zeit aufgehalten, Wohnhäuser gebaut, Verschanzungen angelegt und die Kaluschen, seiner Meinung nach, durch Freigebigkeit beruhigt hatte, ging er zurück nach Kodiack und vertraute die neue Eroberung einer geringen Anzahl Russen und Aleuten an. Ein Paar Jahre ging Alles gut; darauf wurde aber die von Baranof zurückgelassene Besatzung, welche sich bereits zu sicher glaubte, plötzlich in einer Nacht von einer großen Anzahl Kaluschen überfallen, die ohne allen

Widerstand in die Verschanzung drangen und Alles mit einer schauderhaften Grausamkeit niedermachten. Nur einigen Aleuten, die gerade zur Jagd ausgefahren waren, gelang es, auf ihren kleinen Baidaren *) über den offenen Ocean nach Kodiack zu entkommen, wohin sie die Nachricht von der Vernichtung der Niederlassung auf Sitka brachten.

Diese Begebenheit fiel im Jahre 1804 vor, in der Zeit, in welcher der jetzige Admiral von Krusenstern seine Reise um die Welt machte, und sein zweites Schiff, die Newa, nach dieser Colonie bestimmt war. Baranof benutzte sogleich diese treffliche Gelegenheit, seine Rache an den Kaluschen in vollem Maaße auszuüben. Er rüstete selbst drei Fahrzeuge aus und segelte, von der Newa begleitet, nach Sitka. Als die Kaluschen hörten, daß der Held Nonok, wie sie Baranof nannten, wieder da sey, erschraken sie so, daß sie sich der Landung gar nicht widersetzten und sich eiligst in ihre Verpallisadirung zurückzogen, welche aus einem großen Viereck bestand, das mit sehr dicken und hohen eingerammelten Balken dicht umgeben war, und nur eine kleine, sehr befestigte Thür hatte. In der Pallisade befanden sich Schießscharten für Flinten und Falkonette, mit denen die Eingeschlossenen reichlich versehen waren. Diese hölzerne Festung, in welcher sich ungefähr 300 streitbare Männer mit

*) Die Canots der Aleuten, gewöhnlich 12 Fuß lang, 20 Zoll breit, in der Mitte eben so tief und an beiden Enden scharf zugespitzt. Die kleineren sind nur für einen Menschen eingerichtet, die größeren für zwei und auch für drei. Das Gerippe und der Kiel bestehen aus sehr dünnen Latten von Tannenholz, die mit Wallfischsehnen zusammen verbunden und mit einer Robben- oder Wallroßhaut, von der das Haar abgeschabt worden, überzogen sind. In dem Verdeck, das ebenfalls aus solcher Haut besteht, befinden sich so viel runde Löcher, als das Fahrzeug Personen tragen soll. Die auf dem Boden des Kahns mit ausgestreckten Beinen sitzenden Ruderer ragen mit dem Oberleib aus diesen Löchern hervor, die nur so groß sind, daß sie sich bequem in denselben bewegen können. Der Raum zwischen ihren Körpern und dem Verdeck wird vermittelst Blasen so verwahrt, daß kein Wassertropfen eindringen kann. Diese Baidaren werden durch's Rudern äußerst schnell fortbewegt und die Aleuten gehen mit ihnen bei jeder Witterung in die See.

ihren Familien befanden, hielt sich mehrere Tage gegen die Belagerer; als aber das russische schwere Geschütz eine Bresche in die Pallisade geschossen hatte, und die Belagerten sahen, daß sie ihnen keinen Schutz mehr gewähren konnte, da unterhandelten sie und gaben die Söhne einiger ihrer Oberhäupter als Geißeln zum Unterpfand ihrer Unterwerfung. Obgleich nun der Friede geschlossen und ihnen freier Abzug zugestanden wurde, so trauten sie den Russen doch nicht, und zogen in einer dunkelen Nacht unbemerkt davon, nachdem sie vorher alle ihre alten Leute und Kinder, die ihnen auf der Flucht lästig gewesen wären, ermordet hatten. Der Morgen enthüllte die Greuel, welche diese Unmenschen begangen hatten, die in ihrem Mißtrauen die Russen nach sich beurtheilten.

Von nun an blieb Baranof im Besitz der Insel, oder eigentlich nur von einem, durch die Natur selbst zur Festung gebildeten Hügel, der früher von dem Oberhaupte der Kaluschen, Namens Katelan, bewohnt worden war: denn die Barbaren dürsteten, trotz der eingegangenen Verträge, unaufhörlich nach Rache und suchten sie bei jeder Gelegenheit heimlich und hinterlistig zu befriedigen, so daß die Russen sich nie anders, als wohl bewaffnet und in bedeutender Anzahl, aus der Festung wagen durften, ohne Gefahr zu laufen, ermordet zu werden.

Hier ward nun die Niederlassung von Neuem gegründet, und der hohe, von steilen Abhängen umgebene Hügel durch Anlegung von Festungswerken noch mehr gesichert, so daß er jetzt vor jedem Anlauf vollkommen geschützt ist. Die erforderlichen Häuser waren bald gebaut, und dieser Ort wurde nun, unter dem Namen Neu-Archangel, die Hauptstadt der russischen Besitzungen in Amerika, die sich vom 52° der Breite, bis zum Eismeer erstrecken, zu denen aber noch zwei, südlicher gelegene Niederlassungen gehören, von denen in der Folge die Rede seyn wird.

Baranof blieb nun selbst in Neu-Archangel, und der von hieraus betriebene Fang der See-Ottern gewährte der Compagnie großen Vortheil. Aber auch hier hat sich dieses Thier nach und nach immer mehr verloren, so daß der Fang jetzt weniger einträgt, als die Kosten der Unterhaltung einer Macht betragen, die stark genug ist,

wilden, kriegerischen Volke der Kaluschen die Spitze zu bieten. Deßhalb geht die Compagnie auch schon mit dem Gedanken um, Neu-Archangel gänzlich aufzugeben, und den Hauptsitz wieder nach Kodiack zu verlegen. Indessen wäre es doch schade, einen solchen Vorsatz auszuführen, da leicht eine andere Nation sich das zu Nutze machen, sich in dieser Gegend festsetzen und auf den Handel der Compagnie störend einwirken könnte. Aber das Vermögen der Compagnie ist vielleicht zur Erhaltung Neu-Archangels nicht hinlänglich, und so wird es vermuthlich verschwinden, wenn die Regierung sich nicht ins Mittel legt.

Das Clima von Sitka ist nicht so rauh, als man es von dieser Breite erwarten könnte. Mitten im Winter steigt die Kälte nur auf wenige Grade und hält nie lange an. Demungeachtet gelingt der Ackerbau hier nicht. Es giebt wohl keine Gegend in der Welt, wo es so viel regnet, als hier. Ein trockener Tag gehört zu den größten Seltenheiten. Schon dadurch kann das Korn nicht gedeihen. Aber die Beschaffenheit des Landes ist ihm eben so zuwider. Es giebt gar keine Ebenen von etwas beträchtlichem Umfange, überall sind die kleinen Thäler von hohen, steilen, mit dichten Waldungen bedeckten Granitbergen umgeben und den größten Theil des Tages beschattet. Einige Gartengewächse, als Kohl, Rüben und Kartoffeln, kommen indessen gut fort. Letztere werden sogar von den Kaluschen gezogen, die ihren Anbau den Russen abgelernt haben, und bei denen sie eine große Delicatesse sind. Auf dem festen Lande soll das Clima in derselben Breite, obgleich etwas kälter, doch ungleich besser seyn, und da es dort große Ebenen giebt, so würde dort der Ackerbau vermuthlich gedeihen.

Die Wälder auf Sitka, welche vorzüglich aus Tannen- und Lerchenbäumen bestehen, sind hoch und dicht. Man findet Bäume von 160 Fuß Höhe, deren Stamm 6 bis 7 Fuß im Durchmesser hat. Aus solchen Stämmen verfertigen die Kaluschen ihre großen Canots, die manchmal 25 bis 30 Menschen tragen. Der Bau dieser Fahrzeuge ist äußerst mühsam und verräth viele Geschicklichkeit; das einzige Gute, was man dieser verworfenen Menschenrace nachsagen kann.

So wild und unfruchtbar das Land auch erscheint, so ist der Boden doch sehr treibsam, wodurch alle Pflanzen, deren Mannigfaltigkeit übrigens nicht bedeutend ist, eine ungewöhnliche Größe erlangen. Mehrere Arten von Beeren, vorzüglich Himbeeren und schwarze Johannisbeeren, von auffallender Größe, aber wässerigem Geschmack, giebt es hier in Menge.

Das Meer an den Küsten und in den Buchten ist sowohl an Säugethieren, als an Fischen, reich. Wallfische, Kaschelotten, Meerschweine, Robben, Seelöwen u. s. w. sieht man in großer Anzahl, und von Fischen, welche die Hauptnahrung, sowohl der Russen als der Eingebornen, ausmachen, werden vorzüglich Heringe, verschiedene Lachsarten und Kabliau in Ueberfluß gefangen. Die Vögelgattungen sind an dieser Küste nicht zahlreich. Unter ihnen zeichnen sich besonders der schöne, weißköpfige Adler und mehrere Arten niedlicher Kolibri's aus, welche aus wärmeren Gegenden nach Sitka kommen, um hier zu nisten. Es ist sehr merkwürdig, daß dieses zarte, einem heißen Himmelsstrich angehörige Thierchen sich so weit nach dem rauhen Norden verirrt. Unter den vierfüßigen Thieren, welche die hiesigen Wälder bewohnen, ist vorzüglich der schwarze Bär, dessen Fell in Rußland so theuer bezahlt wird, zu bemerken. Eine Gattung wilder Schaafe, die sich auf den höchsten Bergen aufhalten, ist uns nur nach der Beschreibung der Kaluschen bekannt geworden und fehlt noch in unseren Naturgeschichten. Sie weicht von denen in Kamtschatka sehr ab. Ihre Wolle ist so fein und weich, wie Seide. Das merkwürdigste Thier indessen, das aus fernen Gegenden Menschen hierher gezogen hat, die vielleicht einst die Wohlthäter der Eingeborenen werden, wenn sie Vernunft und Sitte unter ihnen verbreiten, bleibt die See-Otter.

Dieses Thier bewohnt nur die Nordwestküste von Amerika, zwischen 60° und 30° der Breite, in geringerer Anzahl die Ufer der aleutischen Inseln, und vormals auch die Küsten Kamtschatka's und der kurilischen Inseln. Sein Fell liefert das schönste Pelzwerk der Welt, das sowohl bei Europäern, als Chinesen in hohem Werthe steht, welcher von Jahr zu Jahr, mit der Abnahme des Thieres, steigt, das wohl bald ganz von der Erde verschwinden und nur

noch im Bilde unſere zoologiſchen Werke zieren wird. Es haben Einige keinen Unterſchied zwiſchen See- und Fluß-Ottern machen wollen, da ſie der Geſtalt nach einander ſehr ähnlich ſind; indeſſen iſt das Fell der erſteren, ganz ohne Vergleich, ſchöner, als das der letzteren, welche nur Flüſſe und Landſeen bewohnen, wo die See-Otter niemals angetroffen wird. Nicht ſelten findet man dieſe, viele Meilen weit vom Lande mit dem Rücken auf der Oberfläche des Waſſers liegend, ruhig ſchlafen, während ihre Jungen, deren ſie nie mehr als zwei haben, ihnen auf der Bruſt liegen und ſaugen. Die Jungen können nicht eher ſchwimmen, als bis ſie einige Monate alt ſind. Daher führt die Mutter ſie auf ihrem Rücken, an dem ſie ſich feſthalten, in der See herum, wenn ſie gezwungen iſt, Nahrung zu ſuchen, und kehrt eben ſo mit ihnen, nach geſtilltem Hunger, wieder in ihre Felſenhöhle zurück. Wird ſie auf einem ſolchen Zuge von einem Jäger bemerkt, ſo iſt ſie ſeine ſichere Beute, denn ſie verläßt ihre Jungen, obgleich ſie ihr das Schwimmen ſehr erſchweren, nicht, und vertheidigt ſie, in Gemeinſchaft mit dem Männchen, wüthend gegen jeden Angriff. Beide reißen ihnen die Pfeile, von denen ſie getroffen werden, mit den Zähnen aus, und fallen ſelbſt die Kähne ihrer Verfolger an, büßen aber um ſo ſicherer dieſe Verwegenheit mit dem Tode. Die Lunge dieſes Thieres iſt ſo gebaut, daß es nicht länger als ein Paar Minuten unter dem Waſſer bleiben kann, alsdann aber wieder hervorkommen muß, um Luft zu ſchöpfen. Das benutzen die Jäger, denen ihr Fang ſchwerlich gelingen würde, wenn die Otter länger unter dem Waſſer bleiben könnte, wo ſie mit einer großen Schnelligkeit und Gewandtheit ſchwimmt. Demungeachtet iſt dieſe Jagd nicht nur ſehr mühſam, ſondern ſogar gefährlich. Sie wird folgendermaßen angeſtellt:

Die Jäger fahren mit kurzen Wurfſpießen, auch wohl mit Bogen und Pfeilen verſehen, auf kleinen aleutiſchen Baidaren an der Küſte herum, bis auf einige Meilen in die See. Erblicken ſie eine Otter, ſo werfen ſie mit den Wurfſpießen, oder ſchießen mit Pfeilen nach ihr. Höchſt ſelten wird das Thier gleich getroffen. Es taucht ſchnell unter; da es aber nicht lange unter dem Waſſer aushalten kann, wo es indeſſen ſchnell fortſchwimmt, ſo beſteht die Kunſt des Jägers vorzüglich darin, der Baidare eben die Richtung

zu geben, welche das Thier genommen hat, während eine andere Baidare ihm entgegen zu kommen ſtrebt. Erſcheint es nun wieder auf dem Waſſer, um Luft zu ſchöpfen, ſo wird es auch wieder beſchoſſen, wobei es dann abermals untertaucht und die Verfolgung von Neuem angeht, bis das Thier ſo ermüdet, daß es leicht zu treffen iſt. Nicht ſelten wehrt es ſich, beſonders wenn es Junge hat und verwundet auch wohl ſeine Feinde mit den Zähnen und Klauen. Je mehr Baidaren zuſammen ſind, deſto ſicherer iſt die Jagd; indeſſen ſind, bei gehöriger Geſchicklichkeit der Jäger, auch ſchon zwei hinlänglich zum Fang, der trotz aller Bemühung doch nicht immer gelingt und bei dem die Jäger oft großer Gefahr ausgeſetzt ſind, wenn ſie ſich zu weit in die See gewagt haben und von einem Sturm ereilt werden.

Jetzt bleibt mir noch die Schilderung der Eingeborenen von Sitka, der Kaluſchen übrig, zu der ich mit Widerwillen gehe. Sie ſind, wie ich ſchon geſagt habe, das verworfenſte Volk der Erde und in ſo hohem Grade ekelhaft, daß ich zarte Leſer und Leſerinnen bitten muß, hier einige Blätter zu überſchlagen. Nur der Vollſtändigkeit meiner Reiſebeſchreibung wegen ſtehe hier das empörende Bild der ſchauerlichen Verkehrtheit, zu welcher menſchliche Weſen hinabſinken können.

Die Sitka-Inſulaner und ihre Nachbaren auf dem feſten Lande ſind groß, von ſtarkem Knochenbau, aber ihre einzelnen Gliedmaßen ſtehen in ſo übelem Verhältniß gegen einander, daß ſie eigentlich ein Volk von lauter Mißgeſtalten ausmachen. Das ſchwarze ſchlichte Haar hängt unordentlich über die breiten fleiſchigen Geſichter. Die Backenknochen ſtehen ſtark hervor, die Naſe iſt breit und platt, der Mund groß, die Lippen ſind dick, die Augen klein, ſchwarz und feurig, die Zähne auffallend weiß. Ihre natürliche Farbe fällt nur wenig ins Bräunliche; aber ſie beſchmieren ſich täglich das Geſicht und den ganzen Leib mit Oker und einer ſchwarzen Erde, ſo daß ſie von ſehr dunkler Farbe zu ſeyn ſcheinen. Gleich nach der Geburt wird den Kindern der Kopf zuſammen gedrückt, um ihm nach ihrer Meinung eine ſchöne Form zu geben, wodurch ſich die Augenbraunen ſehr in die Höhe und die Naſenlöcher weit aus einander

ichen. Wie mehrere andere Völker, reißen ſie den Bart, ſo bald er ich zeigt, mit der Wurzel aus. Dieſe Verrichtung gehört zu den Beſchäften der Weiber. Ihre Kleidung beſteht mehrentheils nur aus einer kleinen Schürze. Die Wohlhabenderen tragen wollene Decken, die ſie von den Ruſſen oder von Schiffen der amerikaniſchen Freiſtaaten bekommen und die ſie mit zweien Ecken um den Hals zuſammen binden, ſo daß ſie über den Rücken hinunter hängen. Auch tragen Einige Bärenfelle auf die nämliche Art. Die Allerreichſten ſind im Beſitz einiger europäiſchen Kleidungsſtücke, die ſie aber nur bei den feierlichſten Gelegenheiten anlegen und darin lächerlich erſcheinen würden, wenn ſie nicht ſo häßlich und ekelhaft wären, daß man nicht einmal über ſie lachen kann. Den Kopf bedecken ſie nie anders, als wenn es recht ſtark regnet. Dann ſetzen ſie eine aus Gras künſtlich geflochtene, kegelförmige Mütze auf, durch welche kein Tropfen dringt. Bei der größten Hitze, wie bei der größten Kälte, gehen ſie auf gleiche Weiſe gekleidet, und ich glaube, daß kein Volk in der Welt ſo ſehr gegen den Einfluß der Witterung abgehärtet iſt, als dieſes. Im Winter ſind hier zuweilen 10° Kälte und die Kaluſchen ſpazieren nackt herum. Wird es ihnen zu kalt, ſo ſpringen ſie ins Waſſer bis an den Hals und behaupten, daß das eine gute Art ſey, ſich zu erwärmen. Des Nachts legen ſie ſich unter freiem Himmel ganz unbedeckt neben ein hoch auflohderndes Feuer nieder, und zwar ſo nahe, daß ſie in der heißen Aſche liegen. Hier wenden ſie ſich nun bald auf die eine, bald auf die andere Seite, je nachdem der Rücken oder der Bauch zu ſehr von der Flamme angegriffen wird. Die Weiber, welche ich geſehen habe, waren entweder in Hemden von Leinwand, die ihnen bis an die Hacken reichten, oder in ähnliche, von ſelbſt geflochtenen Matten gekleidet.

Ein noch wilderes und gräßlicheres Anſehen erhält dieſes Volk durch den, beiden Geſchlechtern eigenen Gebrauch, ſich das Geſicht mit breiten, ſchwarzen, weißen und rothen Streifen zu bemalen, die ſich nach allen Richtungen durchkreuzen. Obgleich dieſe Malerei, ohne alle Uebereinſtimmung, ganz willkührlich zu ſeyn ſcheint, ſollen die verſchiedenen Stämme ſich doch an derſelben erkennen. Um dem bemalten Geſichte ein vollkommen tolles Anſehen zu geben, wird

das lange, verwühlte, wild herum hängende Haar mit den kleinen zarten Bruſt- und Halsfedern des weißköpfigen Adlers beſtreut. So angeſtrichen und gepudert, würden ſich die, ohnehin über alle Maaße häßlichen, Kaluſchenweiber ſchon gräßlich genug ausnehmen; aber ſie haben noch eine Erfindung gemacht, um ihre Scheußlichkeit zu vollenden. So bald ſie das Alter der Mannbarkeit erreichen, macht man ihnen einen Einſchnitt in die Unterlippe und ſteckt einen Knochen hinein, der von Zeit zu Zeit mit einem immer dickeren verwechſelt wird, damit ſich die Oeffnung mehr ausdehne. Endlich wird ein hölzerner Doppelknopf von ovaler Form, Kaluga genannt, der bei den Vornehmen oft eine Länge von 4 Zoll und 3 Zoll Breite hat, hineingezwängt, wodurch die Unterlippe nun um ſo viel in horizontaler Richtung vorſteht und die unteren Zähne ſtets entblößt ſind. Der äußere Rand der Lippe, der den hölzernen Knopf umgiebt, wird durch die gewaltſame Ausdehnung ſo dünn wie eine Schnur, und dunkelblau. Beim Laufen klappt die Lippe auf und ab, ſo daß ſie bald an die Naſe, bald an's Kinn ſtößt. Auf dem feſten Lande ſoll die Kaluga nach größer ſeyn, und das Frauenzimmer, das mit ihrer Unterlippe das ganze Geſicht bedecken kann, für die vollkommenſte Schönheit gelten. Männer und Weiber durchbohren den Naſenknorpel, und ſtecken Federkiele, eiſerne Ringe und allerlei Zierrathen hinein. Auch in den an vielen Stellen durchſtochenen Ohren tragen ſie Gehänge von Knochen, Muſcheln und Glasperlen. Es iſt unbeſchreiblich, wie empörend und ekelhaft dieſes Volk in ſeiner abſurden Verkehrtheit erſcheint. Das Schauerlichſte bleibt indeſſen die hölzerne Unterlippe der Weiber, die, trogartig ausgehöhlt, den Speichel aufbewahrt, der ihren Mäulern durch das immerwährende Tabackskauen, wovon ſie große Liebhaberinnen ſind, reichlich entquillt.

Die Kaluſchen binden ſich an keinen Wohnort, ſondern wandern mit ihren großen Kähnen, die ſie Weiberkähne nennen, und in denen ſie ihre ganze Habſeligkeit mit ſich führen, an den Küſten herum. Wollen ſie an einem Orte verweilen, ſo bauen ſie ſchnell eine Hütte auf, zu der ſie alles Material mitbringen. Sie ſtecken eine Menge Stäbe in einem Viereck in die Erde, füllen die Zwiſchenräume mit dünnen Brettern aus, und bedecken das Dach mit Baumrinde.

Mit einem ſolchen Hauſe begnügen ſie ſich ſelbſt beim ſtrengſten Winter, und unterhalten dann in der Mitte deſſelben ein Feuer, um welches die Familie im Kreiſe herum ſitzt und ihre Arbeiten verrichtet. Das Innere einer ſolchen Wohnung entſpricht vollkommen der überaus großen Unreinlichkeit ihrer Bewohner, die mit den ſchmutzigſten Thieren in dieſem Punkt zu wetteifern ſcheinen. Der Rauch, der Geſtank von faulen Fiſchen, von Thran und von anderem Unrath, die widerlichen Geſtalten, die gräßlichen Weiber, die beſchäftigt ſind, aus den Pelzen oder von den Köpfen der Männer Ungeziefer zu ſuchen, das ſie ſogleich mit vielem Appetit verſpeiſen, der große gemeinſchaftliche Nachttopf, der das einzig übliche Waſchwaſſer für die ganze Familie liefert, alles das vertreibt den neugierigen Europäer bald aus einem ſolchen Schreckensorte.

Ihre Speiſen, die an ſich ſchon ekelhaft genug ſind, werden es noch mehr durch die Art, wie ſie ſie genießen, oder vielmehr verſchlingen. Sie beſtehen faſt ausſchließlich aus Fiſchen. Am liebſten eſſen ſie Wallfiſche, und der Thran iſt ihnen das Leckerſte daran. Gewöhnlich eſſen ſie Alles roh. Wenn ſie ſich indeſſen manchmal Fiſche kochen, ſo geſchieht es in einem geflochtenen, waſſerdichten Korbe, vermittelſt glühender Steine, die ſie hinein werfen.

Ihr größter Reichthum beſteht in See-Otterfellen, welche bei ihnen die Stelle des Geldes vertreten. Für dieſe bekommen ſie auch von den Schiffen, welche mit ihnen, zum Nachtheil der Niederlaſſung, Handel treiben, Flinten, Pulver, und Blei, wonach ſie ſehr begierig ſind. Es giebt keinen Kaluſchen, der nicht im Beſitz von zwei und mehreren Flinten wäre, mit denen er ſehr gut umzugehen weiß.

Je reicher ein Kaluſche iſt, deſto mächtiger iſt er auch. Er hat eine Menge Weiber, wodurch ſeine Familie zahlreich wird, und kauft ſich noch Sclaven und Sclavinnen, Kalga genannt, die für ihn fiſchen und arbeiten müſſen, und im Kriege mit ſeiner Familie zuſammen ſein Heer bilden. Dieſe Sclaven ſind Kriegsgefangene und deren Nachkommen. Die Herrſchaft über ſie iſt unbeſchränkt, und giebt das Recht über Leben und Tod, das nicht ſelten ausgeübt wird. Wenn der Herr ſtirbt, ſo werden zwei ſeiner Sclaven

auf ſeinem Grabe ermordet, damit es ihm in jenem Leben nicht an Bedienung fehle. Dieſe werden ſchon lange voraus dazu beſtimmt, ſcheinen ſich aber um das Schickſal, das ihrer wartet, nicht zu bekümmern.

Die vielen Kriege, welche die einzelnen Stämme mit einer, ſelbſt unter Wilden ſeltenen Wuth und Grauſamkeit gegen einander führen, ſind wohl die Urſache der geringen Bevölkerung dieſer Gegenden. Auch trägt das Feuergewehr, mit welchem vorzüglich Schiffe der nordamerikaniſchen Freiſtaaten dieſe rohen Unmenſchen zu ihrem Unglück verſehen, viel dazu bei, daß ihre Kriege ſo blutig ſind, und ſie ſich um ſo mehr unter einander aufreiben. Ehemals beſtanden ihre Waffen nur aus Bogen und Pfeilen; jetzt haben ſie Flinten, ellenlange Meſſer und Dolche. Der Feind wird nie offen angegriffen, ſondern immer hinterliſtig überfallen, oft wenn er ſich im tiefſten Frieden wähnt. Die Ausſicht auf Raub oder Gewinnung einiger Sclaven iſt ein hinlänglicher Grund zu einem unerwarteten Ueberfall, bei dem die empörendſten Grauſamkeiten verübt werden. Daher ſind die Kaluſchen, ſelbſt im Frieden, immer zu ihrer Vertheidigung auf der Hut. Sie ſchlagen ihre Wohnungen ſtets an ſolchen Stellen auf, die von der Natur einige Befeſtigung erhalten haben und ſo viel wie möglich nach allen Seiten eine freie Ausſicht gewähren. Während der Nacht iſt die Wache den Weibern anvertraut, welche, außerhalb der Hütte um ein Feuer verſammelt, ſich durch Erzählung der Heldenthaten ihrer Männer und Söhne munter erhalten. Auch die häuslichen Arbeiten, ſelbſt die ſchwereren, ſind den Weibern überlaſſen. Die Männer beſchäftigen ſich blos mit der Jagd und dem Bau der Fahrzeuge. Nur die Sclaven müſſen den Weibern bei ihren Arbeiten behülflich ſeyn und werden ſchonungslos behandelt. An den Kriegen nehmen die Weiber gleichfalls thätigen Antheil. Sie feuern die Männer nicht nur zur Tapferkeit an, ſondern unterſtützen ſie ſelbſt im Gefecht. Außer der Raubſucht, iſt die gewöhnliche Urſache zu Ueberfällen die Blutrache. Ein Mord kann nur durch einen andern geſühnt werden. Dabei gilt es aber gleich, ob der Mörder ſelbſt fällt, oder einer ſeiner Verwandten. Das Herkommen erfordert blos, daß für einen ermordeten Mann wiederum ein Mann, und für ein ermordetes Weib

wiederum ein Weib ermordet werde. Auch tritt wohl der unbegreifliche Fall ein, daß wegen eines dieser Abscheu erregenden weiblichen Geschöpfe, wie einst vor Troja um die schöne Helena, gekämpft wird, und oft wird ein vortheilhafter Friede durch die Abtretung eines solchen Ungeheuers erlangt.

Der Kalusche, der vermuthlich bei dem Anblick unserer schönsten Frauenzimmer kalt bleiben würde, findet seine widerwärtigen Landsmänninnen mit ihren Lippentrögen so reizend, daß sie oft die heftigste Leidenschaft in ihm erregen. Einen Beweis davon lieferte eine Begebenheit, die sich während unseres Aufenthaltes in Sitka unter einer Horde Kalusche zutrug, welche sich in der Nähe der Festung gelagert hatte. Ein Mädchen hatte vier Liebhaber, deren Eifersucht in heftigen Streit ausbrach. Nachdem sie sich lange herumgeprügelt hatten und Keiner abstehen wollte, beschlossen sie die Geliebte zu ermorden, die auch sogleich unter ihren Lanzenstößen verblutete. Um den Scheiterhaufen, auf welchem der Leichnam verbrannt wurde, versammelte sich die ganze Horde und sang ein Lied, von dem einige unserer Landsleute, die schon lange hier gewesen waren, die Worte verstanden: „Du warst zu schön. Du durftest nicht leben. Man brauchte dich nur anzusehen, um rasend zu werden.“

So viehisch wild diese That auch war, so ward sie doch durch eine andere noch übertroffen. Ein Vater ärgerte sich über sein, in der Wiege schreiendes Kind und warf es in kochenden Wallfischthran. Diese Beispiele charakterisiren das abscheuliche Volk hinlänglich, das in jeder Hinsicht der verabscheuungswertheste Auswurf der Menschheit ist.

Ihre Hochzeiten bestehen in einem Schmause, der den Verwandten der Braut gegeben wird. Die Todten werden verbrannt und ihre Asche in kleinen hölzernen Schachteln in einem besonders dazu bestimmten Gebäude aufbewahrt. Sie haben eine confuse Idee von Unsterblichkeit. Sonst zeigt sich keine Spur von Religion unter ihnen. Auch haben sie weder Priester noch irgend einen Cultus, daher auch keine Götzenbilder. Dagegen glauben sie sehr an Hexereien, und ihre Zauberer, die auch zugleich die Stelle der

Aerzte vertreten, ſtehen in großem Anſehen und werden mehr gefürchtet, als geliebt. Dieſe Zauberer heilen Kranke durch Beſchwörung des böſen Geiſtes; es ſollen indeſſen Manche wirkliche Heilmittel kennen, die ſie aus Kräutern zuſammen ſetzen, ihre Kunſt aber als ein einträgliches Geheimniß für ſich behalten.

Wir erhielten öfters am Schiffe Beſuche von Häuptlingen der Kaluſchen. Gewöhnlich kamen ſie mit ihrer ganzen Familie und Dienerſchaft, um das Schiff zu beſehen, ſich beſchenken zu laſſen und ſich ſatt zu freſſen, wofür ſie denn ihre Dankbarkeit durch ihren gräulichen Nationaltanz zu bezeigen ſuchten. Ehe ſie an Bord kamen, ruderten ſie immer einige Mal um das Schiff herum und ſtimmten dabei einen Geſang an, der wie Hundegeheul klang und die Worte enthielt: „Wir ſind zu euch gekommen als Freunde, und haben wahrlich keine böſe Abſicht. Unſere Vorfahren lebten in Hader mit euch; zwiſchen uns ſey Friede. Empfangt uns gaſtfrei und erwartet von uns daſſelbe.“

Dieſer Geſang war von einer Art Tambourins begleitet, was ihn nicht reizender machte. Nachdem ſie nun mehrere Mal von uns eingeladen waren, beſtiegen ſie endlich das Schiff: denn gleich der erſten Einladung zu folgen, iſt bei ihnen nicht gebräuchlich. Vermuthlich hat das Mißtrauen dieſe Sitte eingeführt. Zu einem ſolchen Beſuch putzen ſich die Kaluſchen immer beſonders aus. Die Geſichter ſind mit Roth, Weiß und Schwarz ſo dicht angeſtrichen, daß die natürliche Farbe nirgend hervorſcheint; den Körper hingegen zieren nur ſchwarze Streifen, das Haar iſt mit weißen Federn bedeckt, die bei jeder Bewegung des Kopfes in der Luft herumfliegen. Ueberdem ſind noch Hermelinfelle an mehrern Stellen ins Haar gebunden. Den Rücken bedeckt ein, am Halſe zuſammengebundenes Wolfs- oder Bärenfell, oder eine wollene Decke. In der Hand halten ſie einen Adlerflügel oder Schweif als Fächer. Die Füße ſind immer blos.

Wenn ein ſolcher Beſuch ſeine Neugierde auf dem Schiffe befriedigt und im Raume — denn in die Cajüten ward er nicht hineingelaſſen — einen furchtbaren Geſtank von dem verdorbenen Oel und Thran, deſſen ſich dieſe Halbmenſchen als wohlriechender Salben

ien, zurück gelaſſen hatte, begann der Tanz auf dem Verdeck. Beiber tanzten nicht, ſondern waren die Muſikanten. Ihr Ge- von dem dumpfen Schall des Tambourins begleitet, beſtand inzelnen hohlen Tönen, die ſich nicht an einander ſchloſſen, n nach Zwiſchenräumen hervorgeſtoßen wurden, wobei mit üßen taktmäßig geſtampft ward. Nach dieſer Muſik mach- e Männer nun mit den Armen und dem ganzen Körper die rbarſten Bewegungen, und dazwiſchen gewaltige Sprünge, ſo die Luft von den Federn ihrer Köpfe erfüllt war. Dabei ver- der Tänzer ſeinen Platz nicht, ſondern wandte ſich nur mehrere um, damit die Zuſchauer ihn von allen Seiten bewundern m. Sämmtliche wüthende Tänzer bildeten einen unordentli- Haufen; nur Einer befand ſich in einiger Entfernung von dem- , war beſonders mit vielen Hermelinfellen und Federn aus- t, ſtampfte den Takt mit einem Stabe, den See-Otterzähne ver- t, und ſchien den Tanz anzuführen. Bei jeder Pauſe, welche änzer machten, ließ ich ihnen ſowohl, als den, vom Singen ſtiffenen Damen, Erfriſchungen reichen, beſtehend in Tabacks- n, welche ſogleich von beiden Geſchlechtern mit großer Gier Maul geſteckt wurden, worauf Muſik und Tanz mit neuer begann. Machte endlich gänzliche Erſchöpfung dem Spekta- Ende, ſo wurde die Lieblingsſpeiſe der Kaluſchen, ein Brei Reiß mit Syrup gekocht, in hölzernen Schalen aufgetragen, n ſie ſich lagerten und ihn höchſt unappetitlich, ſich blos der igen Hände bedienend, verſchlangen. Dabei waren die Wei- rch ihre Lippentröge beſonders genirt. Die Laſt des Breies, ihnen hängen blieb, drückte ſie herab, ſo daß ſie das Kinn ten und der Mund daher nicht Alles behalten konnte, was zugedacht war. Bei einem ſolchen Fraße wurden die Kaluſchen Nal ſehr erſchreckt durch einen jungen Bären, den wir aus tſchatka mitgebracht hatten, der ſich von ſeinem Stricke losriß, ihre Köpfe wegſprang und die Breiſchüſſel glücklich eroberte. Abſchied erhielten ſie immer einen Schluck Branntwein, von ſie große Liebhaber ſind und viel vertragen können.

Um keiner Untugend zu ermangeln, ſind die Kaluſchen auch ſchaftliche Spieler. Ihr gewöhnliches Spiel iſt, kleine, höl-

zerne, mit verschiedenen Farben angestrichene und besonders
nete Stäbe, von denen jeder seinen Namen hat, z. E. Krebs
See-Otter, Wallfisch ꝛc. zu mischen, in verschiedene Haufen
theilen und diese mit Moos zu bedecken, da dann errathen
muß, in welchem Haufen der Krebs oder der Wallfisch ꝛc.
Sie verspielen auf diese Weise oft Alles, was sie besitzen, und
selbst ihre Weiber und Kinder, die dann Sclaven des Ge
werden.

Während unseres ganzen Aufenthaltes auf Sitka blieb
mit den Kaluschen in Frieden, der indessen ein Mal, vielleicht
unterbrochen worden wäre, wenn unsere Matrosen weniger Um
kenheit und Mäßigung gehabt hätten. Unserer Fregatte gegenü
Lande, war der Schiffsböttcher unter einem Zelte angesiedelt,
unsere Faßtagen fast alle der Reparatur bedurften, und
ihm drei bewaffnete Matrosen als Gehülfen und zum Schutz
die Kaluschen beigesellt. Eines Tages kamen zehn, mit
Messern versehene Kaluschen zu dem Zelte, verhielten sich an
ruhig und sahen der Arbeit aufmerksam zu, wurden aber
dringlich, wollten die, ihnen vorgeschriebene Grenze über
zogen, als ihnen das verboten wurde, ihre Messer hervor,
Böttcher wäre vielleicht stark verwundet worden, wenn er
der Hand einen Stoß geschickt ausparirt hätte. Hierauf
die drei übrigen Matrosen mit ihren scharf geladenen Flin
da sie aber den strengen Befehl hatten, nur im äußersten
Blut zu vergießen, so begnügten sie sich damit, in eine
den Kaluschen sich entgegen zu stellen und ihnen die Bajonette
zuhalten. Die Kaluschen blieben ebenfalls mit gezogenen
ihnen gegenüber einige Zeit stehen; da sie aber die Entschlos
der Matrosen sahen, wagten sie keinen Angriff und zogen sich
der in den Wald zurück. Wäre es zu einem Treffen gek
so hätte das üble Folgen haben können. Die Kaluschen
sämmtlich gegen uns aufgestanden, und hätten uns bei jeder
dung, außer der Festung, von ihren Schlupfwinkeln aus
zufügen können. Deshalb bemüht sich auch der Befehlshaber
rer Niederlassungen, Capitain Murawief, alle Streitigkeiten
schen den Russen und Kaluschen zu vermeiden, und

seine weisen Anordnungen dahin gebracht, daß er bei den Letzin großem Ansehen steht, und das Vernehmen mit ihnen weit ist, als ehemals. Ueberhaupt ist die Verwaltung dieses würMannes ganz dazu geeignet, den Wohlstand der Colonien zu dern, und wenn die Pläne befolgt werden, die er für die Zu entworfen hat, so werden sich neue Erwerbsquellen für sie len, und ihr Handel wird der Compagnie große Vortheile ein.

Ich habe schon früher erwähnt, daß die Bürger der nordameschen Freistaaten in der Kühnheit, Betriebsamkeit und Aus bei ihren Handlungsspeculationen, von keiner Nation übertroffen werden. Hier hatten wir einen neuen Beweis davon. Am 16. 1825 lief ein zweimastiges Schiff in den Hafen von Neu-Arein, das gerades Weges, ohne irgendwo anzulegen, von kam, das Cap Horn umschifft und 166 Tage auf der Reise acht hatte. Der Capitain, welcher zugleich Eigenthümer des s und der ganzen Ladung war, hieß Blanchard. Auf ein Gerücht, daß die Colonie an einigen Artikeln Mangel leide, sein ganzes Vermögen zusammen gerafft, es in diese verchen Bedürfnisse des Ziels seiner Reise verwandelt und bot sie il, erfuhr aber mit Schrecken, daß Neu-Archangel noch mit hinlänglich versehen war und überdem ein Schiff mit allerlei n aus Petersburg erwartet wurde. Da er sich indessen billig ließ, so wurden ihm Schiff und Ladung für 21,000 See[nicht Ottern-] Felle abgekauft, wobei er sich vorbehielt, mit Mannschaft und seinen Fellen nach den Sandwichinseln transzu werden, von wo aus er Gelegenheit zu haben hoffte, sie Canton zu bringen und dort einen guten Handel zu machen. r That wird ein solches Fell in China gewöhnlich mit zwei hen Thalern bezahlt. Bei der Ankunft des Schiffes im Hafen ie ganze Besatzung, Herrn Blanchard selbst nicht ausgenomtrunken, und es schien fast ein bloßer Glücksfall zu seyn, daß vielen Klippen und Untiefen entgangen waren; aber die Nordaner sind so geschickte Seeleute, daß sie sich selbst im Rausche l zu helfen wissen. Vermuthlich hatten sie auf der Fahrt mägelebt und nur in der Freude, das Ziel ihrer Reise zu er-

blicken, den Flaschen stärker zugesprochen. Bei meinem Besuche dem Schiffe hatte ich Gelegenheit zu bewundern, wie Alles mit größten Oeconomie eingerichtet war. Unter andern befand sich anderer Spiegel auf demselben, als der zur Messung der Sonnen Sextanten befindliche. Dieser mußte daher auch, so klein er war, der ganzen Mannschaft beim Rasiren dienen.

Am 30. Juli langte zu Neu-Archangel das der Compagnie gehörige Schiff Helena aus Petersburg glücklich an, und brachte eine reiche Ladung an Bedürfnissen der Colonie, so daß sie auf lange Zeit mit Allem, was sie brauchen konnte, versehen ward. Die Ankunft dieses Schiffes machte uns um so mehr Freude, da es uns die Erlaubniß mitbrachte, unsere Station zu verlassen und nach Rußland zurück zu kehren.

Wir schritten demnach sogleich zur Arbeit, unsere Fregatte in segelfertigen Stand zu setzen und der 11. August war der lang ersehnte Tag, an welchem wir, begünstigt von einem frischen Nordwinde, Neu-Archangel verließen, wo wir fünf und einen halben Monat, von einem Volke umgeben, zugebracht hatten, das nur unsern höchsten Abscheu erregen konnte, und nur in dem Umgange mit dem Capitain Murawief und einigen Bewohnern der Festung Erholung fanden. Ich beschloß, die Rückfahrt nach Kronstadt durchs chinesische Meer, und um das Cap der guten Hoffnung herum, zu machen, nicht aber, wie Blanchard, meine Mannschaft durch eine so lange Navigation zu ermüden, sondern ihr in dem bequemen Hafen von Manilla, auf der zu den Philippinen gehörigen Insel Luçon, die nöthige Ruhe zu gönnen, nachdem vorher ein Versuch zur Entdeckung der Inselkette Ralik gemacht worden.

Das Mittel aus den, während fünf Monaten angestellten, astronomischen Beobachtungen gab für die geographische Länge von Neu-Archangel 135° 33′ 18″ und für die Breite 57° 2′ 57″; die Declination der Magnetnadel war 27° 30′ östlich. Das Vorgebirge Edgecumbe befindet sich demnach in der Länge von 136° 1′ 49″, folglich ungefähr 20′ westlicher, als dasselbe auf Vancouver's Karte verzeichnet ist. Einen ähnlichen Unterschied fanden wir zwischen der von ihm und von uns bestimmten Länge von St. Francisco,

weshalb ich glaube, daß Vancouver die ganze, von ihm aufgenommene Nordweſtküſte Amerika's um 20' öſtlicher verzeichnet hat, als ſie in der That liegt. Die von uns beobachteten Längen können mehr Anſpruch auf Vertrauen machen, als die von Vancouver angegebenen, da ſie nicht, wie die ſeinigen, blos im Vorbeiſegeln beſtimmt wurden, ſondern das Reſultat einer großen Anzahl auf dem Lande angeſtellter Beobachtungen ſind.

Das Mittel unſerer, bei Neu-Archangel angeſtellten Beobachtungen über die Zeit der hohen Fluth beim Neu- und Vollmonde gab 0 Stunden, 30 Minuten, und die größte Differenz der Waſſerhöhe ging bis auf 16 Fuß.

XI.

Californien und die ruſſiſche Niederlaſſung Roß.

Ich habe bereits im vorigen Abſchnitt geſagt, daß es mir vergönnt war, den Winter von 1824 auf 1825 in Californien und auf den Sandwichinſeln zuzubringen. Auch der Capitain Lafarej, den ich von ſeinem Poſten ablöſete, war geſonnen, bei ſeiner anzutretenden Rückreiſe in St. Francisco an der Küſte von Californien einzulaufen, um ſich dort zu ſeiner Fahrt um das Cap Horn mit friſchen Lebensmitteln zu verſorgen; er erwartete jedoch erſt die Poſt aus Petersburg, welche zwiſchen dieſen ſo entfernten Punkten unſerer großen Monarchie nur ein Mal im Jahre geht, durch das unwegſame Sibirien im Frühling in Ochotsk eintrifft, und von da über's Meer im Herbſte in Neu-Archangel anlangt.

Nachdem wir die nöthigen Vorkehrungen zu unſerm künftigen Aufenthalt in Neu-Archangel getroffen hatten und das Schiff in gehörige Bereitſchaft geſetzt war, gingen wir am 10. September 1824 in See und ein günſtiger Nordwind brachte uns ſchnell in eine ſüdlichere Region, dem fruchtbaren Californien entgegen. Die Fahrt war glücklich, und wir erlebten auf derſelben eben nichts beſonderes Merkwürdiges, außer daß wir unter dem 40. Grad der Breite das ſeltene Schauſpiel eines Kampfes zweier entgegengeſetzter Winde hatten, wie ich es noch nie geſehen. Es hatte ein Paar Tage ziemlich ſtark aus Süden geweht, als plötzlich in Norden Wolken aufſtiegen

man von daher, an der Bewegung des Wassers, einen eben
rischen Wind kommen sah. Die Wellen schäumten und tobten
aus beiden entgegengesetzten Weltgegenden wie furchtbares
Seegetümmel; aber dazwischen war eine Strecke von ungefähr
tig Faden Breite und einer unabsehbaren Länge nach Osten und
en völlig neutral, und genoß der Ruhe und Stille des Frie-
Hier trübte kein Lüftchen die heitere Spiegelfläche. Nach
er Zeit entschied sich der Sieg für den Nordwind, und er
den neutralen Streif vor sich her, gegen uns zu, die wir noch
er eben so starken Südwind hatten, als zuvor. Bald gelangten
nun selbst in die Windstille und sahen, während wir nicht se-
konnten, das Wüthen des Windes auf beiden Seiten. Eine
Stelstunde ungefähr genossen wir dieses seltsamen Anblicks, da
hte uns der immer näher rückende Nordwind und führte uns
unserm Ziele zu.

Den 25. September befanden wir uns schon ganz in der Nähe
von spanischen Seefahrern sogenannten Vorgebirges der Könige,
wo auch die Bucht St. Francisco nicht weit ist; aber ein dich-
Nebel, welcher in dieser Jahreszeit an der Küste Californiens
cht, verhüllte das Land, und erst als er sich am Morgen des
hob, erblickten wir das ersehnte Vorgebirge, einen ziemlich ho-
ganz kahlen Hügel, der nach der See zu in einer steilen,
arzen Felsenwand endet, und eben kein königliches Ansehen hat.
zehn Uhr Morgens umschifften wir, nur drei Meilen entfernt,
en Felsenkönig, und hatten in der Nähe das Schauspiel einer
starken, durch den schnellen Wechsel zweier heftigen Meeres-
ömungen entstandenen Brandung, die mit aller blinden Wuth
Empörung vergebens gegen den feststehenden, über das tolle
en ruhig erhobenen Monarchen ankämpfte.

Der Canal, welcher in das schöne geräumige Wasserbecken
St. Francisco führt, ist nur einen halben Kanonenschuß breit,
wird von der am linken Ufer desselben, auf einem hohen Fel-
nach dem heiligen Joachim benannten Festung beherrscht. Wir
n von derselben das Zeichen, daß auch diese nördlichste Colonie
niens die Herrschaft des Mutterlandes nicht mehr anerkennt,

die republikaniſche Flagge wehen. Auch bemerkten wir einige Mann Cavallerie und einen Volkshaufen, der das raſch anſegelnde Schiff mit geſpannter Aufmerkſamkeit zu erwarten ſchien. Als wir uns bis auf einen Flintenſchuß genähert hatten, ergriff eine Schildwache mit beiden Händen ein langes Sprachrohr und fragte, von welcher Nation wir wären und woher wir kämen. Dieſes barſche Anrufen, die auf das Fahrwaſſer gerichteten Kanonen, das — freilich geringe — Militair unter Waffen, ſelbſt die Cavallerie ſchlagfertig, und das Begehren, die Feſtung zu ſalutiren, hätten bei uns die Meinung erregen können, daß es in der Macht des Commandanten ſtehe, einem Schiffe den Eingang in den Hafen zu verſagen, wenn wir nicht bereits von dem Stande der Sachen ein wenig unterrichtet geweſen wären. Der auf dem Felſen thronende heilige Joachim iſt höchſt friedlich geſinnt. Keine ſeiner Kanonen iſt im Stande, einen ſcharfen Schuß auszuhalten und ſein Militair vermag nicht, ſich in Streit einzulaſſen. Er ficht nur mit Worten. Dennoch verſagte ich ihm die Höflichkeit des Salutirens nicht, um uns eine deſto beſſere Aufnahme zu ſichern, war aber erſtaunt, als meine Schüſſe nicht erwiedert wurden. Ein Abgeſandter aus der Feſtung löſete das Räthſel bald, indem er mich um ſo viel Pulver bat, daß man meinen Gruß pflichtſchuldigſt erwiedern könne.

So bald wir die Anker hatten fallen laſſen, zog ſämmtliches Militair aus der Feſtung ab, ließ ſie, wie gewöhnlich, ganz ohne Beſatzung, und lagerte ſich mit andern Neugierigen am Ufer, dem Schiffe gegenüber, wo dieſer ſeltene Anblick faſt eben ſo viel Staunen und Bewunderung erregte, als auf den Südſeeinſeln.

Ich ſchickte nun den Lieutenant Pfeiffer an's Land, um dem Commandanten unſere Ankunft in gebührlicher Form zu melden, und ihn zugleich zu erſuchen, daß er uns bei der Verſorgung mit friſchen Lebensmitteln behülflich ſey.

Der Commandant ſelbſt, Don Martinez Ignatio, Lieutenant der Cavallerie, war zu einem Congreß nach der Hauptſtadt Monterey berufen und daher abweſend. Sein Stellvertreter, der Second-Lieutenant, Don Joſeph Sanchez, empfing meinen Abgeſandten mit vieler Herzlichkeit, und erinnerte ſich meiner freundlichſt von der

Zeit her, als ich mit dem Schiffe Rurik in diesem Hafen gewesen war. Don Sanchez war damals ein ehrlicher, braver Unterofficier und hatte sich jetzt unter der republikanischen Regierung zum Officier heraufgeschwungen. Er bewies mir sein geneigtes Andenken durch das Versprechen, uns jede Hülfe zu leisten, die in seinen Kräften stände, so wie durch die unverzügliche Uebersendung einiger Früchte, Gemüse und frischen Fleisches.

Ich unterbreche hier die Erzählung von unserm Aufenthalt in diesem schönen Lande, das die Natur mit allen Mitteln zu einem gemächlichen, und selbst genußreichen Leben für arbeitsame und industriöse Bewohner versehen hat, das aber bis jetzt unter allen spanischen Colonien am meisten vernachlässigt ist. Es giebt nur wenige und mangelhafte Nachrichten über Californien; daher wird ein kurzer Ueberblick über die Geschichte und Verfassung dieses so unbekannten Landes meinen Lesern nicht unangenehm seyn und sie vielleicht veranlassen, uns in demselben mit mehrerer Theilnahme zu begleiten.

Die an der Westküste Nordamerika's belegene schmale Halbinsel, welche vom Hafen St. Diego unter dem 32. Grad der Breite beginnt und mit dem Vorgebirge St. Lucas unter dem 22. Grad endet, also die beträchtliche Länge von 150 deutschen Meilen hat, ward zuerst ausschließlich Californien genannt; als die Spanier aber die Küste weiter hinauf nach Norden entdeckten, gaben sie ihr ebenfalls diesen Namen. Die Halbinsel hieß seitdem Alt-, und das nördlichere Küstenland, bis über die unter dem 37. Breitengrade liegende Bucht St. Francisco hinaus, Neu-Californien. Von da geht nördlich das sogenannte Neu-Albion an.

Dem rastlosen Eroberer Cortez genügte Mexico nicht. Er ließ an der Küste des großen Oceans Schiffe bauen, um die Herrschaft Spaniens immer weiter auszudehnen, und so ward Californien im Jahr 1534 von spanischen Seefahrern zuerst gesehen, und im Jahr 1537 von Francisco de Ulloa besucht. Als Kunde von dieser Entdeckung an die spanische Regierung gelangte, beschloß sie, ganz im Gegensatz ihres Verfahrens mit Mexico und Peru, das neue Land friedlich in Besitz zu nehmen, durch Bekehrung der Einwohner zur

christlichen Religion, und gab diesen frommen Zweck für den einzigen Grund der Besitznahme aus. In der That wurden auch nur eine Anzahl Jesuiten mit einer geringen militairischen Bedeckung nach Californien gesandt, die sich dort niederlassen und das Bekehrungsgeschäft betreiben sollten. So uneigennützig diese, doch mit bedeutenden Kosten verknüpfte Expedition auch schien, so mochte ihre eigentliche geheime Veranlassung doch wohl die Furcht gewesen seyn, daß eine andere Macht sich des in Mexico's Nachbarschaft liegenden Landes bemächtigen und den spanischen Goldminen gefährlich werden könnte.

Die Jesuiten kamen an und bekehrten. Ihnen folgten später Dominicaner und endlich Franziscaner. Erstere haben ihre Niederlassungen, hier Missionen genannt, noch jetzt in Alt-, und letztere in Neu-Californien. Alle bekehrten und bekehren fortwährend; wir werden bald hören, wie!

Die ersten Missionen entstanden an Alt-Californiens Küsten, um durch's Meer mit Mexico in Verbindung bleiben zu können, und zwar in solchen Gegenden, die zum Ackerbau vorzüglich geschickt zu seyn schienen. Das Militair, welches die Mönche begleitete, erwählte sich dagegen solche Orte zum Aufenthalt, von denen aus es mehrere Missionen übersehen konnte, um stets zu ihrer Vertheidigung und zur Unterstützung des Bekehrungsgeschäftes bereit zu seyn. Diese Militairposten heißen hier Presidio.

Da man sich den wilden Eingebornen nicht verständlich machen konnte, so war an Ausbreitung der christlichen Lehre nicht zu denken, und es blieb nichts übrig, als die katholische Religion, oder vielmehr blos die Herrschaft der Mönche durch Gewalt der Waffen, bei dieser äußerst einfältigen, furchtsamen, nur wenig über das Thier erhabenen Menschenrace einzuführen, die von Religion überhaupt vielleicht gar keine Vorstellung hatte; das gelang denn auch so gut, daß die Missionen, die von den neuen katholischen Christen aufgebaut werden mußten, sich schnell vervielfältigten. In Neu-Californien, in welchem wir uns jetzt befinden, ward die erste Mission St. Diego im Jahr 1769 erbaut und jetzt zählt man ihrer hier schon 21. Diesen Missionen gehören gegenwärtig 25,000 getaufte

Indianer an, und die ganze Militairmacht, durch welche dieſe Menſchenmaſſe in Gehorſam erhalten wird, die ſie bewacht, daß keine davon laufen, die ſolche, denen es doch gelingt, ihrer Wachſamkeit zu entſchlüpfen, oft mit Gewalt aus der Mitte ihrer zahlreichen Stämme zurückbringt und nebenbei mit dem Säbel neue Proſelyten macht, dieſe, zu allem dem hinlängliche Macht beſteht aus 500 Mann Dragonern.

Das Schickſal der hieſigen, ſogenannten chriſtlichen Indianer iſt höchſt beklagenswerth und ſelbſt das der Negerſclaven nirgend härter. Der uneingeſchränkteſten Willkühr tyranniſcher Mönche gänzlich Preis gegeben, bleibt ihnen in Kummer und Leiden nicht einmal die Zuflucht zum Himmel; denn auch da treten die geiſtlichen Herren als Pförtner in den Weg und weiſen ab, was ihnen nicht gefällt. Ohne irgend ein Eigenthum zu beſitzen, iſt das ganze Leben dieſer Unglücklichen in Beten und Arbeiten für die Mönche getheilt. Drei Mal des Tages treibt man ſie in die Kirche, um eine Meſſe in lateiniſcher Sprache anzuhören, die übrige Zeit werden ſie zu Feld- und Gartenbau mit ſehr mangelhaften plumpen Werkzeugen oder zu anderen Arbeiten angehalten, und am Abend ſchließt man ſie in die überfüllten Kaſernen ein, die, ohne Dielen, Lager und Fenſter, eher Viehſtällen als Menſchenwohnungen gleichen, und in denen ſie kaum Platz zum Schlafen haben. Ihre Kleidung beſteht blos in einem groben wollenen Hemde, das ſie ſelbſt verfertigen müſſen und dann von der Miſſion als Geſchenk erhalten. Das iſt das Glück, das die katholiſche Religion den armen Indianern gewährt, das ſind die Freuden, die ihrer in der Miſſion warten, und wer es wagt, dieſes Paradies zu verlaſſen, und die früher genoſſene Freiheit unter ſeinen unbekehrten Landsleuten wieder zu erlangen ſtrebt, muß den Frevel in Eiſen geſchmiedet büßen, wenn er erhaſcht wird.

Die großen Strecken Ackerland, welche die frommen Seelenhirten ſich zugeeignet haben und von ihren Heerden bearbeiten laſſen, werden größtentheils mit Waizen und Hülſenfrüchten beſäet. Die Ernte wird in Magazinen aufbewahrt, und was nicht zur Conſumtion erforderlich iſt, gelegentlich nach Mexico verſchifft und

dafür der Bedarf an solchen Dingen, die in den Missionen selbst nicht hervorgebracht werden, angeschafft. Der beträchtliche Ueberschuß, in baare Piaster verwandelt, wandert in die Missions-Cassen.

Auf diese Weise trieben die Mönche und das von ihnen sehr abhängige Militair ihr Wesen in Californien ruhig fort, als die andern spanischen Colonien sich vom Mutterlande unabhängig erklärten. Sie blieben ihrem Könige noch treu, als der Aufruhr schon bis Mexico gedrungen war und die neuen Regierungen sie unter vortheilhaften Bedingungen einluden, gemeinschaftliche Sache mit ihnen zu machen; sie blieben treu, obgleich Spanien schon seit mehrern Jahren sich um dieses Land gar nicht zu bekümmern schien, auch weder den Geistlichen noch dem Militair den ihnen bestimmten Gehalt zukommen ließ. In dieser unwandelbaren Treue beobachteten sie streng den Befehl des Königes, ihre Häfen keinem fremden Schiffe zu öffnen. Da nun keins aus Spanien erschien und die neuen Republikaner auch zu den Fremden gehörten, so litten bald die Missionen sowohl, als die Presidien, den höchsten Mangel an manchen Bedürfnissen, die das Land ihnen nicht gewähren konnte. Das Militair ging, bis zum Oberbefehlshaber hinauf, nur in Lumpen gehüllt einher und mußte sich überdem, unbesoldet, wie es war, seinen Unterhalt von den Mönchen erbetteln. Der empfindlichste Mangel, den diese Letzteren erlitten, war der an Werkzeugen und Geräthschaften zum Ackerbau und ihren andern Arbeiten, da sie mit spanischer Indolenz versäumt hatten, die Anstalten zu treffen, daß solche im Lande selbst hätten verfertigt werden können. Dadurch drohte die Quelle ihres Erwerbes zu versiegen, und dennoch blieben sie ihrem Könige immerfort treu, was ihnen Ehre gemacht haben würde, wenn nicht ihr eigenes Interesse sie so laut dazu aufgefordert hätte; denn was konnten sie von einer Aenderung der Verfassung anders erwarten, als daß ihre Machtvollkommenheit eingeschränkt werden würde? Indessen glimmte doch schon in der Unzufriedenheit des Militairs ein der Mönchsgewalt gefährlicher Funke, der durch eine Begebenheit, die sich ein Paar Jahre vor unserer Ankunft zugetragen hatte, plötzlich zur Flamme angefacht war.

Zur einzigen Gemüthsergötzung der getauften Indianer hatten

die Mönche ihnen von Zeit zu Zeit einige Kleinigkeiten als Spielwerk gegeben, wie die Seefahrer sie den Südsee-Insulanern bringen. Das hörte natürlich auf, als dergleichen Sachen nicht mehr vorhanden waren, und nun erst fühlten sich die christlichen Thiermenschen ganz unglücklich. Nun brach ihre Verzweiflung in Empörung aus. Mit Wuth sprengten sie ihre Kerker und fielen die Wohnungen der Mönche an, mußten aber bald dem Feuergewehr weichen. Das Militair brachte ihnen mit geringem Verlust auf seiner Seite eine große Niederlage bei und sie mußten sich gänzlich wieder dem alten Zwange fügen. Aber nun war den Dragonern ein Licht aufgegangen. Was wäre aus den Mönchen ohne ihre tapfere Unterstützung geworden! Berauscht von ihren Siegen, sahen sie in ihren geistlichen Vätern von nun an nur hülfsbedürftige Schützlinge und erklärten sich, trotz alles Protestirens der Mönche, für den ersten Stand im Lande, aber auch unabhängig von Spanien, das seit so vielen Jahren schon sich von ihnen losgesagt zu haben schien. Aehnliche Ursachen brachten auch in Alt-Californien dieselbe Wirkung hervor, und beide Länder, die vorher schon als zwei verschiedene Gouvernements betrachtet wurden, bilden auch jetzt, jedes für sich, eine besondere Republik.

Sehr leicht wäre es Spanien geworden, sich diese fruchtbaren Länder zu erhalten. Hätte es ihnen nur eine geringe Unterstützung zukommen lassen, so wären sie wahrscheinlich nie abgefallen. Und wie gelegen ist Californien, um von da aus die Ansprüche auf die revolutionirten Colonien mit Nachdruck geltend zu machen, besonders auf das anstoßende Mexico, die ehemalige Goldquelle Spaniens. Da die Philippinen treu gebliebe sind, so hätten diese reichen Inseln hinreichende Mittel zur Beförderung des Zweckes geboten. Es scheint fast der Wille der Vorsehung gewesen zu seyn, daß Spanien sein Californien vergaß, damit die neuen Staaten aufblühen könnten.

Eine Folge der Unabhängigkeit ist, daß die Häfen Californiens nunmehr allen Nationen geöffnet sind und Handel beginnt. Die nordamerikanischen Freistaaten haben ihn zuerst benutzt. Die Ausfuhr des Landes besteht jetzt nur aus Getraide, Ochsenhäuten, Fett und

kostbaren See-Otterfellen. Man hat sogar schon einen Versuch gemacht, auf eigene Speculation mit China Handel zu treiben; aber mißlungen. Das reich beladene Schiff ward der Führung nordamerikanischen Capitains anvertraut, der auch die Ladung China verkaufte, es aber seinem Vortheil gemäßer fand, das Geld sammt dem Schiffe für sich zu behalten, als zu den thümern zurück zu kehren.

Neu-Californien stand bei unserer Anwesenheit daselbst unter der Verwaltung von Don Louis Arguello, demselben jungen Manne ich bei meiner Reise mit dem Rurik als Commandanten Presidio St. Francisco kennen lernte. Er hielt sich in Monterey auf, und brütete über Gesetze, welche in die so heterogenen Bestandtheile seines Staates, Dragoner, Mönche und Indianer, Ordnung bringen sollten. Möchte das Schicksal der Letzteren gemildert werden. Noch bestand hier keine Constitution, und Arguello's Kraft und Einsicht ist vielleicht nicht vermögend gewesen, die von ihm entworfene fest zu begründen. Die beiden Theile Californiens werden noch mancher Umwandelungen bedürfen, ehe sie blühende und glückliche Staaten werden, wozu das Land alle Mittel so reichlich darbietet.

Am Morgen nach unserer Ankunft besuchte ich den alten Sanchez im Presidio, der mich mit treuherziger Freude empfing und mir viel von den Begebenheiten erzählte, die in den acht Jahren seit ich mit dem Rurik diesen Hafen besuchte, bis jetzt hier vorgefallen waren. Don Louis, sagte er unter andern, sey ein sehr wichtiger Mann geworden, und er selbst zum Lieutenant befördert, welches hier schon viel bedeutet. Dennoch versicherte er, die ganze Wirthschaft gefalle ihm nicht und könne kein gutes Ende nehmen. Er wäre lieber ein schlichter königlich spanischer Unterthan, als republicanischer Officier.

Das Presidio war in demselben Zustande, wie ich es vor acht Jahren gesehen hatte, und ich fand überhaupt keine andere Spur der wichtigen Regierungs-Veränderung, die hier vorgegangen war, als die republikanische Flagge. Alles schien noch den alten Gang zwecklos Gemächlichkeit fort zu schlendern. Sanchez war

ch, das Schiff für's Erſte täglich mit friſchem Fleiſch zu verſehen; n unſers Bedarfs an Gemüſe aber gab er mir den Rath, ein t nach der Miſſion St. Clara zu ſchicken, wo es in Ueberfluß anden ſey. Das Preſidio hatte aus, nur hier begreiflicher, Nach- gkeit weniger davon gebaut, als es ſelbſt zu ſeiner Conſumtion chte. Da ich während meines erſten Aufenthaltes hieſelbſt die ſion St. Clara nicht beſucht hatte, ſo beſchloß ich, am folgenden e eine Fahrt dahin mit unſerm großen Schiffsboot zu ma- — Sanchez beſorgte einen guten Lootſen, und ſchickte ſogleich ei- reitenden Boten zu Lande nach der Miſſion, um mich dort an- elden.

Die Bai St. Francisco enthält im Umfang vollkommen 90 Len. Sie wird durch Inſeln in zwei ziemlich gleiche Waſſer- n, ein ſüdliches und ein nördliches, getheilt. An den Ufern ſüdlichen, das eine öſtliche Richtung ins Land nimmt, liegen drei Miſſionen St. Francisco, St. Clara, und St. Joſe. Von nördlichen Hälfte der Bai werde ich weiterhin ſprechen.

Am Morgen des 28. Septembers war die Barkaſſe mit allem ſigen zur kleinen Reiſe verſehen und ſegelfertig. Wir benutzten hl die Fluth, als einen günſtigen Wind, und ſegelten in ganz ſer Richtung, reizenden Ufern, Inſeln und Vorgebirgen vor- der Miſſion St. Clara zu, welche in gerader Linie ungefähr Meilen von unſerm Schiffe entfernt lag. Ueberall, wo ſich das e hinwandte, erſchien das Land ſchön und fruchtbar. Hier ckt man keine kahlen Felſen. Die mit dem ſchönſten Grün über- nen Ufer ſind nur von geringer Höhe. Wellenartig und am- eatraliſch erheben ſich Hügel gegen das Innere des Landes zu, den Hintergrund bildet hohes bewaldetes Land. Auf den t gerundeten Hügeln ſtehen kleine Eichenwäldchen zerſtreut und n, durch freundliche Wieſen getrennt, anmuthigere Gruppen, die Kunſt ſie hervor zu bringen vermag. Allem dieſen Lande te man mit leichter Mühe die üppigſten Ernten abgewinnen; vergebens ſucht man hier Menſchen, die ſich zu Nutze machten, die Natur ſo verſchwenderiſch darbeut. In dieſen ſchönen Ge- n herrſcht weit hinaus Todtenſtille, die nur von wilden Thier

Fahrten in die Flüsse unternehmen, die sich in die nördliche Hälfte der Bucht ergießen, um unter den, an ihren Ufern sich bisweilen

aufhaltenden Indianern Proſelyten zu machen, und dadurch ihre Arbeiter zu rekrutiren. Auch die Indianer haben keine andere Kähne, als ſolche, die aus zuſammen gebundenem Schilf beſtehen, und in denen ſie bis an den Hüften im Waſſer ſitzen. Daß hier, wo das ſchönſte Bauholz in ſolchem Ueberfluß vorhanden iſt, Niemand auch den ſimpelſten Kahn zu zimmern verſteht, zeugt recht deutlich von der ſpaniſchen Trägheit und von der Stupidität der Indianer.

Unſere Inſel war von wilden Enten und andern Seevögeln umgeben; die weißköpfigen Adler ſchwebten über den Eichen und machten Jagd auf eine Gattung ſehr kleiner Haſen und eine Art niedlicher Rebhühner, welche hier ſehr häufig ſind. Ein Paar Stunden hatten wir die, Seeleuten ſo angenehme Erholung auf dem Lande genoſſen und ſetzten dann unſere Fahrt bei friſcherem Winde fort.

Die Sonne war bereits nahe am Horizont, als wir uns dem öſtlichen Ufer der Bucht näherten. Hier erlaubt die Tiefe des Waſſers nur noch großen Böten, aber keinen Schiffen mehr, zu fahren, und das Land nimmt einen andern Charakter an. Die Berge ziehen ſich mehr in die Ferne. Vor ihnen liegt eine weit ausgedehnte Ebene, die immer niedriger, und am Ufer zu einem Sumpfe wird, den eine Menge Canäle in Schlangenwindungen durchſchneiden, tief genug, um mit Böten bis an's trockene Land zu gelangen. Es fing bereits an dunkel zu werden, als wir in dieſe Canäle einfuhren, und ſelbſt am hellen Tage würde man ſich hier ohne einen guten Lootſen verirren, wegen des zu beiden Seiten auf dem Sumpf-Lande dicht wachſenden Schilfes, das ſo hoch iſt, daß man über daſſelbe weg nur den Himmel ſehen kann. Unſere Matroſen ruderten mit vieler Anſtrengung; die Canäle wurden nach und nach ſchmäler und das Land trockener; bald vernahmen wir nun auch ſchon hinter dem Schiffe Menſchenſtimmen, und endlich erreichten wir um 12 Uhr in der Nacht den Landungsplatz. Hier war ein großes Feuer angemacht. Zwei Dragoner mit Reitpferden für uns, und einige halbnackte Indianer, welche aus der Miſſion zu unſerm Empfang hierher geſchickt waren, ſtanden an demſelben. Da die Miſſion noch eine Stunde weit entfernt lag, die Nacht ſehr dunkel

war, und ich die Mönche nicht in ihrer Ruhe stören wollte, beschloß ich, hier den Morgen zu erwarten. Unsere kleinen Zelte wurden gleich aufgeschlagen, mehrere Feuer angezündet und die Köche in Thätigkeit gesetzt. Nach der langen Fahrt auf dem Boote (wir hatten durch die verschiedenen Course, die wir nehmen mußten, mindestens vierzig Meilen vom Schiffe zurückgelegt), war das Bivouac auf dem Lande in der schönen Nacht recht behaglich. Die Luft wehte uns so mild an, wie bei uns in den wärmsten Sommernächten, obgleich wir schon ganz am Ende des Septembers waren. Wir hörten um unser Lager herum unaufhörlich eine Art Geheul, als ob wir von jungen Hunden umgeben wären. Es rührte von einer kleinen Gattung Wölfe, ungefähr von der Größe der Füchse her, die über ganz Californien in sehr großer Menge verbreitet sind. Diese Thiere sind so dreist und schlau, daß sie sich in der Dunkelheit dem Aufenthalte der Menschen nahen und sich nicht leicht durch Schrecken lassen, zu erhaschen, was ihnen behagt. Auch wir machten die Erfahrung davon. Unser Fleischvorrath war nicht gut genug verwahrt gewesen, und wir fanden am Morgen nur den leeren Bissenen Sack.

Die aufgehende Sonne kündigte einen schönen Tag an, und ließ uns die Umgebungen des Lagers erkennen. Es waren unübersehbare Flächen, die von der Mission zu Waizenfeldern benutzt werden. Das Korn war bereits abgeschnitten, und man sah nur noch die Stoppeln, auf welchen große Heerden von Rindvieh, Pferden und Schaafen weideten. Die Mission St. Clara besitzt einen Reichthum von mehr als 14,000 Stück Rindvieh, 1000 Pferden und 10,000 Schaafen. Der größte Theil dieser Thiere lebt ohne alle Aufsicht in den Wäldern, in einem verwilderten Zustande und vermehrt sich sehr stark.

Ich ließ nun die Pferde satteln und wir traten den Rückweg nach der Mission an, die sich uns hinter den ungeheuren großen Waizenfeldern zeigte. Der Weg führte gerade über die Stoppeln, die mit Schaaren wilder Gänse, Enten und Schnepfen aller Gattungen bedeckt waren, die uns, furchtlos, so nahe heran kommen ließen, daß man bei einiger Uebung, durch geworfene Stecken, viele hätte

gen können. Diese Zugvögel bleiben den Winter über hier, nachdem sie den Sommer im Norden zugebracht und dort gebrütet haben. Wir thaten ein Paar Schüsse unter die Gänse und tödteten ein Dutzend, von denen einige ganz weiß und von der Größe unserer Hausgänse waren.

Nach einem Ritt von anderthalb Stunden langten wir in St. Clara an, wo die Mönche uns auf's freundlichste empfingen und auf alle Weise bemüht waren, uns den Aufenthalt bei ihnen angenehm zu machen. Die Mission ist im Jahr 1777 gestiftet, liegt an einem kleinen Bach vom schönsten, reinsten Wasser, in einer großen, über alle Maaße fruchtbaren Ebene. Dicke Eichen beschatten die Gebäude, an welchen sich nachlässig bearbeitete Gärten anschließen, die jedoch Gemüse, Früchte aller Art und die schönsten Weintrauben in Ueberfluß liefern. Die Gebäude von St. Clara sind denen aller übrigen Missionen ähnlich. Eine große steinerne Kirche, ein sehr geräumiges Wohngebäude der Mönche, große Magazine zum Aufbewahren des Korns und der Geräthe, und endlich die Rancherio's oder Kasernen für die Indianer, deren bereits erwähnt worden. Diese bestehen aus langen Reihen von schmalen und niedrigen Häusern, oder vielmehr Ställen, mit Abtheilungen für jede Familie besonders, wo sie kaum Platz genug zum Schlafen hat. Noch fiel uns ein großer viereckiger, von Häusern eingeschlossener Platz auf, der nach außen gar kein Fenster hat und blos mit einer kleinen, sorgsam verschlossenen Thür versehen ist, wodurch er ganz das Ansehen eines Gefängnisses für Staatsverbrecher gewinnt. Hier halten die Mönche, als strenge Keuschheitswächter, die jungen, unverheiratheten Indianerinnen unter ihrer besonderen Aufsicht eingesperrt, und beschäftigen sie mit Spinnen, Weben und dergleichen Arbeiten. Dieser Kerker öffnet sich den Gefangenen nur, wenn sie zur Kirche müssen, welches täglich zwei oder drei Mal der Fall ist. Ich habe es einige Mal angesehen, wie das Pförtchen sich öffnete und die armen Mädchen mit einer wahren Wuth herausstürzten, um wieder im Freien athmen zu können, und wie sie dann von einem alten zerlumpten Spanier, mit einem Stöckchen in der Hand, gleich einer Heerde Schaafe, in die Kirche getrieben wurden, aus der sie nach Anhörung der Messe sogleich wieder in ihr Gefängniß zurück müs-

ſen. Mit ſolcher Sorgfalt werden die jungen Mädchen von den geiſtlichen Vätern gehütet, und dennoch erklärte man mir die Eiſenſtangen an den Füßen einiger dieſer reizloſen Schönen als Buße des Entgehens der Wachſamkeit. Erſt wenn ſie verheirathet werden, ziehen dieſe Kloſterjungfrauen wieder in die Kaſernen zu den Ihrigen.

Drei Mal des Tages ruft eine Glocke die Indianer zum Eſſen, das in vielen großen Keſſeln bereitet und dann in beſtimmten Portionen an jede Familie ausgetheilt wird. Nur ſelten giebt es Fleiſch. Die gewöhnliche Speiſe iſt ein aus Waizenmehl, Mais, Erbſen und Bohnen gemiſchter, in Waſſer gekochter Brei; eben nicht die geſundeſte Nahrung.

Die Miſſion St. Clara hat 1500 Indianer männlichen Geſchlechts, von denen ungefähr die Hälfte verheirathet iſt. Dieſe Menſchenmaſſe wird von drei Mönchen regiert und von vier Soldaten nebſt einem Unterofficier bewacht. Da dieſe geringe Bewachung für eine ſo große Menſchenzahl hinlänglich iſt, ſo muß man glauben, daß die Indianer der Miſſion ſich im Vergleich mit ihren freien, wilden Landsleuten, ſehr wohl befinden, oder daß ihre große Beſchränktheit ſie den Thieren gleich ſtellt, deren Inſtinkt ſie an den Ort feſſelt, wo ſie abgefüttert werden. Das Erſtere ſcheint eben nicht der Fall zu ſeyn. Tägliche ſchwere Arbeiten, den Sonntag allein ausgenommen, der faſt ganz mit Beten zugebracht werden muß, körperliche Züchtigung, Gefängniß und Eiſenſtangen an den Füßen für nicht pünktliche Befolgung des Willens der Mönche, ſchlechte Nahrung, elende Wohnung, Entbehrung alles Eigenthums und faſt jedes freien Lebensgenuſſes — das ſind Dinge, die eben nicht zur Zufriedenheit menſchlicher Weſen gereichen können. Auch ſucht wohl Mancher durch Entweichung ein beſſeres Schickſal zu erlangen; die Soldaten wiſſen ſeinen Aufenthalt aber bald auszukundſchaften und bringen ihn oft, wie ſchon erwähnt worden, ſelbſt aus dem Kreiſe ſeiner wilden Landsleute mit Gewalt zurück, da denn ſtrenge Beſtrafung ſeiner wartet. Alſo nur der Thierheit dieſer Indianer iſt die Geduld zuzuſchreiben, mit der ſie ſich der Behandlung in den Miſſionen unterwerfen; und ich muß geſtehen, daß ich nie eine ſo dumme und häßliche Menſchenrace geſehen habe, die viel-

leicht noch unter den Bewohnern des Feuer- und van Diemenlandes steht. Diese Geschöpfe haben in der That nur eine entfernte Aehnlichkeit von Menschen. Die christliche Religion, oder vielmehr das, was die Mönche so nennen, hat sie in der Cultur um gar nichts weiter gebracht. Wie könnte sie auch in diesen so sehr beschränkten Köpfen Eingang finden, zumal da das Mittel, sich ihnen verständlich zu machen, die Kenntniß ihrer verschiedenen Sprachen, fast gänzlich fehlt? Im Gegentheil hat aber das Verfahren der christlichen Lehrer mit diesen Stiefkindern der Natur sie noch mehr hinabgewürdigt. Ich habe später Gelegenheit gehabt, freie Indianer zu sehen, die nicht so dumm zu seyn und auf einer etwas höhern Stufe zu stehen schienen, als die, welche sich unter der Aufsicht der gente rational, wie die Spanier sich hier nennen, befanden.

Hätte man sie nicht blos zu Schein-Christen, sondern auch zu Menschen zu machen gesucht, hätte man sie Häuser bauen, Ackerbau und Viehzucht treiben gelehrt, auf Ländereien, die ihr Eigenthum blieben und deren Ertrag sie frei benutzen könnten: so hätte menschliche Cultur bald von selbst Fortschritte unter ihnen gemacht, und vielleicht ständen los Barbaros bald mit dem gente rational auf gleicher Linie.

Es giebt sehr viele verschiedene Stämme von Indianern in Californien, deren Sprachen so von einander abweichen, daß sie oft gar keine Aehnlichkeit haben, wie zum Beispiel in der einzigen Mission St. Clara mehr als zwanzig verschiedene Sprachen gesprochen werden; aber das schmutzige, dumme, häßliche, ekelhafte Aussehen ist allen diesen Indianerstämmen gemein. Auch sind sie durchgehends von mittlerem Wuchse, sehr schwach gebaut und von schwärzlicher Farbe. Sie haben sämmtlich ein plattes Gesicht, große aufgeworfene Lippen, breite Negernasen, fast gar keine Stirn, ganz schwarzes, sehr starkes und schlichtes Haar. Ihre Seelenkräfte liegen noch im tiefsten Schlummer, und La Perouse übertreibt vielleicht nicht sehr, wenn er behauptet: wer von ihnen einsähe, daß zwei Mal vier acht ist, könne schon für einen Descartes oder Newton unter seinen Landsleuten gelten. Den Meisten sey dieser Begriff zu hoch.

Im wilden Zustande führen alle diese Indianer ein herumziehendes Leben. Die Jagd ist ihre einzige Beschäftigung, ihr einziges Mittel, sich Unterhalt zu verschaffen. Daher ist das Schießen mit Pfeilen auch ihre einzige Geschicklichkeit und sie hat manchem Spanier das Leben gekostet. Nackt durchstreichen sie Wälder und Gebirge, um Wild zu erlauern. Nur auf kurze Zeit bauen sie sich elende Hütten von Sträuchern, wo sie verweilen wollen, und verbrennen sie, so bald sie die Gegend verlassen.

Der Feldbau ist, wie schon erwähnt worden, die ergiebige Quelle der Einnahmen der hiesigen Geistlichen. Sie treiben ihn sehr im Großen. Die jährliche Waizen-Aussaat von St. Clara allein beträgt über 3000 Fanegos, ungefähr 620 englische Quarters oder 3400 Berliner Scheffel, und bei der außerordentlichen Fruchtbarkeit des Bodens ist die Ernte im Durchschnitt das vierzigste Korn, obgleich ein europäischer Landwirth an der Bearbeitung der Felder viel auszusetzen haben würde. Der Acker wird mit einem sehr unvollkommenen Pflug aufgerissen, dann gesäet und wieder gepflügt. Damit ist alle Arbeit beendigt, und ein beträchtlicher Theil der Saat erstickt unter den großen harten Erdschollen. Bei einer guten Bearbeitung würden diese Felder einen in Europa beispiellosen Ertrag liefern. Die Mönche gestehen selbst, daß sie vom Ackerbau nicht viel verstehen und können sich freilich auch mit ihren reichen Ernten begnügen; unverzeihlich ist aber ihre Genügsamkeit im Bereiten des Mehles. Noch existirt in ganz Californien keine Mühle, und die armen geplagten Indianer müssen den Waizen sehr mühsam zwischen zwei platten Steinen zerreiben.

Wir machten, von der Mission aus, einen Spaziergang nach dem, eine halbe Stunde entfernten Pueblo. Diese Benennung bezeichnet in Californien ein Dorf, welches von verheiratheten Invaliden und verabschiedeten Soldaten aus den Presidien und deren Nachkommen bewohnt wird. Dieses Pueblo liegt in einer anmuthigen Gegend. Die freundlichen Häuser sind von Stein erbaut und mit Fruchtgärten umgeben, über deren Zäune Weintrauben anlockend herabhängen. Die Einwohner kamen uns mit Freundlichkeit entgegen, und luden uns mit spanischem Anstande und Artigkeit in ihre ein-

fachen, aber reinlichen Häuſer. Alle Geſichter zeugten von Geſundheit und Zufriedenheit. Dieſe Leute ſind in der That glücklich. Frei von allen Abgaben und im Beſitz von ſo viel Land, als ſie einnehmen wollen, leben ſie ſorgenlos von dem reichen Ertrag ihrer Aecker und ihrer Viehzucht. Dergleichen Pueblos giebt es mehrere, und man findet jährlich eine ſtarke Zunahme der Bevölkerung in denſelben, da hingegen die Indianer in den Miſſionen durch eine große Sterblichkeit, die oft in einem Jahre den dritten Theil der ganzen Anzahl beträgt, ſich ſehr verringern; weshalb auch die geiſtlichen Herren gar nicht beſtehen könnten, wenn ſie nicht immerfort durch Liſt und Gewalt aus den wilden Indianern Rekruten würben. In Alt-Californien ſind ſchon mehrere Miſſionen eingegangen, weil die Wilden, welche ſich in jenen Gegenden aufhielten, bereits ausgerottet waren. Für Neu-Californien enthält der Norden noch einen reichen Vorrath an Menſchen; wenn man aber fortfährt, ſo verſchwenderiſch mit ihnen umzugehen, ſo wird eine Zeit kommen, wo auch dieſe Quelle verſiegt. Indeſſen werden ſich die Pueblos immer mehr vervielfältigen und einſt Californien eine neue Bevölkerung geben.

Nachdem wir uns drei Tage bei den Mönchen in St. Clara, denen man wenigſtens die Tugend der Gaſtfreiheit zugeſtehen muß, aufgehalten hatten, traten wir unſere Rückreiſe mit einer Ladung Gemüſe und Früchte an, die wir zu ziemlich billigen Preiſen eingekauft hatten und die auf ſehr ſchlecht gebauten zweirädrigen, ſchweren, mit Ochſen beſpannten Karren zum Landungsplatz gefahren wurden. Die Räder dieſer Karren waren aus dicken Brettern zuſammengefügte Scheiben. Gerade nicht zirkelrund, auch eben nicht genau in der Mitte durchbohrt, bewegten ſie ſich ſchwerfällig um die Achſen und theilten dieſen eine hüpfende Bewegung mit, bei der unſere ſchönen Melonen, Arbußen, Pfirſige, Aprikoſen, Weintrauben, Feigen und die herrlichen Aepfel, die in Europa ihres Gleichen nicht haben, ſehr litten. Bei unſerer Barkaſſe angelangt, fanden wir Alles in Bereitſchaft, uns mit unſerer Ladung einzunehmen. Die Matroſen waren in unſerer Abweſenheit während der Nächte, wie ſie ſagten, von einer Art großer, weißer Wölfe beunruhigt worden.

Von der Ebbe begünſtigt, verließen wir das Ufer, und ſahen bald einen flußähnlichen Arm des Meeres ſich nach Oſten erſtrecken, an deſſen Ende die Miſſion St. Joſe im Jahre 1797 in einer ſehr fruchtbaren Gegend erbaut iſt. Sie iſt jetzt ſchon eine der reichſten in Californien, und in ihrer Nähe iſt auch ein Pueblo entſtanden. Dieſes und das bei St Clara waren bis jetzt die einzigen an der Bucht St. Francisco. Zwiſchen St. Joſe und St. Clara war kürzlich ein Weg angelegt worden, den man reitend in zwei Stunden zurück legen kann.

Bald nach unſerer Ankunft auf dem Schiffe kam ein Mönch in Begleitung eines Dragoners an's Ufer geritten und gab mit ſeinem großen Hute das Zeichen, daß er zu uns zu kommen wünſche. Er ward ſogleich abgeholt, und der kleine, hagere, ſehr lebhafte und redſelige Spanier kündigte ſich nun als den Padre Thomas der Miſſion St. Francisco an, und erbot ſich uns, für gute Bezahlung, täglich mit friſchen Lebensmitteln, wozu ſogar zwei Bouteillen Milch gehören ſollten, zu verſorgen. Er prahlte nicht wenig damit, daß er der einzige in der ganzen Bucht St. Francisco ſey, dem es, nach mühſamer Beſeitigung vieler Hinderniſſe und Schwierigkeiten, endlich gelungen, den Kühen, von denen er eine zahlloſe Heerde hat, etwas Milch abzugewinnen. Da das Preſidio uns nicht verſorgen konnte und die Miſſion St. Clara zu weit entfernt war, ſo mußten dem Padre Thomas ſeine Forderungen zugeſtanden werden, und er lud mich nun zum folgenden Mittag zu ſich ein.

In Begleitung mehrerer meiner Officiere ritt ich folgenden Tages alſo nach der Miſſion St. Francisco, die ich bereits in meiner früheren Reiſe beſchrieben habe und die ſich ſeitdem ziemlich gleich geblieben iſt. Der heitere, lebensfrohe Thomas war jetzt der einzige Mönch in dieſer Miſſion, unter deſſen alleiniger Oberverwaltung ſie alſo auch ſtand. Wir wurden überaus freundlich empfangen und mit großem Aufwand bewirthet. Das Mahl, bei dem eine Unzahl von Speiſen, mit Knoblauch und Pfeffer ſtark gewürzt, erſchien, und der nicht ganz ſchlechte Wein, den der Padre ſelbſt hatte keltern laſſen, fleißig eingeſchenkt ward, ſollte auch noch durch Muſik erhöht werden. Dieſe ward theils von kleinen nackten In-

bauerjungen auf defecten Geigen gekratzt, theils von dem ehrwürdigen Padre ſelbſt aus einem Leierkaſten, der neben ſeinem Stuhle ſtand, hervorgelockt. Die Früchte zum Deſert hatte die Miſſion St. Clara geliefert, weil ſie hier wegen des Nebels aus der See, der ſich oft bis hierher erſtreckt, nicht gut fortkommen.

Eines Morgens kündigten einige Kanonenſchüſſe aus dem Preſidio, mit dem bei der Erwiederung unſerer Begrüßung erſparten Pulver, die Ankunft des Commandanten Don Ignatio Martinez an, welcher, nachdem der Congreß in Monterey beendigt war, wieder zu ſeinem Poſten zurückkehrte. Mit ihm war, Geſchäfte halber, auch der Commandant des Preſidio St. Diego, Don Joſe Maria Eſtudillo, den ich aus früherer Zeit kannte, hierher gekommen. Sie beſuchten mich, von Sanchez begleitet, ſpeiſten zu Mittag bei mir, und gefielen ſich ſo wohl am Bord, daß ſie das Schiff erſt in der Nacht verließen.

Nothwendige Dienſtgeſchäfte riefen mich nach dem Etabliſſement der ruſſiſch-amerikaniſchen Compagnie, Roß genannt, welche ungefähr 80 Meilen von St. Francisco nach Norden zu liegt. Schon einige Zeit hatte mich der Gedanke beſchäftigt, die Reiſe dahin von hieraus zu Lande zu machen; allein die Schwierigkeiten ſchienen unüberwindlich. Nur durch Hülfe des Commandanten war es möglich, ſie zu beſiegen. Ich nahm deshalb ſeine Geneigtheit in Anſpruch, und er war bereit, meinen Wunſch zu erfüllen. Wir bedurften einer Anzahl Reitpferde und einer militairiſchen Escorte, die uns als Wegweiſer dienen und uns zugleich bei der Vertheidigung gegen etwanige Angriffe von wilden Völkerſtämmen unterſtützen könnte. Beides ward ſogleich zugeſtanden. Don Eſtudillo entſchloß ſich, das Abentheuer mit zu machen, und übernahm ſelbſt das Commando des Militairs, das zu unſerm Geleite beſtimmt ward.

Meine Gefährten zu dieſer Reiſe waren Herr Doctor Eſchſcholtz, Herr Hofmann, zwei meiner Officiere, zwei Matroſen, Don Eſtudillo und vier Dragoner. Wir waren alſo zuſammen zwölf Mann ſtark. Der Tag der Abreiſe ward feſtgeſetzt. Abends vorher kam Eſtudillo mit ſeinen vier, in Leder geharniſchten und wohl bewaffne-

ten Dragonern auf's Schiff. Er ſelbſt, in altſpaniſcher Tracht, mit gewaltigem Schwert und noch gewaltigern Spornen, mit Dolch und Piſtolen im Gürtel und einem Stutzer in der Hand, machte eine abentheuerliche Figur, die einem frühern Jahrhundert anzugehören ſchien. Er verſicherte, man könne nicht vorſichtig genug ſeyn, da wir durch Gegenden kommen würden, wo los Indianos bravos hauſen. Auch wir verſahen uns daher reichlich mit Waffen, und das kleine, wohlgerüſtete Heer beſtieg am Morgen, als nur auf die Bergſpitzen erſt einiger Lichtſchimmer fiel, die Barkaſſe, mit der wir in nordöſtlicher Richtung über die Bucht St. Francisco bei völliger Windſtille, dem ſchönſten Wetter und einer entzückend milden Luft ruderten, indem wir die Landreiſe erſt bei der am nördlichen Ufer der Bucht gelegenen Miſſion St. Gabriel antreten wollten. Der Indianer Marco, den Eſtudillo mitgebracht hatte, diente uns als Pilot. Die hieſigen Spanier können ſich eine Fahrt auf dem Waſſer gar nicht merken, ſelbſt wenn ſie ſie mehrere Mal gemacht haben, oder finden es auch zu unbequem, und bedienen ſich daher immer eines erfahrenen Indianers zum Steuern.

Eſtudillo, ein Mann ſchon bei Jahren, war demungeachtet ein ſehr luſtiger Geſellſchafter und der allergebildetſte Spanier, den ich in Californien getroffen habe. Er that ſich auf ſeine literäriſchen Kenntniſſe etwas zu gute und nannte mir, außer Don Quixote und Gilblas, noch drei Bücher, die er geleſen hatte, während, wie er im Vertrauen verſicherte, ſeine übrigen hieſigen Landsleute kaum ein anderes Buch geſehen hätten, als die Bibel. Marco war in einer Miſſion alt geworden; ſeiner Brauchbarkeit wegen hatte man ihn vorgezogen und beſſer behandelt. Auch ſprach er das Spaniſche ziemlich geläufig. Eſtudillo übte ſeinen Witz an ihm, fand aber in dem alten Indianer einen rüſtigen Gegner, deſſen Antworten ihn manchmal in Verlegenheit ſetzten. Dieſer Marco iſt ein Beweis, daß, unter begünſtigenden Umſtänden, auch der Geiſt eines Californiſchen Indianers ſich zu erheben vermögend iſt; aber freilich kann das in den Miſſionen nur äußerſt ſelten der Fall ſeyn.

Don Eſtudillo ſprach mit vieler Freimüthigkeit über die Verhältniſſe in Californien, wo er nun ſchon ſeit 30 Jahren lebte.

Er war, wie der größte Theil ſeiner Dienſtkameraden, kein Freund der Geiſtlichen. Er nannte ſie Egoiſten, die nur auf ihren perſönlichen Vortheil bedacht ſind, ſich hier durch die ſchwere Arbeit ihrer Bekehrten bereichern und dann mit ihren Schätzen nach Spanien ziehen. Auch beſchrieb er die Art der Bekehrung. Die Mönche, ſagte er, ſchicken nicht ſelten ihre Dragoner in die Gebirge auf den Fang freier Ungläubiger, um ſie zu chriſtlichen Sclaven zu machen. Ein ſolcher Jäger iſt mit einer, aus ſtarken Riemen verfertigten, mit dem Ende am Sattel befeſtigten, Schlinge verſehen, die er ſieben bis acht Faden weit ſo geſchickt zu werfen weiß, daß er ſelten ſein Ziel verfehlt. Gelingt es ihm nun, einen Trupp Indianer zu beſchleichen, ſo wirft er, ehe ſie ſich deſſen verſehen, einem von ihnen die Schlinge über den Kopf, giebt ſeinem Pferde die Sporen und jagt mit der Beute davon zur Miſſion, wo er denn manchmal nur mit einem Leichnam ankömmt. Ich muß bezeugen, daß die hieſigen Dragoner in der That zu den geſchickteſten und muthigſten Reitern gehören, die ich je geſehen habe, und daher läßt ſich's erklären, daß ſie ſelbſt Bären und wilde Stiere mit ihren Schlingen einfangen, wenn ſich mehrere vereinigen. Zum Fang eines Indianers iſt Einer hinlänglich. Eſtudillo verſicherte noch, daß kein Indianer ſich aus eigenem Antriebe in der Miſſion melde, wie die Mönche vorzugeben beliebten, ſondern daß Alle entweder auf die beſchriebene Art eingefangen, oder mit Liſt beſchwatzt würden. Zu dem Ende hielte man in jeder Miſſion einige ganz vorzüglich gut, wie z. E. unſern Piloten Marco. Dieſe müßten die fernen Gegenden durchwandern und ihre ganze Beredtſamkeit bei den Wilden aufbieten, um ſie in die Miſſion zu locken. Wer ein Mal dort erſcheine, werde ſogleich getauft, und ſey dadurch auf ewig der Miſſion verfallen, aus der er ſich nun nicht wieder entfernen dürfe, ohne daß ein Reiter mit der Schlinge ihm nachſetze, und er ſeine Entweichung durch Peitſchenhiebe und Eiſenſtangen an den Füßen büße.

Auf meine Bemerkung, daß ſich jetzt wohl Manches anders geſtalten werde, da die Oberherrſchaft der Mönche aufgehört habe, und das Militair nicht mehr in der alten drückenden Abhängigkeit von ihnen ſtehe, erwiederte Eſtudillo: „Californien könnte ein

Dragoner, die nicht Luſt hatten, den Weg bis zur Miſſion zu machen, nahmen ihre Schlingen zur Hand, und viel Pferde eingefangen, als wir brauchten. Die Sättel mitgebracht, und ſo ging es denn bald in vollem Galopp auf Lande, zwiſchen einzeln ſtehenden Eichen hindurch, der Mi wo wir von dem einzigen Geiſtlichen, unter deſſen Verwal ſteht, freundlich empfangen wurden.

Das Local dieſer im Jahr 1816 gegründeten Miſſion noch beſſer gewählt zu ſeyn, als das der ſo berühmten Clara. Ein hoher Bergrücken ſchützt ſie vor den ſchädlichen winden; aber hinter dieſem Bollwerk hauſen, wie der Mön die Indianos bravos, denen es ſchon ein Mal gelungen, häude der Miſſion bei einem Ueberfall zu verbrennen, und er beſtändig auf der Hut ſeyn müſſe. In der That hat briel das Anſehen eines Vorpoſtens der übrigen Miſſion ge Feind. Die aus ſechs Mann Dragonern beſtehende Beſa beim geringſten Allarm ſchlagfertig. Während der Nacht, dem Ungeziefer auf meinem Lager weichen mußte, fand ich Richtung nach den Bergen zu zwei Schildwachen in voller Jede hatte ſich ein Feuer angemacht und ſie läuteten alle z nuten mit einer zwiſchen zwei Pfeilern ſtehenden Glocke, ver zum Beweis ihrer Wachſamkeit, worauf jedesmal das Gebe kleinen fuchsartigen Wölfe, die die Miſſion umſchleichen, anbe Daß von andern Feinden doch nicht gar viel zu befürchten ſey beweiſet die geringe Anzahl des Militairs und die gänzliche Ver läſſigung aller Vertheidigungs-Maaßregeln der, auf ganz off Felde liegenden Miſſion. Der Muth der Bravos ſcheint nur zu beſtehen, daß ſie ſich nicht gutwillig unterwerfen, bei Ver in ihre Schlupfwinkel fliehen und ſich allenfalls verſtohlner heranſchleichen, um Feuer anzulegen. Wir ſahen hier mehrere Helden, mit Eiſenſtangen an den Füßen, geduldig arbeiten und zeichneten ſich durch nichts von den Indianern in St. Franz und St. Clara aus.

Die erſten Strahlen der Sonne fanden uns ſchon zu Pf und nachdem wir das Thal, in welchem die Miſſion liegt, im

ſichere Häfen gebildet, welche hart am Ufer ſo tief ſind, daß die größten Schiffe dort mit Bequemlichkeit gekielt werden können. Aus dieſer Gegend nahmen wir auch unſer Waſſer ein, das ſehr gut war, da hingegen das bei dem Preſidio nichts taugte. Die ganze Bucht St. Francisco, in welcher Tauſende von Schiffen vor Anker liegen können, iſt an ſich ſchon ein guter Hafen; aber dergleichen kleine Einbuchten, wie die Nordweſtküſte enthält, in welcher die Schiffe hart an's Land kommen können, gewähren zur Reparatur derſelben große Vortheile, zumal wenn ſich das ſchönſte Bauholz, die größten Maſten nicht ausgenommen, in der Nähe findet, wie es hier der Fall iſt. Der ganze nördliche Theil der Bai, welcher, genau genommen, nicht mehr zu Californien gehört, ſondern von den Geographen ſchon zu Neu-Albion gerechnet wird, iſt noch von keinem Seefahrer unterſucht worden, und ſelbſt den hieſigen Spaniern wenig bekannt. Zwei große ſchiffbare Flüſſe, die ich ſpäter unterſucht habe, ergießen ſich hier, der eine von Norden, der andere von Oſten in die Bai. Das Land ſcheint überall ſehr fruchtbar, und das gemäßigte Clima iſt vielleicht das ſchönſte und geſundeſte in der Welt. Aber es geht dieſen Gegenden wie der ſtillen Tugend, wie dem beſcheidenen Verdienſt — man beachtet ſie nicht. Eine gerechtere Nachwelt wird einſt ihren Werth erkennen; dieſe Oede wird mit Städten und Dörfern prangen, dieſes jetzt nur höchſt ſelten von einem Boote befahrene Gewäſſer wird die Flaggen aller Nationen tragen, ein wohlhabendes glückliches Volk wird dankbar empfangen, was die Natur hier verſchwenderiſch beut, und ſeine Schätze in alle Welttheile ſenden.

Ein friſcher, günſtiger Wind half uns die eingetretene Ebbe, durch welche wir die Strömung entgegen hatten, überwinden. Die gemeinſchaftliche Mündung der erwähnten beiden Flüſſe, die ſich durch ſteile Ufer auszeichnet, blieb uns rechts, und als die Sonne bereits den blauen Berggipfeln im Weſten nahe war, gelangten wir durch einen ſchmalen Canal, der ſich in ſumpfigem Lande gebildet hat, zu unſerm Landungsplatz, von wo wir noch eine gute nautiſche Meile bis zu der, zwiſchen alten Eichen hervorſcheinenden Miſſion St. Gabriel hatten. Mehrere, der Miſſion gehörende Pferde weideten auf einer ſchönen Wieſe am Ufer in großer Einigkeit mit einer Heerde kleiner Hirſche, deren es hier ſehr viele giebt. Unſere

Dragoner, die nicht Luſt hatten, den Weg bis zur Miſſion zu
zu machen, nahmen ihre Schlingen zur Hand, und bald wa
viel Pferde eingefangen, als wir brauchten. Die Sättel hatte
mitgebracht, und ſo ging es denn bald in vollem Galopp auf
Lande, zwiſchen einzeln ſtehenden Eichen hindurch, der Miſſ
wo wir von dem einzigen Geiſtlichen, unter deſſen Verwaltu
ſteht, freundlich empfangen wurden.

Das Local dieſer im Jahr 1816 gegründeten Miſſion ſ
noch beſſer gewählt zu ſeyn, als das der ſo berühmten v
Clara. Ein hoher Bergrücken ſchützt ſie vor den ſchädlichen
winden; aber hinter dieſem Bollwerk hauſen, wie der Mönch
die Indianos bravos, denen es ſchon ein Mal gelungen, d
bäude der Miſſion bei einem Ueberfall zu verbrennen, und
er beſtändig auf der Hut ſeyn müſſe. In der That hat S.
briel das Anſehen eines Vorpoſtens der übrigen Miſſion gegen
Feind. Die aus ſechs Mann Dragonern beſtehende Beſatzung
beim geringſten Allarm ſchlagfertig. Während der Nacht, w
dem Ungeziefer auf meinem Lager weichen mußte, fand ich in
Richtung nach den Bergen zu zwei Schildwachen in voller Rü
Jede hatte ſich ein Feuer angemacht und ſie läuteten alle zehn
nuten mit einer zwiſchen zwei Pfeilern ſtehenden Glocke, vermu
zum Beweis ihrer Wachſamkeit, worauf jedesmal das Gebell
kleinen fuchsartigen Wölfe, die die Miſſion umſchleichen, antwort
Daß von andern Feinden doch nicht gar viel zu befürchten ſeyn mö
beweiſet die geringe Anzahl des Militairs und die gänzliche Vernach
läſſigung aller Vertheidigungs-Maaßregeln der, auf ganz offenem
Felde liegenden Miſſion. Der Muth der Bravos ſcheint nur dari
zu beſtehen, daß ſie ſich nicht gutwillig unterwerfen, bei Verfolgung
in ihre Schlupfwinkel fliehen und ſich allenfalls verſtohlner Weiſe
heranſchleichen, um Feuer anzulegen. Wir ſahen hier mehrere dieſer
Helden, mit Eiſenſtangen an den Füßen, geduldig arbeiten und ſie
zeichneten ſich durch nichts von den Indianern in St. Francisco
und St. Clara aus.

Die erſten Strahlen der Sonne fanden uns ſchon zu Pferde,
und nachdem wir das Thal, in welchem die Miſſion liegt, im Rü

ken hatten und eine Anhöhe paſſirt waren, nahm unſer Wegweiſer eine nordweſtliche Richtung, die uns tiefer ins Land führte. Die Ebenheit und Reinheit dieſes Bodens war auffallend, und die ſchön belaubten ſchattenden Bäume ſtanden in einzelnen Gruppen vertheilt. Es war, als ob geſchmackvolle Gärtner dieſe Anlagen gemacht hätten und ſie ſorgfältig unterhielten. Wie leicht wäre dieſes Land zu beackern, da es gar keine Steine hat, und wie fruchtbar muß es ſeyn, da es ſo üppiges Gras hervortreibt. Wir ſtießen immerfort auf zahlloſe Heerden der erwähnten kleinen Gattung Hirſche, die ſo dreiſt waren, daß man unter ſie hinreiten mußte, um ſie zu verſcheuchen. Dann flohen ſie aber auch mit Pfeilſchnelle davon. Seltener ſtießen wir auch auf eine andere Gattung, ſo groß wie Pferde, mit ſtolzen breiten Geweihen. Dieſe weideten gemeiniglich auf ſolchen Hügeln, von denen ſie nach allen Seiten hin eine freie Ausſicht hatten, und ſchienen viel vorſichtiger zu ſeyn, als die kleinen. Demungeachtet gelingt es den Indianern ſehr wohl, ſie zu beſchleichen. Sie binden ſich das Geweih eines ſolchen erlegten Thieres an den Kopf und das Fell um den Leib, gehen im hohen Graſe auf allen Vieren, und ahmen alle die Bewegungen nach, die der Hirſch beim Graſen mit dem Kopfe zu machen pflegt. So rücken ſie der Heerde immer näher, die ſie treuherzig für ihres Gleichen hält, bis der Verrath ſich durch die abgeſchoſſenen Pfeile und die Niederlage, die ſie anrichten, offenbart.

Gegen Mittag ward die Hitze ſo läſtig, daß wir auf einem mit Eichen bewachſenen Hügel Halt machten, uns in den Schatten lagerten und unſere Pferde weiden ließen, während wir ſelbſt unſere Mahlzeit hielten. Da erblickten wir in der Ferne hinter einem Gebüſch einen Haufen Indianer, weshalb unſere Dragoner ſogleich zu den Waffen griffen. Aber die Wilden verſchwanden bald, ohne uns näher gekommen zu ſeyn. Nachdem wir ein Paar Stunden geruht hatten, ſetzten wir unſere Reiſe fort, wobei ich den Ortſinn unſers Führers bewundern mußte, der nur ein Mal vorher in dieſer Gegend geweſen war, wo ſich eben keine beſonders ausgezeichnete Gegenſtände befanden, nach denen man ſich leichter hätte richten können. Zwei große zottige weiße Wölfe machten auf eine Heerde kleiner Hirſche Jagd, flohen aber bei unſerer Erſcheinung ſcheu da-

von und die niedlichen Thiere waren für dieses Mal gerettet. [illegible] mehreren Orten sahen wir kleine cylinderförmige Hütten von Stra[illegible] die erst kürzlich von Indianern verlassen zu seyn schienen, und [illegible] Paar Mal stießen wir auf eben ausgelöschtes Feuer, von dem [illegible] Kohlen noch glimmten. Es mögen öfters Wilde in unserer [illegible] gewesen seyn; aber da sie uns wahrscheinlich durch ihr scharfes [illegible] sicht immer zeitig genug bemerkten, so wußten sie sich vor den, [illegible] nen so furchtbaren Schlingenfängern so geschickt zu verbergen, [illegible] wir sie nicht wahrnahmen. Am Abend kamen wir zu einem kle[illegible] Strom, der sich aus einer Bergschlucht hervorschlängelt und [illegible] Port-Romanzov oder Bonega ins Meer fällt. Wir befanden [illegible] hier gar nicht weit mehr vom Meeresufer und hatten noch [illegible] zehn Meilen bis Roß. Da es bereits dunkel ward, brachten [illegible] die kühle und nebliche Nacht hier ziemlich unbequem zu. Am Morgen ritten wir durch den nicht tiefen Strom und befanden [illegible] jetzt in einer Gegend von ganz anderem Charakter, als die, [illegible] wir bisher durchzogen waren. Je mehr wir uns der Küste nähern[illegible] desto größer ward auch dieser Unterschied. Die sanften Hügel mit [illegible] ren freundlichen Thälern verschwanden und an ihre Stelle trat [illegible] wilde Natur. Hohe, spitze Felsenberge mit einer Art Lerchenbäumen stark bewachsen, und tiefe steile Abgründe wechselten mit einander ab. Wir mußten viele Umwege nehmen, und doch war manch[illegible] steile Berg nicht zu vermeiden, den zu erklimmen nur mit Mühe gelang. Gegen Mittag hatten wir eine beträchtliche Anhöhe erreicht, die eine herrliche Aussicht gewährte. In Westen sahen wir den Ocean, dessen Ufer hier den Hafen Romanzov bildet, in den nur kleine Fahrzeuge einlaufen können, weshalb die dort befindliche unbedeutende russische Niederlassung wohl nie so blühend werden wird, als sie an der Bucht St. Francisco hätte werden können. Nach Osten zog sich ein Thal weit ins Land hinein, welches, wie mir Estudillo sagte, von den Indianern Thal der weißen Menschen genannt wird.

Es herrscht eine alte Sage unter ihnen, daß einst ein Schiff an dieser Küste gestrandet sey, die weißen Menschen dieses Thal zum Wohnplatz gewählt und mit den Indianern in Freun[illegible] gelebt hätten. Was aber endlich aus ihnen geworden, davon keine Kunde vorhanden. In Nordosten erhob sich ein hohes [illegible]

Tannenbäumen ſtark bewachſenes Gebirge, das unzugänglich ſchien, weshalb ſich dort vorzüglich Indianer aufhielten, wie die aufſteigenden Rauchſäulen bewieſen. Unſere Soldaten erzählten, daß dort der Aufenthalt eines Häuptlings ſey, der ſich durch ſeine perſönliche Tapferkeit ſowohl bei ſeinen Untergebenen, als bei den Spaniern in Reſpect geſetzt habe und daß überhaupt dieſer Stamm zu einer ganz andern Raçe gehöre, die ſich durch ihren Muth auszeichnet und den Tod der Unterwerfung unter die Miſſionen vorzieht, weshalb ſich auch keiner von ihnen in den Händen der Pfaffen befinde. Vielleicht verdanken ſie ihre größere Thatkraft und Ueberlegung der Vermiſchung mit den geſtrandeten Weißen.

Unſer Weg führte uns jetzt theils dem ſandigen Ufer des Oceans ſo nahe, daß die Füße unſerer Pferde oft von der Brandung beſpült wurden, theils über Anhöhen und Wieſen. Bald, nachdem wir Port Romanzov vorbei waren, ritten wir durch das ſeichte Bette eines Fluſſes, dem die Ruſſen den Namen Slavianka gegeben haben. Weiterhin im Lande ſoll er tiefer und ſogar ſchiffbar ſeyn. Die Ruſſen ſind ihn hundert Werſt (15 deutſche Meilen) hinaufgefahren. Er kömmt von Nordoſten her. Seine Ufer ſollen weiterhin den Anſchein großer Fruchtbarkeit haben, aber zahlreiche kriegeriſche Völkerſtämme ſich dort aufhalten.

Die Gegend, die wir durchzogen, ward jetzt, ohne ihren wilden Charakter zu verändern, in der That romantiſch, und der üppige Graswuchs bezeugte wieder die Fruchtbarkeit des Bodens. Wir erreichten noch ein Mal den Gipfel eines hohen Berges, und ſahen von demſelben zu unſerer großen Freude auf die Feſtung Roß hinab. Ein ziemlich bequemer Weg führt den Abhang hinunter. Wir ſpornten unſere müden Pferde zum Galopp und ſprengten, nicht wenig Verwunderung erregend, ins Thor. Der Verwalter dieſes Etabliſſements, Herr von Schmid, empfing uns freundlichſt, ließ einige Kanonen zu unſerer Begrüßung auf ruſſiſch-amerikaniſchem Boden abfeuern, und nahm uns in ſeinem, aus dicken Balken auf europäiſche Art gebauten, bequemen und reinlichen Hauſe ſehr gaſtfrei auf.

Die Niederlaſſung Roß, welche in der Breite von 38° 33′ auf

Meeresufer und an einem
e 1812 gegründet, und zwa
Gegend, die auch bei der
Aufführen der Gebäude sel
e leisteten. Die Absicht
r See-Ottern an der Küste
it zu betreiben, da dieses Thie
on selten wurde. Die Spanier
faßten, erlaubten den Russen,
n der von ihnen eingenommenen
als noch häufig anzutreffen war.
an kann sagen in der ganzen Welt,
der Fang an der californischen Kü
wird, noch immer der ergiebigste.
icken Balken verpallisadirtes Viereck, mit
unfzehn Kanonen stehen. Die Besatz
enheit aus 130 Mann, wovon nur
die Uebrigen Aleut waren.
gegen diese Nied Anfä
it Ochsen, Kühen, Pferden und
, daß sie, trotz
eren Clima's, bes
die Furcht, daß
verlangten, daß
er Westküste von
heten ihre Ford
Der Gründe
r von Kuskoff,
ertheilte die se
Obern in einer
eingenommen g
haben konnten
ke

handlungen an, und es herrscht hier jetzt die größte Einigkeit zwischen beiden Nationen. Roß ist übrigens den Spaniern von sehr großem Nutzen. In ganz Californien ist kein Schmied und kein Schlosser. Alle ihre Geräthschaften von Eisen lassen die Spanier hier für gute Bezahlung verfertigen oder ausbessern. Auch die uns begleitenden Dragoner hatten eine Menge verdorbener Flintenschlösser zur Reparatur mitgebracht.

Damit die Russen ihre Ansiedelung nicht bis zum nördlichen Ufer der Bai St. Francisco ausdehnen möchten, errichteten die Spanier dort schnell die Missionen St. Gabriel und St. Francisco Solona. Es ist sehr zu bedauern, daß wir ihnen nicht zuvor gekommen sind. Die Vortheile eines Besitzes an dieser schönen Bai sind unübersehbar, besonders da wir nur den schlechten Hafen Bodega oder Port Romanzov haben.

Mit den Eingeborenen leben die Bewohner von Roß in der größten Eintracht. Die Indianer kommen zahlreich in die Festung und arbeiten für Tagelohn. Nachts halten sie sich gemeiniglich außerhalb der Palliſaden auf. Sie verheirathen ihre Töchter gern an Russen und Aleuten. Dadurch sind eine Menge Verwandtschaften entstanden, die das gute Vernehmen noch mehr befestigen. Die Bewohner von Roß gehen einzeln weit ins Land auf die Jagd, um Hirsche und anderes Wild zu schießen, und bringen die Nächte unter verschiedenen Indianerstämmen zu, ohne daß ihnen je etwas zu Leide gethan würde. Das dürften die Spanier nicht wagen. Je auffallender der Contrast zwischen ihrer Behandlung der Indianer und der hiesigen ist, um so mehr muß sich der Menschenfreund beim Eintritt ins russische Gebiet erfreuen. Die russisch-griechische Kirche dringt ihre Lehre nicht gewaltsam auf. Frei von Fanatismus, predigt sie Duldung und Liebe. Sie erlaubt sich selbst keine Ueberredung, sondern überläßt es ganz der freien, innern Ueberzeugung, sich mit ihr zu vereinigen, und wen sie so in ihren Schooß aufnimmt, dem bleibt sie eine liebende Mutter.

Wie ganz anders sind die katholischen Priester und die protestantischen Missionaire verfahren!

Roß hat ein mildes Clima. Das Queckſilber des Reau[illegible]ſchen Thermometers fällt im Winter nur ſelten bis zum Gef[illegible]punkt, aber der häufige Nebel an dieſer Küſte läßt die Gart[illegible]wächſe nicht gedeihen. Hingegen einige Werſt tiefer ins Land, [illegible] wohin der Nebel nicht dringt, kommen die meiſten ſüdlichen [illegible]zen ſehr gut fort. Die Gartengewächſe erreichen eine ungew[illegible] Größe. Man findet Rettige von 50 Pfund, Kürbiſſe von 65 Pf[illegible] und ſo im Verhältniß die übrigen. Kartoffeln geben einen hun[illegible] bis zweihundertfachen Ertrag und werden zwei Mal im Jahr [illegible] erntet. Hungersnoth kann hier ſchwerlich jemals eintreten. [illegible] Feſtung iſt von Waizen- und Gerſtenfeldern umgeben, die [illegible] Nebels wegen zwar nicht ſo ergiebig ſind, wie die von St. [illegible] aber doch den Bewohnern von Roß, denen ſie eigenthümlich [illegible]ren, ihre Arbeit durch den täglichen Genuß von Weißbro[illegible] Grütze lohnen. Auch gefällt es den Aleuten hier ſo wohl, [illegible] die ihre Heimath ſonſt ſo ungern verlaſſen, gern hier bleiben [illegible] ſich nicht auf ihre Inſeln zurück ſehnen.

Die Spanier ſollten in Roß von Herrn von Schmid [illegible]richt in der Landwirthſchaft nehmen. Er hat alles, was in [illegible] Fach ſchlägt, zu einem Grade der Vollkommenheit gebracht, [illegible] bewundernswürdig iſt. Die Ackergeräthe und Werkzeuge werd[illegible] unter ſeiner Anleitung alle hier verfertigt, und ſtehen den beſ[illegible] europäiſchen eben nicht nach. Unſere ſpaniſchen Reiſegefährten w[illegible]ren auch von Bewunderung durchdrungen; was aber ihr Erſtaun[illegible] auf's höchſte ſteigerte, war der Anblick einer Windmühle. Eine [illegible] künſtliche und zweckmäßige Maſchine hatten ſie noch nie geſehen.

Roß hat Ueberfluß an dem ſchönſten Bauholz, welches die Compagnie auch benutzt. Es waren hier ſchon zwei Schiffe vom Stapel gelaufen. Das Meer liefert die ſchmackhafteſten Fiſche, und das Land die beſten Gattungen von Wild in unerſchöpflicher Menge. Bei allen dieſen Vorzügen fehlt nur ein guter Hafen. Indeſſen werden, ungeachtet dieſes Mangels, bei einer guten Verwaltung die nördlichen Niederlaſſungen einſt von hieraus mit allen ihren Bedürfniſſen verſehen werden können.

Die Indianer, welche wir hier ſahen, waren denen in den

issionen sehr ähnlich, und man kann wohl behaupten, daß sie
zu derselben Race gehören, wenn sie sich gleich durch Verschie-
heit der Sprachen unterscheiden. Freilich waren sie hier nicht
stupid, und sahen heiterer und zufriedener aus, als in den Mis-
sen, wo immer der tiefste Ernst auf ihren Gesichtern ruht, und
Blicke stets auf den Boden geheftet sind; das ist aber natür-
Folge der Verschiedenheit ihres Schicksals. Ohne bleibende
ohnstellen wandern sie auch hier nackt umher, und ihre einzige
schäftigung, wenn sie nicht als Tagelöhner der Russen arbeiten,
die Jagd. In der Auswahl ihrer Nahrung sind sie nicht
sierig. Sie verzehren die ekelhaftesten Dinge mit gutem Appe-
allerlei Insecten und Gewürm nicht ausgenommen. Nur vor
gen Schlangen wissen sie sich zu hüten. Zum Winter sammeln
sich einen Vorrath von Eicheln und wildem Roggen, der hier
großem Ueberfluß wächst. Wenn Letzterer reif ist, zünden sie ihn
das Stroh verbrennt und die gerösteten Körner bleiben übrig.
se werden dann zusammengescharrt und, mit Eicheln vermischt,
ne alle weitere Zubereitung gegessen. Von Hazardspielen, deren
mehrere erfunden haben, sind die hiesigen Indianer große Freunde.
treiben sie so leidenschaftlich, daß sie oft das Letzte, was sie
gen, verspielen.

Wenn sich einst der Segen der Civilisation unter die rohen
ohner dieser Gegenden verbreitet, so wird er von den russischen
erlassungen und gewiß nicht aus den spanischen Missionen her-
gehen. Gesittete Völker werden hier einst ihr Erwachen zur
unft den Russen verdanken, wozu die Aleuten bereits den An-
gemacht haben.

Nach einem Aufenthalt von zwei Tagen nahmen wir Abschied
dem achtungswerthen Herrn von Schmid, und verließen Roß
dem nämlichen Wege, auf welchem wir dahin gekommen wa-
, wobei uns nichts Bemerkenswerthes aufstieß. Herr Professor
Scholtz blieb wegen einiger naturhistorischen Untersuchungen, die
noch anstellen wollte, zurück, und beabsichtigte, sich zur See, auf
r aleutischen Baidare, von denen mehrere nächstens nach St. Fran-
o zur Otterjagd abgehen sollten, wieder mit uns zu vereinigen.

Roß hat ein mildes Clima. Das Queckſilber des Réaumürſchen Thermometers fällt im Winter nur ſelten bis zum Gefrierpunkt, aber der häufige Nebel an dieſer Küſte läßt die Gartengewächſe nicht gedeihen. Hingegen einige Werſt tiefer ins Land, bis wohin der Nebel nicht dringt, kommen die meiſten ſüdlichen Pflanzen ſehr gut fort. Die Gartengewächſe erreichen eine ungeheuere Größe. Man findet Rettige von 50 Pfund, Kürbiſſe von 65 Pfund, und ſo im Verhältniß die übrigen. Kartoffeln geben einen hundert- bis zweihundertfachen Ertrag und werden zwei Mal im Jahre geerntet. Hungersnoth kann hier ſchwerlich jemals eintreten. Die Feſtung iſt von Waizen- und Gerſtenfeldern umgeben, die des Nebels wegen zwar nicht ſo ergiebig ſind, wie die von St. Clara, aber doch den Bewohnern von Roß, denen ſie eigenthümlich gehören, ihre Arbeit durch den täglichen Genuß von Weißbrod und Grütze lohnen. Auch gefällt es den Aleuten hier ſo wohl, daß ſie, die ihre Heimath ſonſt ſo ungern verlaſſen, gern hier bleiben und ſich nicht auf ihre Inſeln zurück ſehnen.

Die Spanier ſollten in Roß von Herrn von Schmid Unterricht in der Landwirthſchaft nehmen. Er hat alles, was in dieſes Fach ſchlägt, zu einem Grade der Vollkommenheit gebracht, der bewundernswürdig iſt. Die Ackergeräthe und Werkzeuge werden unter ſeiner Anleitung alle hier verfertigt, und ſtehen den beſten europäiſchen eben nicht nach. Unſere ſpaniſchen Reiſegefährten waren auch von Bewunderung durchdrungen; was aber ihr Erſtaunen auf's höchſte ſteigerte, war der Anblick einer Windmühle. Eine ſo künſtliche und zweckmäßige Maſchine hatten ſie noch nie geſehen.

Roß hat Ueberfluß an dem ſchönſten Bauholz, welches die Compagnie auch benutzt. Es waren hier ſchon zwei Schiffe vom Stapel gelaufen. Das Meer liefert die ſchmackhafteſten Fiſche, und das Land die beſten Gattungen von Wild in unerſchöpflicher Menge. Bei allen dieſen Vorzügen fehlt nur ein guter Hafen. Indeſſen werden, ungeachtet dieſes Mangels, bei einer guten Verwaltung die nördlichen Niederlaſſungen einſt von hieraus mit allen ihren Bedürfniſſen verſehen werden können.

Die Indianer, welche wir hier ſahen, waren denen in den

Daß die Mannſchaft am Scharbock litt, muß ich einzig der [illegible]ten Nahrung aus unverzeihlicher Oeconomie und der Unrein[illegible]keit zuſchreiben, deren ſich die Engländer ſonſt eben nicht zu [illegible]den kommen laſſen, die aber bei einem ſo langen, ununter[illegible]brochenen Verweilen auf der See endlich ſchwer zu vermeiden iſt. [illegible] unſerem Schiffe hat ſich während der ganzen Reiſe auch nicht [illegible] mindeſte Spur von dieſer furchtbaren Krankheit gezeigt, der in [illegible]heren Zeiten ſo viele Seeleute zum Opfer wurden.

Der Capitain erzählte mir, daß ſich eine große Anzahl Wall[illegible]fiſcher an der japaniſchen Küſte aufhielten, und manche in kurzer [illegible] mit reichen Ladungen heimkehrten. Die Hauptbeſchwerden, [illegible]e ſie erleiden, ſind die häufigen Stürme, die dort wüthen, und [illegible] ſtrenge Verbot, auf japaniſchem Boden zu landen.

Bekanntlich wollen die Japaner mit andern Nationen, Chine[illegible]en und Holländer ausgenommen, nichts zu ſchaffen haben, und [illegible]behandeln ſie wie Peſtkranke, die ſich ihnen bei Lebensſtrafe nicht [illegible]hern dürfen. Sie ſehen darin das ſicherſte Mittel, ihre alten [illegible]Sitten, bei denen ſie ſich glücklich fühlen, unverfälſcht beizube[illegible]halten. Ich habe bei meiner erſten Reiſe mit dem Admiral von [illegible]Kruſenſtern ſieben Monate in Japan zugebracht, und kann ver[illegible]ſichern, daß Jeder, der Gelegenheit hat, dieſes Volk kennen zu ler[illegible]nen, es achten muß, wegen der hohen Stufe vernünftiger Ausbil[illegible]dung, die es ganz durch eigene Kraft, ohne fremden Einfluß, er[illegible]ſtiegen hat. Vielleicht iſt ſeine gänzliche Iſolirung eine Frucht der Politik ſeiner, allerdings ſehr despotiſchen Regierung, welche die Verbreitung ihr ungünſtiger Ideen fürchten mag.

Einem Wallfiſchjäger, der ſich zu lange an jener Küſte aufgehalten hatte, waren alle Lebensmittel und das friſche Waſſer ausgegangen. In dieſer Noth faßte er, ungeachtet ihm das ſtrenge Verbot des Landens bekannt war, den kühnen Entſchluß, den Japanern in der Reſidenz des Kaiſers ſelbſt einen Beſuch zu machen, und ſegelte ohne alle Umſtände in die Bucht von Jedo hinein, wo er auf Kanonenſchußweite von der Stadt die Anker fallen ließ. Man kann ſich denken, in welchen Aufruhr dieſe Erſcheinung die Bewohner Jedo's brachte, die noch nie ein europäiſches Schiff geſehen

Da die Spanier dieſe Jagd gar nicht betreiben, ſo überlaſſen ſie ſie gern den Ruſſen an ihren Küſten, wofür ſie von der Ausbeute ihren bedungenen Antheil erhalten. Mir war es ſehr lieb, daß noch während meines hieſigen Aufenthaltes Baidaren herkommen ſollten, weil ich die Abſicht hatte, einige Zeit an die Unterſuchung der noch ſehr unbekannten Flüſſe zu verwenden, welche ſich in die St. Francisco-Bai ergießen, wozu dieſe kleinen Fahrzeuge ſehr nützlich ſeyn konnten. Ich erwartete daher nur ihre Ankunft, um mich von Neuem auf den Weg zu machen.

Den Sommer über iſt der Nordweſtwind hier der herrſchende, und bei demſelben regnet es nie; jetzt aber, zu Ende des Octobers, fingen ſchon häufig ſüdliche Winde zu wehen an, und brachten ſchlechtes Wetter und heftige Regengüſſe mit. Das war auch die Urſache, warum wir einige Zeit vergeblich auf die Baidaren und den Profeſſor Eſchſcholtz warten mußten.

Unterdeſſen kam eines Tages zu unſerm großen Erſtaunen ein offenes Boot von ſechs Rudern aus der See in die Bucht herein und legte bei uns an. Es gehörte zu einem engliſchen Schiffe, das auf den Wallfiſchfang ausgegangen war und ſchon ſeit einigen Tagen vor der Bucht herumlavirte, ohne wegen des contrairen Windes hereinkommen zu können. Da der größte Theil der Mannſchaft dieſes Schiffes am Scharbock darnieder lag, hatte der Capitain ſich entſchloſſen, das Boot an's Land zu ſchicken, um friſches Fleiſch für die Kranken zu bringen. Ich ließ es ſogleich damit und mit Gemüſen reichlich verſehen, worauf es dann wieder abfuhr. Am folgenden Tage kam das Schiff ſelbſt in die Bucht und legte ſich in unſerer Nähe vor Anker. An der Art, wie es die Segel einnahm, ſah man, daß es nur noch wenige Leute haben mußte, die Kraft zur Arbeit behalten hatten. Der Capitain, welcher mich bald darauf beſuchte, war ſelbſt äußerſt angegriffen. Seine Unterbefehlshaber lagen zu Bette. Sieben Monate hatte das Schiff an der japaniſchen Küſte die See gehalten, ohne zu landen oder nur in einiger Verbindung mit dem Lande zu ſtehen. Dieſe große Anſtrengung war nicht durch den Fang eines Wallfiſches belohnt worden, obgleich ſich deren an jener Küſte in Menge befunden hatten.

Daß die Mannschaft am Scharbock litt, muß ich einzig der schlechten Nahrung aus unverzeihlicher Oeconomie und der Unreinlichkeit zuschreiben, deren sich die Engländer sonst eben nicht zu Schulden kommen lassen, die aber bei einem so langen, ununterbrochenen Verweilen auf der See endlich schwer zu vermeiden ist. Auf unserem Schiffe hat sich während der ganzen Reise auch nicht die mindeste Spur von dieser furchtbaren Krankheit gezeigt, der in früheren Zeiten so viele Seeleute zum Opfer wurden.

Der Capitain erzählte mir, daß sich eine große Anzahl Wallfischjäger an der japanischen Küste aufhielten, und manche in kurzer Zeit mit reichen Ladungen heimkehrten. Die Hauptbeschwerden, welche sie erleiden, sind die häufigen Stürme, die dort wüthen, und das strenge Verbot, auf japanischem Boden zu landen.

Bekanntlich wollen die Japaner mit andern Nationen, Chinesen und Holländer ausgenommen, nichts zu schaffen haben, und behandeln sie wie Pestkranke, die sich ihnen bei Lebensstrafe nicht nähern dürfen. Sie sehen darin das sicherste Mittel, ihre alten Sitten, bei denen sie sich glücklich fühlen, unverfälscht beizubehalten. Ich habe bei meiner ersten Reise mit dem Admiral von Kruſenstern sieben Monate in Japan zugebracht, und kann versichern, daß Jeder, der Gelegenheit hat, dieses Volk kennen zu lernen, es achten muß, wegen der hohen Stufe vernünftiger Ausbildung, die es ganz durch eigene Kraft, ohne fremden Einfluß, erstiegen hat. Vielleicht ist seine gänzliche Isolirung eine Frucht der Politik seiner, allerdings sehr despotischen Regierung, welche die Verbreitung ihr ungünstiger Ideen fürchten mag.

Einem Wallfischjäger, der sich zu lange an jener Küste aufgehalten hatte, waren alle Lebensmittel und das frische Wasser ausgegangen. In dieser Noth faßte er, ungeachtet ihm das strenge Verbot des Landens bekannt war, den kühnen Entschluß, den Japanern in der Residenz des Kaisers selbst einen Besuch zu machen, und segelte ohne alle Umstände in die Bucht von Jedo hinein, wo er auf Kanonenschußweite von der Stadt die Anker fallen ließ. Man kann sich denken, in welchen Aufruhr diese Erscheinung die Bewohner Jedo's brachte, die noch nie ein europäisches Schiff gesehen

waltiger Strom, gegen den heftigen Sturm ankämpfend, eine furchtbare Brandung verursachte. Glücklicher Weise dauerte die höchste Wuth des Sturmes nur wenig Stunden; doch das war hinlänglich, um vielen Schaden in der Gegend anzurichten. Es fand zugleich eine Ueberschwemmung Statt. Das Wasser verbreitete sich über alle niedrigeren Stellen des Landes mit einer solchen Schnelligkeit, daß unsere Leute kaum Zeit hatten, das Zelt mit den astronomischen Instrumenten in Sicherheit zu bringen. Nach genauem Vergleich der Tageszeit von St. Petersburg und St. Francisco, vermöge der Längen-Differenz, ergiebt es sich, daß die große Ueberschwemmung, welche in St. Petersburg so viel Unheil anrichtete, und diese in Californien, nicht allein an demselben Tage Statt fanden, sondern auch in derselben Stunde ihren Anfang nahmen. Auch mehrere Hundert Meilen weiter nach Westen, auf den Sandwichinseln, hatte zu gleicher Zeit ein eben so starker Sturm gewüthet, so wie abermals Hunderte von Meilen weiter, auf den Philippinen, wo er mit einem Erdbeben verbunden war, durch welches mehrere Häuser einstürzten. In der Bai von Manilla war die Gewalt des Windes so furchtbar gewesen, daß eine französische Corvette, unter Befehl des Capitains Bougainville, eines Sohnes des berühmten Seefahrers, in dem so sicheren Hafen entmastet ward, wie man uns das auf den Sandwichinseln und in Manilla selbst erzählte. Dieser Orkan hat also einen sehr großen Theil der nördlichen Halbkugel unserer Erde zu gleicher Zeit umfaßt, und die Ursache, die ihn hervorbrachte, mag daher wohl außerhalb unserer Atmosphäre gelegen haben.

Da unser Ankerplatz in der Winterzeit bei solchen Stürmen nicht sicher genug war, so benutzten wir am folgenden Tage das gute Wetter und segelten einige Meilen weiter nach Osten in eine kleine, von einer romantischen Landschaft umgebene Bucht, in welcher auch Vancouver gelegen hat und die zu jeder Jahreszeit vollkommen sicher ist. Die Spanier nennen diese Bucht nach einem wohlriechenden Kraute, das an ihren Ufern wächst, Herba buena.

Die Baidaren aus Roß mit unserm Doctor Eschscholtz blieben noch immer aus, und ich hatte wohl Ursache, zu befürchten, daß

ihnen bei dem bösen Wetter ein Unglück zugestoßen sey. Um so größer war meine Freude, als sie am 12. October, 20 an der Zahl, ganz unbeschädigt ankamen und wir unsern Freund gesund und wohl wieder sahen. Die kleine Flottille hatte Roß zwar vor dem Orkan verlassen, war aber glücklicher Weise demselben dadurch entgangen, daß sie früher, als er ausbrach, einen Landungsplatz am Cap de los Reges erreichte und ihn nun dort ruhig austoben ließ. Die Reisenden mußten unterdessen auf dem hohen kahlen Felsen bivouakiren, bei spärlicher Kost und ohne sich gegen das Ungewitter schützen zu können. Indessen hatten die überstandenen Beschwerden den Doctor Eschscholtz nicht entmuthigt, und er war sogleich bereit, mit mir die Reise zur Untersuchung der schon erwähnten Flüsse anzutreten.

Es wurden nun alle Anstalten zu dieser Fahrt getroffen. Wir erhielten auch unsern alten Lootsen Marco wieder, nebst einem Soldaten aus dem Presidio, der sich selbst erbot, uns zu begleiten. Den 18. November war die Witterung günstig und wir traten mit der Barkasse und einer Schaluppe, beide wohl bemannt und mit allen Bedürfnissen versorgt, in Begleitung der aleutischen Flottille die Reise an.

Anfänglich verfolgten wir den uns schon bekannten Weg nach der Mission St. Gabriel. Wir durchschnitten das südliche Wasserbecken der Bucht, arbeiteten uns zwischen den Inseln durch und gelangten in das nördliche. Nun segelten wir in einer östlichen Richtung, wobei uns St. Gabriel in beträchtlicher Entfernung links in Nordosten blieb, und gegen Mittag erreichten wir die gemeinschaftliche Mündung der beiden Flüsse, die sich hier in die Bai ergießen, nachdem wir 30 Meilen von unserem Schiffe zurückgelegt hatten. Die Breite dieser Mündung beträgt anderthalb Meilen, und die Ufer sind auf beiden Seiten derselben hoch, steil und wenig bewaldet. Quer vor ihr liegt eine Untiefe, über welcher nur zwei bis drei Fuß Wasser sind; aber an der östlichen Seite derselben ist das Fahrwasser für Schiffe mittlerer Größe mit voller Ladung tief genug. Der Strom war uns so stark entgegen, daß unsere Ruderer sich sehr anstrengen mußten, der Untiefe vorbei zu kommen. Wir landeten am linken Ufer der Mündung, um ihre geographische Lage

zu bestimmen, deren Breite wir 38° 2′ 4″ und ihre Länge 122°
fanden. Nach dieser Arbeit bestieg ich eine der höchsten Stel
des Ufers, das aus Schiefer, von Quarzschichten unterbrochen,
steht, und erfreute mich einer schönen weiten Aussicht. Im Sü
lag die beneidenswerthe unabsehbare Bai St. Francisco mit
vielen Inseln und Einbuchten; von Norden her schlängelte sich
schöne, große, hier noch nicht getheilte Fluß bald zwischen
steilen Felsen, bald zwischen freundlichen, wenig bewaldeten
hindurch, auf welchen große Heerden Hirsche verschiedener Gat
weideten. Nach allen Richtungen hinaus waren die Landsch
reizend und trugen den Charakter einer üppigen Natur. U
Aleuten zerstreuten sich hier mit ihren kleinen Baidaren und m
Jagd auf das Wild, wovon Land und Wasser bedeckt waren.
solchem Uebermaaß hatten diese leidenschaftlichen Jagdliebha
noch nirgend gesehen. Man hörte immerfort schießen, und
mit Wurfspießen ward Wild erlegt. Die Aleuten sind auf
kleinen ledernen Kähnen so gewandt, wie unsere Kosacken auf
Pferden. Mit der größten Schnelligkeit ihre Beute nach allen
tungen verfolgend, entgeht sie ihnen selten. Weiße und grau
likane, von doppelter Größe unserer Gänse, waren hier in M
Ein Aleute drang mit seiner Baidare in einen Haufen dieser Vö
und erlegte einen mit dem Wurfspieß. Das nahmen die Andern
übel, daß sie über den Mörder herfielen und er schon manche Ohr
feige von ihren Flügeln weg hatte, ehe andere Baidaren ihm
Hülfe kamen. Daß der Pelikan auf diesem Flusse so häufig ist,
weiset seinen Reichthum an Fischen, was auch unser Lootse bes
tigte. Wir selbst bemerkten die springende Bewegung vieler gro
Fische an der Oberfläche des Wassers.

Nachdem die Matrosen einige Stunden ausgeruht hatten,
ten wir unsere Fahrt stromaufwärts fort; aber es war um die
der Ebbe, und beide Strömungen, verbunden, ließen uns nur
wenig fortrücken. Wir landeten daher schon um 6 Uhr, nachd
wir nur wenige Meilen gefahren waren und schlugen unser N
lager auf einer anmuthigen Wiese auf. Der Fluß, der noch imm
wie früher, von Norden herkam, war hier eine Meile breit und
länglich tief für die größten Schiffe.

Am folgenden Morgen verließen wir unſer Lager mit Tagesanbruch und ſegelten, von Fluth und Wind begünſtigt, in faſt ganz nördlicher Richtung raſch vorwärts. Der Fluß veränderte nunmehr ſein Anſehen. Seine Breite änderte ſich von einer bis auf zwei und drei Meilen. Manchmal kamen wir auch in große, runde Becken, die viele Meilen im Umfang hatten und von herrlichen Landſchaften umgeben waren. Auch ſegelten wir niedlichen, mit hohen, ſchön belaubten Bäumen geſchmückten Inſeln vorbei und fanden überall hinlängliche Tiefe für große Schiffe. Die ſteilen Ufer wechſelten mit reizenden Ebenen ab, wo im Schatten von Eichenhainen Hirſche weideten. Es war in der That, ſelbſt zu dieſer Jahreszeit, eine ſehr anmuthige Fahrt.

Als wir 18 Meilen von unſerm Nachtlager und 23 von der Mündung an gerechnet vorgerückt waren, befanden wir uns an der Stelle, wo die beiden Flüſſe ſich vereinigen. Der eine kömmt von Oſten und der andere von Norden her. Den Erſteren nennen die Spanier Pescadores. Er nimmt tiefer im Lande noch zwei Flüſſe in ſich auf, die, nach Ausſage unſeres Lootſen, ebenfalls breit und tief ſeyn ſollen, und denen die Miſſionaire die Namen St. Joachim und Jeſus Maria gegeben haben. Bis in dieſe Flüſſe, deren Ufer ungemein fruchtbar und früher ſtark bevölkert geweſen ſeyn ſollen, haben die geiſtlichen Herrn Fahrten gemacht, um die Indianer auf ihre Weiſe zu bekehren, und ſich Arbeiter für die Miſſionen zu verſchaffen. Jetzt, nachdem ein Theil bekehrt worden, und der andere aus Furcht vor der Bekehrung ſich tiefer ins Land geflüchtet hat, ſollen dort auch keine Menſchen mehr zu haben ſeyn. Die Gegend, in der wir uns ſo eben befanden, ſoll ein zahlreicher Stamm, Korekines genannt, bewohnt haben, von dem gegenwärtig, aus gleicher Urſache, ebenfalls keine Spur mehr vorhanden iſt.

Da der Fluß Pescadores ſchon befahren war, ſo lenkte ich in den andern, der aus Norden kömmt und dem der Name Sacramento beigelegt iſt. Nachdem wir ihn einige Meilen hinauf gefahren waren, zwang uns gegen Mittag ein heftiger contrairer Wind, an's Ufer zu gehen und wir fanden hier die Breite 38° 22'.

Der Wind ward immer ſtärker, ſo daß für heute keine Ausſicht

lichen Ufer, wo wir uns jetzt befanden, war 38° 27' und
Länge 122° 10'.

Das war denn auch der Culminationspunkt unſerer
Entdeckungsreiſe. Die ungünſtige Witterung erlaubte uns
weiter zu gehen. Auch verſicherte unſer Lootſe, daß es zu
Jahreszeit wegen des vielen Regens, der den Fluß anſchwe
die Strömung verſtärkt, nicht möglich ſey, viel weiter zu gel
da die Gewalt des Waſſers immer zunehme. Wen das Sc
im Sommer hierher führt, wo dieſe Hinderniſſe wegfallen,
unſere Unterſuchungen alſo fortſetzen.

In der Nähe unſeres Landungsplatzes ſchienen ſich
Indianer aufgehalten zu haben. Wir fanden eine, in die Erd
ſteckte Stange mit einer Windfahne von Federn, einige Stell
Feuer geweſen war, und die leichte Aſche noch die Kohlen be
auch zwei aus Schilfbündeln gemachte indianiſche Kähne.
Lootſe nannte mir zwei Stämme, Tſchupukanes und Hul
welche früher dieſe Gegend bewohnt haben ſollen und vielleicht
einzelne Streifzüge hieher machen. Jetzt ſah man auf den ſu
gen Inſeln ihre Rauchſäulen aufſteigen. Sie benutzen die hö
Punkte derſelben zu ihren Wohnungen.

Die majeſtätiſche Bergkette der Sierra Nevada zeigte ſi
hier am ſchönſten. Der ganze öſtliche Horizont war m
hohen Eismaſſen begrenzt, und vor ihnen lag das niedrige La
ein grünes Meer ausgebreitet. Von der Bai St. Francisco
iſt die Sierra Nevada nirgend ſichtbar; ſo bald man aber üb
Stelle hinaus iſt, wo der Pescadores und der Sacramento ſi
einigen, erblickt man ſchon einen Theil dieſes Gebirges.

Der Tag verſtrich uns wieder unter den Vergnügungen
Jagd, und es wurden mehrere Hirſche geſchoſſen, deren Fleiſch
ſehr wohlſchmeckend fanden. Während der Nacht wurden wir
den kleinen Wölfen geſtört, die auch hier in Menge vorhanden
Sie ſtahlen uns einige Stücke Hirſchfleiſch.

Am frühen Morgen ſchickten wir uns zur Rückfahrt an,
verließen bald dieſe ſchönen fruchtbaren Gegenden, wo viele Tau

Familien in Ueberfluß leben könnten, die aber bei aller Pracht und Ueppigkeit, durch den gänzlichen Mangel an Bewohnern, doch einen unangenehm schauerlichen Eindruck machen, der durch den Gedanken an die Ausrottung der Indianer vermehrt wird.

Während der Rückfahrt sondirten wir fleißig, und fanden die Tiefe in der Mitte des Flusses fortwährend 15, 17 bis 20 Faden, in der Mündung aber nur 4 bis 5 Faden.

Den 23. November langten wir wieder auf unserm Schiffe an, beladen mit Hirschfleisch für die ganze Mannschaft. Capitain Lasaref war unterdessen mit seiner Fregatte angekommen. Er hatte auf dem Wege von Neu-Archangel bis St. Francisco fast unaufhörlich mit Stürmen zu kämpfen gehabt.

Ich hatte nur auf seine Ankunft gewartet, um Californien zu verlassen, weil wir durch ihn nach dem Vaterlande schreiben konnten. Deshalb ward unser Schiff jetzt sogleich in segelfertigen Stand gesetzt, das Logger am Lande abgebrochen und sammt den astronomischen Instrumenten an Bord gebracht. In der letzten Nacht, die unsere Leute auf dem Lande zubrachten, tödteten sie ein Stinkthier, das sich in eines der Zelte geschlichen hatte, um etwas zu erhaschen. Dieses Thier, welches an Größe und Gestalt einer Katze ähnlich ist, verbreitet einen solchen widerlichen Geruch, daß es nicht möglich ist, in seiner Nähe auszuhalten. Hunde, die zuweilen diese Thiere anfallen und beißen, sollen den Gestank gar nicht los werden können und in der größten Wuth so lange mit der Nase in der Erde herum wühlen, bis das Blut herausstürzt. Es sind die Kalusschen unter den Thieren.

Am Morgen des 25. Novembers, als die Ebbe eintrat, lavirten wir bei Nordwestwinde, der hier regelmäßig schönes Wetter bringt, aus der Bai St. Francisco heraus. Das Meer war durch die häufigen Südweststürme, die kürzlich geweht hatten, noch sehr aufgeregt, so daß es hohe Wellen in den Canal, der es mit der Bai verbindet, warf; weshalb das Schiff, von dem aus dem Canal laufenden starken Strom gegen diese Wellen getrieben, so stark beunruhigt wurde, daß die Wirkung des Steuerns aufhörte, wodurch

wir nahe daran waren, an eine Klippe geſchleudert zu werden. Ich rathe jedem Seefahrer, nur dann aus dieſer Bai zu ſegeln, wenn das Waſſer im Canal ruhig iſt, welches gewöhnlich eintrifft, wenn der Wind mehrere Tage anhaltend aus Nordweſt gewehet hat.

Nach den von uns wiederholt angeſtellten Beobachtungen liegt das Preſidio von St. Francisco in der Breite von 37° 48′ 33″ und 122° 22′ 30″ Länge. Die Declination der Magnetnadel war 16° 00′ 00″ öſtlich.

Das Mittel unſerer Beobachtungen in der Bai gab für die Zeit der hohen Fluth, im Neu- und Vollmonde, 11 Stunden, 20 Minuten. Die größte Differenz der Waſſerhöhen ging bis auf 7 Fuß. Die Flüſſe, welche ſich in die Bai ergießen, haben auf die Zeit der Ebbe und Fluth einen ſtarken Einfluß, ſo daß die Ebbe acht Stunden dauert und die Fluth nur vier.

XII.

Die Sandwichinseln.

Als wir die Küste Californiens aus dem Gesichte verloren hatten, richteten wir unsern Cours nach Süden, um so schnell als möglich den Passatwind zu erreichen und alsdann gerades Weges nach den Sandwichinseln zu segeln. Ein fortwährend starker Nordwest begünstigte diese Fahrt sehr, so daß wir schon am 3. December in der Länge von 133° 58′ den Wendezirkel des Krebses durchschnitten, den Passatwind gewannen, vermittelst desselben unsern Lauf westlich nahmen, und uns einbildeten, hier in der Tropenregion keinen Stürmen mehr unterworfen zu seyn. Darin hatten wir uns aber für dieses Mal sehr geirrt. Bereits am 5. begann der Wind mit großer Heftigkeit aus Südost zu wehen, so daß wir gezwungen waren, alle Segel einzunehmen. Den 6. ging der Sturm mit gleicher Stärke nach Westen über und den 7. nach Norden. Aus dieser Gegend erhielten wir die allerheftigsten Windstöße; aber nun klärte sich der Himmel auch bald auf und der Sturm legte sich. Am 8. gegen Abend trat der hier gewöhnlich herrschende Passatwind wieder ein. Ich erwähne dieser Stürme nur, weil sie zwischen den Wendezirkeln, in so großer Entfernung vom Lande, fast beispiellos sind, besonders der aus Westen. Aber dieses Jahr schien überhaupt ganz aus dem gewöhnlichen Geleise getreten zu seyn, und brachte eine Menge zerstörender Naturbegebenheiten hervor, über die man allenthalben klagte, wo wir hinkamen.

Nachdem das Wetter so gegen uns gewüthet hatte, blieb es nun freundlich, und unsere Fahrt ging unter dem herrlichen tropischen Himmel rasch und angenehm von Statten. Das Segeln zwischen den Wendekreisen hat in der That einen eignen Reiz, weshalb es auch von allen Seefahrern so hoch gepriesen wird. Ein alter englischer Schiffscapitain, dessen Bekanntschaft ich während dieser Reise machte, versicherte, daß er sich kein höheres Glück für den Rest seiner Lebenszeit denken könne, als ein gutes, schnell segelndes Schiff zu besitzen, einen leckeren Tisch zu führen, und immerfort zwischen den Tropen herum zu fahren, ohne jemals zu landen. Ich gestehe, daß diese ächt seemännische Aeußerung mit meinen Neigungen nicht übereinstimmt. Mir ist bei meinen Reisen immer schon der bloße Anblick des Landes erfreulich gewesen. Wenn gleich das Führen eines Schiffes durch ferne Meere, im Kampf mit dem unbeständigen Elemente, mir nicht unintereſſant war, so reizte mich doch vorzüglich die Bekanntschaft mit fremden Ländern und ihren Bewohnern, und ich habe die Seefahrten immer als eine Beschwerde um diesen Lohn betrachtet. Vielleicht bin ich auch nicht zum Seemann geboren. Wenigstens war meine Erziehung nicht darauf berechnet und nur der Zufall machte mich im funfzehnten Jahre dazu.

Nachdem wir der Hauptinsel in der Sandwichgruppe, O Wahi mit ihrem weltberühmten Riesenberge Mou-na-roa, während der Nacht vorbeigesegelt waren, erblickten wir am 13. bei Tagesanbruch die in Westen von ihr liegende hohe Insel Muwe, und setzten unsern Lauf längs der nördlichen Küste dieser und der nächst folgenden Insel Morotai, nach der Insel Wahu, wo wir landen wollten, fort. Der Anblick eines Tropenlandes ist immer sehr erfreulich, wenn gleich diese Küsten durchgängig aus sehr hohen Lavagebirgen bestehen, große, mehrentheils kahle Felsenmassen sich wild über einander thürmen, und den Seefahrer über die Fruchtbarkeit des Landes in Zweifel lassen. Desto angenehmer ist er überrascht, auf den südlichen Seiten der sämmtlichen Inseln dieser Gruppe, ganz im Gegensatz mit den nördlichen, lauter höchst freundliche Gegenden mit üppiger Vegetation anzutreffen.

In der Mitte des Canals zwischen den Inseln Muwe und

Morotai liegen zwei kleine unbewohnte Inseln, die unbegreiflicher Weise auf Vancouver's Karte nicht angezeigt sind. Wir bemühten uns, ihre Lage so genau als möglich zu bestimmen.

Um 4 Uhr Nachmittags erhob sich die hohe, aus gelben Felsen bestehende Ostspitze der Insel Wahu deutlich über unseren Horizont. An ihrer südlichen Seite liegt der sichere Hafen Hanaruro, den wir vor Anbruch der Dunkelheit nicht mehr erreichen konnten, weshalb wir uns die Nacht zwischen den Inseln Morotai und Wahu aufhielten. Am Morgen fuhren wir längs der südlichen Küste Wahu's hin, und nachdem wir das Vorgebirge, auf welchem der zuckerhutförmige, sogenannte Diamantenberg steht, umschifft hatten, erblickten wir plötzlich den Hafen, in welchem eine Menge Schiffe von verschiedener Flagge lagen, mit seiner reizenden Umgebung.

Hier muß ich ein Paar Bemerkungen einschalten, welche für Seefahrer, die mit diesem Gewässer nicht genau bekannt sind, von Nutzen seyn können. Wer nämlich gezwungen ist, bei trübem Wetter, oder in der Nacht, zwischen den Inseln Wahu und Morotai zu segeln, nehme Rücksicht auf den starken Strom, der hier das ganze Jahr hindurch nach Nordwesten geht; und wer die östliche Spitze Wahu's umschifft, um nach Hanaruro zu segeln, entferne sich nicht weiter, als drei Meilen von der Küste, weil in einer größern Entfernung mehrentheils Windstille herrscht, dahingegen in der Nähe vom Lande regelmäßig am Morgen ein frischer Landwind und vom Mittag bis zum Abend ein frischer Seewind weht.

Hinter dem durch Korallenriffe vor den Meereswellen geschützten, sicheren Hafen sieht der ankommende Seefahrer die sogenannte Stadt Hanaruro, in unregelmäßigen Reihen von Wohnungen, auf einer Ebene ausgebreitet liegen. Zwischen den Hütten verschiedener Gestalt erheben sich hie und da nach europäischer Art von Stein erbaute Häuser. Erstere verbergen sich bescheiden unter dem kühlenden Schatten von Palmen, Letztere treten stolz hervor in die brennende Sonne und blenden das Auge mit ihrem weißen Kalkanwurf. Hart am Ufer liegt die mit Kanonen bepflanzte Festung, ein Viereck von starken Mauern, und auf derselben weht die buntgestreifte Nationalflagge der Sandwichinseln. Ueber die Stadt hinaus

erhebt sich das Land amphitheatralisch und gewährt mit seinen Anpflanzungen von Tarrowurzeln, Zuckerrohr und Bananen einen ungemein reizenden Anblick, den das steil und wild bis in die Wolken reichende, mit großen Bäumen dicht bewachsene Gebirge begrenzt. Dieses schöne Panorama läßt auch keinen Zweifel über die große Fruchtbarkeit der Insel Wahu, die ihr die Benennung des Gartens der Sandwichinseln erworben hat.

Als wir uns dem Hafen näherten, ließ ich, durch das gewöhnliche Zeichen, einen Lootsen verlangen. Bald darauf sahen wir ein Boot von europäischer Bauart auf uns zukommen. Es ward von nackten Kanackas, wie die niedrigste Volksclasse hier benannt wird, gerudert, der Lootse saß am Steuer und war völlig nach unserer Weise gekleidet. Als er das Schiff bestieg, erkannte ich in ihm den Engländer Alexander Adams, der, als ich früher mit dem Rurik hier war, das dem Könige Tameamea gehörige Schiff Kahumanna befehligte und jetzt Lootsdirector war. Der Wind erlaubte uns nicht, gleich in den Hafen zu laufen; nach einigen Stunden aber ward er günstig und wir kamen mit Hülfe des geschickten Lootsen durch den schmalen, schlangenförmigen Canal glücklich hinein. Sehr große Schiffe können ihn nicht passiren, und das unserige war das größte, welches je durch ihn gefahren ist.

Die Schiffe, die wir im Hafen antrafen, waren theils englische und amerikanische Wallfischjäger, welche hier angelegt hatten, um sich mit frischen Lebensmitteln zu versehen, theils solche, die nach der Nordwestküste von Amerika gehen wollten, um dort Felle einzuhandeln, oder von dort kamen und hier gleichfalls Station machten. Einige, mit chinesischen Erzeugnissen aus Canton, waren sogar für die Sandwichinseln selbst bestimmt, wo sie guten Absatz finden. Auch ein französisches Schiff lag hier, das, mit Quincaillerien geladen, von Bordeaux nach Chili, Peru und Mexico gegangen war und den Rest seiner Ladung hierher brachte. Alle Capitains von diesen Schiffen besuchten mich, in der Hoffnung, Neuigkeiten aus Europa zu erfahren; aber Viele hatten es später verlassen, als wir, und theilten uns ihre Londoner Zeitungen mit.

Wenn man bedenkt, daß kaum funfzig Jahre verflossen sind,

dieſe Inſeln durch Cook bekannt wurden, daß ihre Bewohner als noch ganz das waren, was wir Wilde nennen, daß ſie nämvon unſeren Sitten, Einrichtungen und Gebräuchen, von unſern dungen, Künſten und Wiſſenſchaften keinen Begriff hatten und Art zu leben daher von der unſerigen völlig abwich: ſo wird freudig erſtaunen, nach Verlauf eines ſo kurzen Zeitraums, Hafen von Hanaruro ganz für einen europäiſchen anſehen nnen und durch nichts, als höchſtens die etwas mangelhafte ung der Eingeborenen, an die Neuheit ihrer Bekanntſchaft mit innert zu werden.

Es kann meinen Leſern nicht unintereſſant ſeyn, in einer kurzen ellung der Geſchichte dieſes Volkes ſeine raſchen Fortſchritte Cultur zu verfolgen, durch welche es ſich den Europäern vielſchon gleich geſtellt hätte, wenn nicht ungünſtige Umſtände einen wären, deren Einfluß es davon zurückhalten wird, bis r ein Herrſcher, wie Tameamea war, an ſeiner Spitze ſteht te überwindet.

Die eilf Inſeln, welche Cook nach ſeinem Protector, dem Grafen Sandwich, benannt hat und welche dieſe Benennung behalten , da ihre Bewohner ſie durch keinen gemeinſchaftlichen Nabezeichnen, liegen bekanntlich zwiſchen dem 19. und 22. Grad cher Breite. Sie ſind alle ſehr hoch und vulkaniſcher Natur. hi, die öſtlichſte, übertrifft die übrigen weit an Größe. Sie Meilen lang und 75 breit. Es befinden ſich drei Berge auf die ſich mit den höchſten in der Welt meſſen können. Das dieſer Inſeln iſt vorzüglich ſchön und äußerſt geſund. Die hl ihrer Bewohner ſchätzte Capitain King auf 400,000. Ge- Farbe, Sprache und Sitte bezeugten ihre Verwandtſchaft mit übrigen Inſulanern des großen Oceans, von denen ſie doch keine de mehr hatten.

Ihre ältere Geſchichte beſteht aus Sagen, die bis zur erſten lkerung dieſer Inſeln hinauf ſteigen, mit Fabeln durchwebt und noch in keiner Reiſebeſchreibung vorkommen. Ich habe ſie fältig aus den Erzählungen des angeſehenſten und verſtändigſten nes in Hanaruro, meines Freundes Karemaku geſammelt,

wobei der Spanier Marini, der sich schon lange hier aufgehalten hat, zu besserer Verständigung als Dolmetscher diente.

Zufolge dieser hier unlängst noch allgemein geglaubten Sagen waltete der mächtige Geist Etua Rono über diese Inseln, ehe sie noch von Menschen bewohnt waren. Er konnte keine hervor bringen, so gern er sein Land bevölkert gesehen hätte. Das machte ihn sehr traurig und er vergoß auf dem Mou-na-roa Ströme von Thränen. Selbst seine zärtliche Gemahlin, die schöne Göttin Opuna, war nicht im Stande, ihn zu trösten. Endlich erhörte ihn das Schicksal. An der Südostspitze von O Wahi strandeten zwei Böte mit einigen Familien, welche Schweine, Hühner, Hunde und verschiedene eßbare Wurzeln mitbrachten. Man zeigt noch jetzt den auf den Felsen abgedrückten Fußtapfen des ersten an's Land gestiegenen Mannes. Rono war eben abwesend. Er fing bei den nördlichen Inseln Fische für seine Gemahlin. Diesen Umstand benutzte der ihm untergebene Feuergott, welcher die Menschen nicht liebte, um einen Versuch zu machen, sie davon zu jagen. Er ging mit grimmiger Gebehrde auf sie zu und fragte, wo sie herkämen. Die Antwort war: „Wir kommen aus einem Lande, wo es „Schweine, Hunde, Cocosnüsse und Brodfrucht in Menge giebt. „Ein heftiger Sturm hat uns verschlagen, als wir unsere Nachba„ren besuchen wollten und fünf Mal hat sich der Mond verwan„delt, bis wir hier angelangt sind." Sie baten nun um die Erlaubniß, sich hier ansiedeln zu dürfen, die ihnen der Feuergott grausam versagte und unerbittlich blieb, obgleich sie ihm ein Schwein zu opfern versprachen. Da bemerkte Rono einen fremdartigen Geruch von OWahi her, kehrte plötzlich dahin zurück und war nicht wenig von dem Anblick der Menschen überrascht. Sein freundliches Ansehen flößte ihnen Vertrauen ein. Sie wandten sich nun mit ihrer Bitte an ihn und erzählten ihm, wie hartherzig der Feuergott sie verweigert habe. Da ergrimmte Rono so, daß er den Feuergott in den Krater Kairuo, der sich an der Seite des Mou-naroa befindet, warf, wo er noch bis auf diesen Augenblick wüthet. Die Menschen, welche nun ruhig auf O Wahi lebten und durch große Opferfeste dem sie schützenden Etua Rono ihre Liebe und Dankbarkeit zu beweisen strebten, vermehrten sich sehr stark. Bald

nun auch zu Ehren Rono's die jährlichen feierlichen Spiele
bnet, Makahiti genannt, die aus verschiedenen Leibesübun-
faustkämpfen und kriegerischen Evolutionen bestanden. Wer den
davon trug, ward bekränzt und war beim Mahle König des
. Von O Wahi aus wurden nach und nach auch die andern
. bevölkert, und die Anzahl der Götter vermehrte sich, die in-
alle unter Etua Rono standen.

Lange Zeit lebten die Menschen in Frieden und Eintracht un-
ono's segensvollem Schutze, und nichts schien ihr Glück stö-
können, als sich plötzlich eine traurige Begebenheit ereignete.
Göttin Opuna, Rono's schöne Gemahlin, ließ sich herab,
Mann von O Wahi durch ihre Gunst zu beglücken. Der
Eifersucht bis zur Wuth entflammte Gemahl stürzte sie von
hohen Felsen hinab, daß sie zerschmettert zu Boden fiel.
Kaum hatte er diese That vollbracht, als er sie auch schon
te, wie ein Verzweifelter umher lief und allen Menschen, die
egegneten, Rippenstöße und Ohrfeigen austheilte. Das Volk,
Erstaunen über die Veränderung des Gottes, fragte ihn nach
rsache derselben, und er rief im schmerzlichsten Gefühle aus:
habe, was mir das Liebste war, gemordet!" Den Leichnam
puna trug er in den Marai an der Bucht Karekakua
lieb lange dort in tiefer Trauer versunken. Endlich beschloß
Diese Inseln zu verlassen, wo ihn Alles an die glückliche Zeit,
mit seiner Gemahlin verlebt hatte, erinnerte. Das Volk,
er sein Vorhaben bekannt machte, ward dadurch in den tiefsten
mer versetzt. Er suchte es durch das Versprechen zu trösten,
er dereinst auf einer, mit allem, was der Mensch wünschen
, im Ueberfluß versehenen, schwimmenden Insel wiederkommen
seine Lieblinge durch die mitgebrachten Geschenke beglücken
. Darauf setzte er sich auf ein Fahrzeug von ganz besonderer
art, und segelte nach einem fernen, fremden Lande.

Mit Rono's Verschwinden hörte das goldene Zeitalter dieser
In auf. Jetzt entstanden Streitigkeiten und Kriege. Die An-
der Götter ward noch viel größer, aber ihr Einfluß war nicht
so beglückend, als da sie noch unter dem allverehrten Ober-

gotte ſtanden. In dieſer Zeit entſtanden auch die Menſchenopfer und andere Gebräuche mehr, die in der glücklicheren Vergangenheit unbekannt waren. Doch enthalten die Sagen keine Spur, daß die Bewohner der Sandwichinſeln jemals Cannibalen geweſen wären.

Ueber einen langen Zeitraum wußte nun Karemaku nichts zu ſagen, bis wieder eine merkwürdige Begebenheit eintrat. Ein Boot mit fünf weißen Männern landete in der Karekakua-Bai, nahe am Marai, wo Opuna ruhte. Sie ſchienen den Eingebornen Weſen höherer Art zu ſeyn, und wurden daher nicht gehindert, Beſitz von dem Marai zu nehmen, an welchem heiligen Orte ſie nicht allein vor Verfolgung ſicher waren, ſondern auch an Lebensmitteln keinen Mangel leiden konnten, da den dort aufgeſtellten Götzenbildern täglich Speiſeopfer gebracht wurden. So lebten ſie ſehr behaglich, und da ſie ihren Weg gerade nach dem Marai genommen hatten, auch die Geſchichte Opuna's, durch ein Lied verewigt, dem Volke allgemein bekannt war, ſo wurden ſie bald für Abgeſandte Rono's gehalten, denen er die Bewachung des Grabes ſeiner geliebten Gemahlin aufgetragen habe. Dieſe Meinung erwarb ihnen eine noch größere Verehrung, als ſelbſt den Götzen erwieſen wurde. Die Prieſter allein hatten das Recht, ſie mit allen ihren Bedürfniſſen zu verſehen, und übten dieſe heilige Pflicht auf's ſorgfältigſte aus; das Volk durfte nicht einmal in die Nähe des Marai kommen. Indeſſen ward den weißen Männern in ihrer Abgeſchiedenheit die Zeit bald zu lang. Sie knüpften einen vertrauteren Umgang mit den Prieſtern an und verrichteten mit ihnen gemeinſchaftlich die heiligen Gebräuche im Marai. Endlich traten ſie ſogar unter das Volk; und obgleich dieſes ſich nun überzeugte, daß ſie wirkliche, nur der Farbe nach von ihnen verſchiedene Menſchen waren, ſo blieben ſie doch, durch ihre Klugheit und ihre guten Sitten, in hohem Anſehen. Man gab ihnen die vornehmſten Mädchen zu Weibern, und Jeder von ihnen ward Beherrſcher einer Inſel. Die Nachkommenſchaft dieſer Fremden, ſagte Karemaku, zu welcher die mehreſten Eri's (der Adel) gehören, zeichnet ſich bis auf dieſen Augenblick durch ihre weißere Farbe aus. Auch unterſcheiden ſich hier wirklich die Eri's, wie in Tahaïti, von der niederen Volksclaſſe durch Größe und vortheil-

hafteren Körperbau, wozu ſich bei Vielen die minder braune Farbe geſellt.

Die weißen Ankömmlinge waren es auch, die auf dieſen Inſeln die Helme und kurzen Mäntel einführten, welche Cook und King beſchrieben haben. Anfänglich erſchienen nur die Könige in dieſer Tracht; zu Cook's Zeit war ſie aber ſchon unter den Jeri's verbreitet. Jetzt, da europäiſche Moden die einheimiſchen ganz verdrängt haben, zeigt man ſie nur noch den Fremden als Andenken an die Vergangenheit. Der Helm iſt von Holz, mit kleinen gelben und rothen Federn ganz bedeckt, mit einem beweglichen Viſir verſehen, und mit einem hohen Federbuſch geziert, ſo daß er, der Form nach, denen aus unſern Ritterzeiten vollkommen gleicht. Eben ſo iſt der, in Ermangelung von gewebten Zeugen, aus Federn künſtlich zuſammengeſetzte, kurze Mantel eine treue Nachbildung deſſen, den unſere Ritter trugen. Dadurch iſt denn wohl hinlänglich erwieſen, daß die auf O Wahi gelandeten weißen Männer wirklich Europäer waren, und daß wir, wenigſtens mit einem großen Theil der vornehmeren Sandwichinſulaner näher verwandt ſind, als mit den übrigen Bewohnern der Südſee.

Mit der Ankunft dieſer weißen Menſchen fängt erſt eine Art Zeitrechnung an, und man zählt auf O Wahi von dem weißen Könige an, bis auf Tameamea, ſieben, die einander in der Herrſchaft gefolgt ſind. In dieſer Periode, jedoch lange vor Cook, ſollen zwei Fahrzeuge an der Nordoſtſeite von O Wahi geſtrandet ſeyn. Was aus den auf ihnen befindlich geweſenen Menſchen geworden iſt, darüber ſind die Traditionen nicht übereinſtimmend. Nach einer ſind ſie bei dem Schiffbruch umgekommen, nach einer andern von den Eingeborenen getödtet worden. Nur noch eines Schiffes erwähnte Karemaku, das in der Ferne geſehen worden, und obgleich ſowohl bei O Wahi, als bei Muwe, eiſerne Schiffsanker gefunden ſind, die hinlänglich beweiſen, daß dort Schiffe gelegen haben oder verunglückt ſeyn müſſen, ſo wußte er doch nichts von ihnen zu ſagen. Sehr wahrſcheinlich iſt es übrigens, daß den Spaniern, welche oft aus ihren Entdeckungen in der Südſee ein Geheimniß machten, das Daſeyn dieſer Inſeln ſchon vor Cook bekannt war.

Mit dem Jahre 1778, da Cook ſie entdeckte und ihnen ſchon erwähnt worden, den Namen des damaligen erſten Lords Admiralität gab, fängt erſt ihre eigentliche Geſchichte an. Damals waren ſie nicht, wie jetzt, ſämmtlich einem einzigen Könige unterworfen, ſondern jede Inſel hatte ihren beſondern Beherrſcher, der Eri-rahi genannt wurde; volle Macht über Leben und Tod ihrer Unterthanen hatte, und dem diejenigen von ihnen, welche Beſitz von Ländereien waren, einen Tribut zahlen mußten. O Wahi, wo Cook umkam, regierte damals Teraiopu, ihm Terreobu genannt.

Der Begleiter Cook's, Capitain King, giebt folgende Beſchreibung von den Sandwichinſulanern: „Sie ſind im Allgemeinen von mittlerer Größe *) und wohl gewachſen. Ihr Gang und ihre Bewegungen ſind anmuthig. Sie laufen mit Leichtigkeit und können große Beſchwerden ertragen. Die Männer ſtehen indeſſen an Kraft und Gewandtheit den Bewohnern der Freundſchaftsinſeln ein wenig nach, und die Weiber ſind nicht von ſo zartem Gliederbau, wie die Tahaïtierinnen. Ihre Farbe iſt ein wenig brauner, und ſie ſind nicht ſo hübſch, als die Tahaïtier; indeſſen haben die Geſichtszüge eines großen Theils beiden Geſchlechtern etwas Angenehmes und Offenes; beſonders nehmen die ſchönen Augen und Zähne der Weiber, und ihr lebhafter, gefühlvoller Blick ſehr für ſie ein. Ihr Haar iſt ſchwarz, nicht ſo glatt wie bei den amerikaniſchen Wilden, und nicht ſo kraus wie bei den Negern in Afrika, ſondern es wechſelt innerhalb dieſer Grenzen, faſt wie bei uns.“

„Auch hier zeichnen ſich die Jeri's durch ihre Geſtalt vortheilhaft aus, wie auf den andern Südſeeinſeln. Alle, die wir geſehen haben, waren vollkommen wohl gebaut. Auch ſind ſie ſelten mit den Geſchwülſten und Geſchwüren behaftet, die man bei der niederen Volksclaſſe häufig bemerkten, und dem Salze zuſchrieben, mit dem ſie das Fleiſch und die Fiſche

*) Das kann höchſtens von der niederen Volksclaſſe verſtanden werden; Jeri's ſind faſt durchgängig ſo groß, wie die auf O Tahaiti.

„ten; dagegen thut der unmäßige Gebrauch des Ava-Getränkes „(deſſen ſich die Leſer von Tahaïti her erinnern werden) ihnen vie„len Schaden. Bei denen, welche am meiſten dadurch litten, war „der ganze Körper ſehr mager und mit einem weißen Ausſchlag „bedeckt. Die Augen waren roth und entzündet. Sie zitterten „ſtark und konnten den Kopf kaum in die Höhe heben. Nicht bei „Allen verkürzt dieſes Getränk das Leben; denn Teraiopu, Kau „und einige andere Befehlshaber waren ſehr alt, aber es führt im„mer ein frühzeitiges, ſieches Alter herbei. Glücklicher Weiſe iſt „der Genuß deſſelben einer der ausſchließlichen Vorzüge der Befehls„haber. Der Sohn des Teraiopu, ein Knabe von zwölf Jahren, „prahlte oft damit, daß er das Recht erhalten habe, Ava zu trinken, „und zeigte mit vieler Zufriedenheit eine kleine Stelle auf ſeiner „Lende, wo der Ausſchlag ſchon zu bemerken war.“

„Ungeachtet des großen, unerſetzlichen Verluſtes, den die plötz„lich aufgeregte Empfindlichkeit und die Gewaltthätigkeit der Sand„wichinſulaner uns verurſacht hat (Cook's Tod), muß ich, um „ihrem Betragen im Allgemeinen Gerechtigkeit widerfahren zu laſ„ſen, ſagen, daß ihre Gemüthsart ſehr ſanft und wohlwollend iſt, „und daß ſie weder ſo leichtſinnig und flatterhaft, als die Tahaïtier, „noch ſo ernſt und zurückhaltend, als die Freundſchaftsinſulaner „ſind. Sie ſcheinen unter ſich in dem beſten Vernehmen und auf „einem ſehr freundſchaftlichen Fuße zu leben. Wir bewunderten „die Zärtlichkeit und große Sorgfalt, mit der die Weiber ihre „Kinder behandelten. Oft halfen ihnen die Männer bei dieſen „häuslichen Beſchäftigungen mit einer zuvorkommenden Willfährig„keit, die ihren Herzen Ehre macht.“

„Wenn man indeſſen von der Achtung, welche das weibliche „Geſchlecht bei ihnen genießt, auf ihre Civiliſation ſchließen wollte, „welches die ſicherſte Art iſt, ſolche zu beurtheilen, ſo könnte man „nicht annehmen, daß ſie weit vorgeſchritten ſey. Es iſt den Wei„bern nicht allein verboten, mit den Männern zuſammen zu eſſen, „ſondern auch die beſten Speiſen ſind ihnen verſagt. Sie dürfen „Schweinefleiſch, Schildkröten, mehrere Gattungen von Fiſchen und „einige Arten von Bananen nicht genießen, und man hat uns geſagt,

„daß ein armes Mädchen grauſam geſchlagen wurde, weil ſie auf unſerem Schiffe eine dieſer verbotenen Speiſen genoſſen hatte. Die Frauenzimmer ſchienen gewöhnlich in Abgeſchiedenheit zu leben, und obgleich wir niemals geſehen haben, daß ſie übel behandelt wären, ſo iſt es doch gewiß, daß man wenig Achtung für ſie hatte.“

„Wir wurden jedesmal mit vieler Freundſchaft und Gaſtfreiheit empfangen, wenn wir an's Land kamen. Faſt immer betrug man ſich gegen uns auf die liebenswürdigſte Art. So bald wir an's Land traten, wetteiferten die Einwohner mit einander, uns die erſten Geſchenke darzubringen, uns Speiſen zu bereiten und uns Merkmale ihrer Achtung zu geben. Die alten Leute vergoſſen Freudenthränen, und waren ſehr zufrieden, wenn ſie die Erlaubniß erhielten, uns zu betaſten, wobei ſie zwiſchen uns und ihnen Vergleichungen anſtellten, die ihre große Beſcheidenheit und Demuth bezeugten.“

„An Geiſtesfähigkeit ſcheinen die Sandwichinſulaner in keiner Hinſicht andern Völkern nachzuſtehen. Ihre Fortſchritte im Feldbau und die Vollendung ihrer Handarbeiten ſind ihrer Lage und den Vortheilen, welche die Natur ihnen gewährt, ganz angemeſſen. Die angeſtrengte Aufmerkſamkeit, mit welcher ſie unſere Schmiedearbeit anſahen, und die verſchiedenen Mittel, die ſie noch vor unſerer Abreiſe erfanden, um dem Eiſen, das ſie von uns erhalten hatten, die gehörige Geſtaltung zu ihren Bedürfniſſen zu geben, bezeugten uns hinlänglich ihre Gelehrigkeit und Induſtrie.“

„Unſer unglücklicher Freund, Kancena (er ward von den Engländern, gegen die er ſich nie anders, als höchſt freundſchaftlich betrug, erſchoſſen), hatte einen großen Hang, ſich zu unterrichten, einen bewundernswürdigen, natürlichen Verſtand und eine Lebhaftigkeit des Geiſtes, die man bei Völkern, welche ſich noch in dem Zuſtande des ſeinigen befinden, ſelten antrifft. Er that unzählige Fragen über unſere Sitten und Gebräuche, unſern König, unſere Regierungsform, die Bevölkerung und Producte unſeres Landes, die Art, unſere Schiffe und Häuſer zu bauen. Er wollte wiſſen, ob wir Kriege führten, mit wem und auf welche Veranlaſſung, auf welche Art ſie geführt würden, welchen Gott wir verehrten,

„und noch vieles Andere, wodurch er einen sehr umfassenden Geist „verrieth.“

Was King von der Gutmüthigkeit dieser Insulaner sagt, gewinnt um so mehr Bekräftigung, wenn man bedenkt, daß die Engländer, wie aus ihren eigenen Berichten hervorgeht, sie sehr hart behandelten und Cook nur als ein Opfer eigener Verschuldung fiel. Auch hat King sie von dem Verdacht befreit, daß sie Cannibalen wären, den Anderson und mehrere Begleiter Cook's auf sie geladen hatten.

Die Neigung zum Stehlen hatten sie, oder vielmehr ihre untere Volksclasse, mit den übrigen Südseeinsulanern gemein, und diese war es, die Cook zu seiner unbesonnenen Strenge veranlaßte, bei der er immer selbst Richter war und sich die größten Gewaltthätigkeiten erlaubte. Wäre er ein so großer Menschenfreund gewesen, als er ein großer Seemann war, so hätte er sein Leben auf O Wahi bei der, den Bewohnern abgedrungenen Nothwehr nicht eingebüßt, wie man in der Folge sehen wird.

Der Gebrauch des Tattowirens fand auch auf den Sandwichinseln statt. Man sah selbst Gesichter mit geraden, sich rechtwinklicht durchschneidenden Strichen gezeichnet und Einige hatten sich sogar die Zunge tattowiren lassen. Auf den Händen und Armen der Frauenzimmer befanden sich hübsche Zeichnungen.

Die gewöhnliche Kleidung beider Geschlechter bestand in nichts anderem, als in einem um die Mitte des Körpers gewickelten Stücke Zeug. Die Frauenzimmer schmückten sich außerdem mit Halsgeschmeiden von Muscheln, oder von einer Art kleiner, rother Bohnen, die hart und glänzend sind, oder trugen ein Halsband von schönen, künstlich zusammengesetzten Federn. Auch ihr Haar war mit letzteren und mit Blumenkränzen geziert. Hübsche Armbänder von verschiedener Art vollendeten ihren Putz.

Die Sandwichinsulaner lebten in Dörfern oder kleinen Flecken von hundert bis zweihundert Wohnungen zusammen, welche unregelmäßig nahe bei einander standen, und durch einen sich krümmenden

Weg verbunden waren. Vor einigen dieſer Wohnungen befand ſich ein Hof, der mit einem Zaun umgeben war.

Die Nahrung der untern Volksclaſſe beſtand vorzüglich aus Fiſchen, Iams, ſüßen Kartoffeln, Tarrowurzeln, Bananen, Zuckerrohr und Brodfrucht. Die Vornehmeren genoſſen überdem Schweine- und Hundefleiſch, das eben ſo zubereitet ward, wie auf den Societätsinſeln. Auch unſer zahmes Geflügel fand man hier; es war aber nicht häufig und ward nicht ſehr geſchätzt. Fiſche und Fleiſch ſalzten ſie häufig ein und ſchienen dann beſondern Wohlgeſchmack daran zu finden. Sie waren überhaupt ſehr reinlich und beſonders beim Eſſen. Die Art, wie ſie ihre Speiſen zubereiteten, fanden die Engländer weit ſchmackhafter, als ihre eigene.

Die Ieri's beſchäftigten ſich mit dem Bau ihrer Seefahrzeuge und der Verfertigung von Matten; die Frauenzimmer bereiteten die papierartigen Zeuge, welche hier beſonders gefärbt oder bedruckt wurden, ſo daß ſie das Anſehen unſerer Kattune hatten, und die Hauptarbeiten der Tauton's oder Diener (Kanackas) waren der Feld- oder Gartenbau und das Fiſchen. Ihre Muße füllten Vergnügungen verſchiedener Art aus, wozu vorzüglich der Tanz gehörte, den die jungen Leute beider Geſchlechter ſehr liebten. Außer mehreren Arten von Trommeln hatten ſie keine muſikaliſchen Inſtrumente, aber ihr Geſang war angenehm. Sehr häufig ſpielten ſie mit ſchwarzen und weißen Steinchen auf einem Brette, ein Spiel, das viel Aehnlichkeit mit unſerem Damenſpiel hatte, wegen der größern Anzahl der Felder aber noch mehr Aufmerkſamkeit zu erfordern ſchien. Ein anderes Spiel beſtand darin, daß ein Stein unter einem großen Stücke Zeug verborgen ward, und nun die Stelle errathen werden mußte, wo er ſich befand. Auch Wettläufe, an denen ſelbſt die Mädchen Antheil nahmen, und ſehr gefährlich ſcheinende Schwimmübungen in der Brandung, wurden zum Vergnügen angeſtellt. Im Ringen und im Fauſtkampf zeigten ſie nicht ſo viel Kraft und Gewandtheit, als die Freundſchaftsinſulaner. Vorzüglich Kinder beluſtigte oft ein Spiel, bei dem ſie mehrere Bälle nach einander in die Luft warfen und ſie eben ſo wieder mit vieler Geſchicklichkeit auffingen.

Ihre Fahrzeuge waren sehr gut gebaut. Das größte gehörte Teraiopu. Es war ein doppeltes, 70 Fuß lang, zwölf breit rei und einen halben tief.

Unter ihren Geräthen waren die Schalen zum Avagetränk der hmen besonders merkwürdig. Sie hatten gewöhnlich acht bis Zoll im Durchmesser, waren vollkommen rund und sehr gut . Das Fußgestell bestand aus drei oder vier kleinen menschli= Gestalten in verschiedener Stellung. Manchmal trugen diese Schale auf den Köpfen, manchmal auf den Schultern, oder auf ber die Köpfe aufgehobenen Händen. Diese Figuren waren gut gearbeitet, die Verhältnisse genau beobachtet, und sogar nstrengung der Muskeln richtig bezeichnet.

Zu den Künsten, in deren Besitz die Sandwichinsulaner sich den, gehörten vorzüglich auch die Gewinnung des Salzes. Engländer erhielten es von ihnen in großer Menge und von derer Güte.

Ihre Waffen bestanden in Keulen, Lanzen und Dolchen von m Holze. Die Bewohner der verschiedenen Inseln führten oft e mit einander. Die Schlachten wurden meistens zur See rt, durch Entern, und waren sehr blutig. Wenn die Jeri's n Krieg zogen, so trugen sie den schon beschriebenen, mit Fe= Geschmückten Helm, und den aus schwarzen, rothen und gelben m zusammengesetzten Mantel. Nur die Jeri= rahi's, oder e, trugen ganz gelbe Feder=Mäntel. Jeder König hatte das des Kriegsgottes, eine aus Holz geschnitzte, fürchterliche catur der Menschengestalt, in drohender Stellung, mit offenem de, in den große Hundezähne eingesetzt waren. Dieses Götzen= ward jedes Mal in die Schlacht mitgenommen und das Haupt= mmerk des Feindes war, es zu erobern, weil dadurch gewöhn= der Krieg beendigt ward. Ein Theil der Gefangenen ward Göttern geopfert, wobei kein Blut vergossen werden durfte. wurden daher erdrosselt und alsdann im Marai vor die Göt= hingelegt, die Gesichter zur Erde gewandt.

Die Beerdigung der Verstorbenen war eine der heiligsten Hand=

lungen auf dieſen Inſeln, und von vielen Ceremonien begl
Leichen wurden in Höhlen gebracht, und wenn das Fleiſch
weſung übergegangen war, reinigte man die Knochen
ben, die theils an heiligen Oertern aufbewahrt, theils
Verwandten und Freunden der Abgeſchiedenen vertheilt
ſie als Reliquien bei ſich trugen. Auch verordneten Stad
ſelten, daß ihre Knochen in den feurigen Krater auf
die hochverehrte Göttin Pelai bewohnte, geworfen

Daß den Weibern manche Speiſen unterſagt waren,
angeführt worden. Sie durften auch bei Lebensſtrafe
nicht betreten, in welchem die Männer aßen, und waren
der Marai's völlig ausgeſchloſſen. Uebrigens genoſſen
Freiheit, und gaben ſogar ihre Stimme bei Berathſchlagung
Krieg und Frieden.

Die religiöſe Einrichtung des Tabu's oder Interdicts,
auf mehreren Südſeeinſeln angetroffen wird, fand auch
Tabu erklärte Perſonen waren unverletzlich, ein tabu
Stück Land durfte ſo lange von Niemandem betreten, eine
erklärte Thiergattung nicht getödtet oder verfolgt werden,
Tabu wieder aufgehoben war. So hatte Tameamea in
Zeit den Diamantenberg, deſſen erwähnt worden iſt, tab
ren laſſen, weil ein Engländer einige Stückchen Quarz-Kr
er dort gefunden hatte, für Diamanten hielt, den König
großen Werth derſelben belehrte, und dieſer nun glaubte,
Berge einen ungeheuren Schatz zu beſitzen, bis der Irrthum
aufklärte, da denn das Tabu aufgehoben wurde.

Die Schiffe, welche die Sandwichinſulaner früher geſehen
mochten, müſſen doch wohl ſehr klein geweſen ſeyn; denn als
mit den ſeinigen erſchien, hielten ſie dieſe für ſchwimmende
und glaubten, daß Etua Rono, der noch immer in verehrtem
denken bei ihnen ſtand, endlich ſein Verſprechen erfülle und
zu ihnen komme. Die Freude darüber ward bald allgemein,
man beſchloß, den ſo lange entbehrten wohlthätigen Gott, von
man hoffte, er werde das goldene Zeitalter auf die Inſeln
führen, mit aller ihm gebührenden Ehrfurcht zu empfangen.

und ſeine Gefährten ſcheinen nicht begriffen zu haben, daß
Ihm wirklich göttliche Verehrung erzeigte und hielten alle die
onien, die mit ihm angeſtellt wurden, nur für Merkmale der
, die auch andern, ſehr angeſehenen Perſonen erwieſen

Auch daß er O Rono [der Rono] genannt wurde, konnte
einen Aufſchluß über die Vorſtellung geben, welche man von
tte, da ihnen dieſes Weſen nicht bekannt war, und ſie be-
ſich zu glauben, daß es ein Ehrentitel ſey, der einen Be-
er oder Prieſter bezeichne. Hätte Cook's Betragen die gu-
ſulaner in ihrem Wahne gelaſſen, ſo wäre das gute Ver-
zwiſchen ihnen und den Engländern nicht geſtört worden;
ſelbſt brachte ſie von der Meinung zurück, daß er ihr Wohl-
ey.

inige Kanacka's glaubten, ſich von den Geſchenken, die
nach ſeiner Verheißung ihnen brachte, auch heimlich etwas
n zu dürfen. Das ließ Cook auf der Stelle ſehr hart
n. Der Ertappte ward gepeitſcht und auf den Fliehenden
fen, wodurch Mehrere, zum Theil auch Unſchuldige getödtet
t. So konnte Rono nicht verfahren. Tute, wie ſie Cook
nelten, war nicht Rono, und ſank zum gewöhnlichen Men-
herab. Man hatte Furcht vor ihm, als vor einem mäch-
Befehlshaber, doch keine Verehrung mehr. Das zeigte ſich
h, als er von ſeiner Fahrt nach Norden wieder hierher kam.
Inſulaner benahmen ſich ganz anders, ſie brachten noch
Schweine und Früchte an die Schiffe, aber ſie beſtimmten,
ſie dagegen haben wollten, ſtatt daß ſie vorher Alles als
enke oder Opfer dargebracht hatten, und was ſie dafür
ten, gleichfalls als Geſchenk betrachteten. Da ſie ihre Le-
mittel immer, ihrer Meinung nach, zu hohen Preiſen los
n, ſo hielten ſie die Engländer nun für Menſchen, die aus
Hungerlande kämen, um ſich bei ihnen recht zu ſättigen.
der hohen Meinung war auch die Unterwürfigkeit verſchwun-
und das gemeine Volk ſetzte ſeine Diebſtähle um ſo dreiſter

Indeſſen blieben der König, die Prieſter und viele der vor-
ſten Jeri's den Engländern noch geneigt. Einer der Letzte-
Namens Parea, gab einen ſehr auffallenden Beweis davon

[illegible] grenzenlosen [illegible]keit, den Capitain [illegible] Es waren [illegible] [illegible]a's, die [illegible] [illegible], mit [illegible] [illegible] worden. [illegible] [illegible] bereits wieder [illegible] glaubte ein engl[illegible] [illegible] einer [illegible] [illegible]ngen Canots [illegible] [illegible] welche [illegible] [illegible] forderte es zurück, [illegible] [illegible] Diebstal [illegible] [illegible] Officier verweigerte [illegible] [illegible] [illegible] ein Streit, bei welchem [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Ruderholze auf [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Boden fiel. Die Insulaner [illegible] [illegible] waren, sich aber bis [illegible] [illegible] über die, ihrem Befehlshaber [illegible] [illegible], daß sie eine Menge [illegible] [illegible] [illegible], ihr Boot im Stich lassen [illegible] [illegible] nahen Felsen retten mußte [illegible] [illegible] Boot her und würden es [illegible] [illegible] der sich wieder erholt hatte, [illegible] [illegible] den Haufen, winkte den [illegible] [illegible] möchten, die es auch [illegible] [illegible] [illegible]. Parea folgte ihnen [illegible] [illegible] Midshipmans und einige [illegible] [illegible] waren, mit, bezeugte sein [illegible] [illegible] und fragte, ob O Rono [illegible] [illegible] Tage wieder auf die Schiffe [illegible] [illegible] Glauben, daß Cook Rono [illegible] [illegible] wenigstens so, um die [illegible] [illegible] man ihm die Versicherung [illegible] [illegible] besorgen habe, und daß [illegible] [illegible] er zum Zeichen der Aussöhnung [illegible] [illegible] sämmtlicher Officiere mit der [illegible] [illegible] [illegible].

[illegible] verhindert hatte, ihre Rache [illegible] [illegible] stahlen sie in der Nacht ein [illegible] [illegible] [illegible] hatten, mit welchem [illegible] [illegible] Cook gerieth darüber in Wuth [illegible] [illegible] auf's Schiff zu bringen und ihn

Geißel zu behalten, bis das Boot zurückgegeben wäre. Eine Maßregel, die er auf andern Inseln bei ähnlichen Gelegenheiten schon mit Glück angewandt hatte. Er ging also selbst wohl bewaffnet, mit Soldaten, die scharf geladen hatten, an's Land, nachdem er den Befehl gegeben hatte, kein Fahrzeug aus der Bucht hinaus zu lassen, weil er sie alle vernichten wollte, im Fall gelindere Maßregeln nicht zulangten, weshalb sämmtliche Böte beider Schiffe, wohl bemannt und bewaffnet, so gestellt wurden, daß sie diesen Befehl ausführen konnten.

Cook ward, nach King's Bericht, am Lande mit vieler Ehrfurcht empfangen. Das Volk warf sich vor ihm zur Erde. Er ging gerade zum alten Könige, der eben der Ruhe pflegte, und lud ihn ein, auf's Schiff zu kommen, wozu dieser auch gleich willig war. Indessen widerriethen ihm mehrere Jeri's, der Einladung zu folgen und suchten ihn davon abzuhalten, so sehr auch Cook in ihn drang. Da faßte Cook den König beim Arm und wollte ihn mit Gewalt wegführen, wodurch das Volk, das sich in Menge versammelt hatte, auf's äußerste empört ward; und als nun noch ein blutender Jeri, der von der andern Seite der Bucht herübergekommen und durch einen Flintenschuß von einem englischen Boote verwundet war, herbeistürzte und dem Könige zurief, er möge ja zurück bleiben, weil es ihm gewiß nicht besser ergehen werde, da durchbrach die Wuth des Volkes die Schranken, in der sie sich noch immer erhalten hatte, und das Gefecht ging an, in welchem Cook und einige Soldaten blieben, die übrigen aber die Flucht ergriffen.

So erzählte Karemaku diese Begebenheit, der er selbst als junger Mann beigewohnt hatte, und damit stimmen auch die Berichte von Cook's Gefährten im Ganzen überein. Einzelne Umstände werden freilich von ihnen anders angegeben; indessen war auf Wahu Jedermann überzeugt, daß sich Alles so genau verhalten habe, wie Karemaku versicherte. Selbst wenn man den Engländern vollen Glauben beimessen wollte, müßte man doch gestehen, daß sie der angreifende Theil waren, und daß Cook's anmaßliches Verfahren bei der Nothwehr der Insulaner eine nicht unverdiente Strafe erlitt.

Johann Reinhold Forſter theilt in der Vorrede zu dem von ihm herausgegebenen Tagebuch einer Entdeckungsreiſe nach der Südſee in den Jahren 1776 bis 1780, unter Anführung der Capitains Cook, Clerke, Gore und King, Berlin 1781, eine Stelle aus einem Briefe mit, den ihm ein Engländer, der in einer anſehnlichen Bedienung ſtand, geſchrieben hatte, und wo es von Cook heißt: The Captain's Character is not the same now as formerly. His head seems to have been turned. Ueber dieſe Aenderung Cook's giebt Forſter ebendaſelbſt Aufſchluß, indem er ſagt: „Cook hatte auf der „erſten Reiſe die Herrn Banks und Solander mit ſich, welche die „Wiſſenſchaften und Künſte gebildet. Auf der zweiten waren ich „und mein Sohn ſeine Reiſegefährten, Tiſchgenoſſen und täglicher „Umgang. Er mußte demnach vor uns Allen eine Art von Ehr„erbietung und Achtung vor ſeinem eigenen Charakter und Namen „bekommen. Unſere Denkungsart, unſere Grundſätze, unſere Sit„ten wirkten, durch die Länge der Zeit und das tägliche vor Augen „haben, auf ihn ein, und ließen es ihm nicht zu, grauſam gegen „die armen, harmloſen Inſulaner der Südſee zu verfahren. Es iſt „auch kein einziges Beiſpiel vorhanden, wo er im eigentlichen Ver„ſtande als Befehlshaber hart und grauſam gegen ſie verfahren „wäre; außer ein Mal, da er um eines kleinen Diebſtahls willen „die Kanonen nach einem flüchtig gewordenen Ehrich und ſeinem „Boote löſen ließ, wobei zum Glücke Niemand zu Schaden kam. „Allein da er keine ſolche Zeugen ſeiner Handlungen, die nicht un„ter ſeinem unmittelbaren Befehl ſtanden, auf dieſer Reiſe bei ſich „hatte; da es lauter ihm untergebene Leute waren, oder doch „ſolche, die ohne Erziehung und eine gewiſſe Reputation, die Ehr„erbietung und Achtung einflößt, ſelbſt den Aſtronomen, Herrn „Bailey, und den Kräuterſammler, Herrn Nelſon, nicht ausgenom„men, ſo war es kein Wunder, daß er die ſich ſelbſt und ſeinem „Charakter ſchuldige Achtung vergaß, und einige höchſt grauſame „und unmenſchliche Handlungen beging. Ich bin daher überzeugt, „daß wofern die Herrn Banks und Solander, oder ich und mein „Sohn und Dr. Spaarmann mit Capitain Cook auf dieſer Reiſe „mit geweſen, er gewiß nicht auf die Art um's Leben gekommen „wäre."

Die ersten Schiffe, welche nach Cook die Sandwichinseln besuchten, waren die von Meares, Dikson, Portlock und Coxe, in den Jahren 1786 bis 89. Sie trieben den Handel mit Fellen zwischen der Nordwestküste Amerika's und China, und da waren ihnen diese Inseln zum Ruhepunkt sehr gelegen. Sie fanden eine gute Aufnahme und manche der Insulaner machten mit ihnen die Fahrt nach der amerikanischen Küste. Tianna, einer der ersten Jeri's von O Tuai, ging mit Meares nach China. Solche Reisen und der fortgesetzte Umgang mit Europäern mußten den Ideenkreis dieser Naturkinder sehr erweitern, und da sie frei von der Unart waren, welche hochcivilisirte europäische Nationen mit den Grönländern gemein haben, sich nämlich für das gescheideste Volk des Erdbodens zu halten, so eigneten sie sich schnell die fremden Sitten und Gewohnheiten an, wozu ihnen der nun immer lebhafter werdende Pelzwerk-Handel, welcher ihnen jährlich mehrere Schiffe zuführte, reichlich Gelegenheit darbot. Vancouver fand daher im Jahr 1792, daß seit Cook's Zeit schon sehr auffallende Veränderungen auf diesen Inseln vorgegangen waren.

Der König Teraiopu überlebte Cook nicht lange. Nach ihm trat sein Sohn Kawarao die Regierung über den größten Theil der Insel O Wahi an. Ein kleinerer Theil fiel seinem nahen Verwandten Tameamea anheim. Kawarao war ein Tyrann und verübte Grausamkeiten, die bisher beispiellos gewesen waren. Während der Mondesveränderung gab es Zeiten, in denen er besonders tabu, oder heilig war. Alsdann durften nur die Priester ihn ansehen, so lange die Sonne am Himmel stand. Hatte jemand anders das Unglück, auch nur zufälliger Weise einen Blick auf ihn zu werfen, so ward er sogleich auf die qualvollste Art hingerichtet. Mit seiner Grausamkeit verband der wüthende Herrscher auch Eroberungssucht und wollte sich die ganze Insel unterwerfen, weshalb er den Tameamea bekriegte. Dieser junge, kraftvolle Mann zeichnete sich durch Ueberlegenheit des Verstandes und Gewandtheit in den Waffenübungen so aus, daß er zum Sprüchwort ward. Obgleich das Heer seines Gegners dem seinigen an Zahl weit überlegen war, so ward er doch nicht überwunden. Der Krieg, der damals noch nicht mit Feuergewehr geführt wurde, währte

lange und blieb unentschieden. Da vereinigten sich beide Herrscher dahin, ihrem Streit durch einen Zweikampf ein Ende zu machen. Wer in demselben siegte, sollte Herr der ganzen Insel seyn. Beide Könige rüsteten sich und stellten zuvörderst ihre Kriegsgötzen, umgeben von Priestern, auf den Kampfplatz. Darauf begann das Gefecht mit Wurfspießen, worin Kawarao sehr geschickt zu seyn glaubte. Aber er hatte in Tameamea seinen Mann gefunden. Dieser war im Stande, mehrere Spieße, die von verschiedenen Personen zugleich nach ihm geworfen wurden, abzuwehren, und verfehlte dagegen selbst selten sein Ziel. So entging dann auch der blutdürstige Kawarao der Gerechtigkeit des Schicksals nicht. Nach einigen fruchtlosen Würfen von beiden Seiten fiel er, von Tameamea's Spieße durchbohrt, todt zur Erde.

Dieser Zweikampf, durch welchen Tameamea König der Inseln O Wahi und Muwe wurde, welche letztere ebenfalls dem Kawarao gehört hatte, fiel im Jahre 1781 vor. Um seine Herrschaft mehr zu befestigen, heirathete Tameamea die Tochter des Besiegten und erwarb sich nun durch seine milde und einsichtsvolle Regierung die Liebe aller seiner Unterthanen in hohem Grade. Selbst mit vorzüglicher Geisteskraft begabt, vertraute er die wichtigsten Aemter in seinem kleinen Staate nur solchen Personen an, deren Fähigkeiten sie dazu würdig machten. So hatte er in Karemaku eine sehr glückliche Wahl getroffen. Dieser, damals noch junge Mann, der so ganz geeignet war, in die viel umfassenden Ideen Tameamea's einzugehen, ward bald die erste Person nach ihm, unterstützte ihn überall mit Rath und That, und blieb sein treuer Anhänger bis in den Tod. Die Engländer nannten ihn den Pitt der Sandwichinseln.

Jetzt etablirten sich auch Europäer auf O Wahi, unter denen Davis und John Jung dem neu aufblühenden Staate am wohlthätigsten waren. Unter ihrer Anleitung wurden Häuser und Schiffe nach europäischer Art gebaut. Sie bereicherten die Insel mit nützlichen ausländischen Pflanzen, deren Cultur sie verbreiteten, und waren selbst bei den Regierungsgeschäften gute Rathgeber.

Mit Vancouver's Erscheinung ging ebenfalls ein Glücksstern über diese Inseln auf. Ihm verdanken sie, unter dem vielen Guten, das er hier stiftete, auch ihren Reichthum an Rindvieh und Schaafen. Tameamea erklärte diese Thiere auf zehn Jahre tabu, wodurch sie sich so stark vermehrten, daß sie jetzt verwildert die Wälder füllen. Wäre Vancouver an Cook's Stelle gewesen, er hätte den Glauben, daß er Rono sey, nicht zerstört.

Zu seiner Zeit regierte Tameamea nur noch über die Inseln O Wahi und Muwe, war aber schon mit den Beherrschern der übrigen in Krieg verwickelt, in welchem er bereits von Flinten und sogar von Kanonen Gebrauch machte, die er von Schiffen, welche seine Insel besuchten, erhandelt hatte. Er führte sein Heer in jeder Schlacht, zu Wasser und zu Lande, selbst an, und Karemaku war, als erster Befehlshaber nach ihm, sein steter Begleiter. Mit dem Feuergewehr müssen die O Wahier doch damals noch nicht recht umzugehen verstanden haben, da der Krieg, nach Vancouver's Anwesenheit, noch zehn Jahre fortdauerte, bis alle Inseln, mit Ausnahme von O Tuai, der nordwestlichsten, sich unterworfen hatten. Im Jahr 1817 eroberte Tameamea nach vielen mißlungenen Anstrengungen endlich auch diese, und war nun Beherrscher des ganzen Archipels.

Von jetzt an ging sein höchstes Bestreben dahin, seine Nation zu bilden und den Handel zu befördern. Salz und Sandelholz waren die Ausfuhrartikel. Letzteres ward von den Schiffen der nordamerikanischen Freistaaten, welche fast ausschließlich den hiesigen Handel trieben, ziemlich theuer bezahlt und doch mit großem Gewinn in Canton wieder abgesetzt. Man hat mir gesagt, daß die Amerikaner jährlich ungefähr für 300,000 spanische Thaler hiesiges Sandelholz in China verkauften. Tameamea handelte nun auch von den Amerikanern große Handels-Schiffe für Sandelholz ein, die, so wie die im Lande selbst gebauten, theils mit Europäern und theils mit seinen eigenen Unterthanen bemannt wurden, und mit denen er seine Waaren auf eigene Rechnung versandte. Er wußte sich sogar in den Besitz einer kleinen Kriegsflotte zu setzen. Seine von Stein erbaueten Magazine auf O Wahi waren immer gefüllt

mit nützlichen europäischen und amerikanischen Erzeugnissen. Er besaß einen beträchtlichen Schatz an Silbergelde und silbernen Geräthschaften. Seine Festungen waren mit Kanonen von großem Kaliber bepflanzt, und er unterhielt eine Armee von 15,000 Mann, sämmtlich mit Flinten bewaffnet und vorzügliche Schützen. Durch den Spanier Marini bemühte er sich, die Baumwollstaude auf seinen Inseln zu verbreiten, die hier sehr gut gedeiht und eine ungemein schöne Baumwolle giebt. Auch den inländischen Flachs, der an Güte den neuseeländischen übertrifft, suchte er zu vermehren und zu einem Handelsartikel zu machen. Ueberhaupt entging diesem hellen Geiste nichts, was seinem Lande Vortheil bringen konnte, und er strebte mit aller Kraft, es den blühendsten Staaten, von denen er gehört hatte, gleich zu stellen. Jedes Schiff, das in seinen Hafen einlief, war eben so sicher vor Ungerechtigkeiten und Beleidigungen, als in einem europäischen, auch wohl noch sicherer, als in manchen von diesen. So bald eines ankam, liefen in allen Ortschaften Schreier herum, welche dem Volke ankündigten, daß die Ankömmlinge Freunde seyen, gastfrei aufgenommen werden sollten, und daß jede ihnen zugefügte Kränkung strenge bestraft werden würde. Als Tameamea zum ersten Mal ein eigenes Schiff mit Sandelholz nach Canton geschickt hatte und dasselbe dort eine bedeutende Abgabe für den Ankergrund entrichten mußte, meinte er, was man mich bezahlen läßt, kann ich mit gutem Gewissen auch Andere bezahlen lassen; und jedes Schiff mußte nun im äußern Hafen 40, und im innern 80 spanische Thaler erlegen. Wahu, die fruchtbarste und einzige Insel dieser Gruppe, die einen sichern Hafen hat, machte auch unter allen die größten Fortschritte in der Cultur. In Hanaruro siedelten sich mehrere europäische und amerikanische Kaufleute an; Buden entstanden, mit allerlei Waare gefüllt, viele Häuser wurden auf europäische Art zum Theil von Stein, zum Theil von Holz erbaut; unter Letzteren einige in Amerika fertig gezimmert und hier nur zusammengesetzt. Durch Marini's Thätigkeit verbreitete sich das europäische Gemüse, die Weinrebe, die wohl gedeiht, und andere Früchte mehr. Er legte sich auch eine Heerde gezähmter Kühe an. Ziegen, Schaafe und europäisches Geflügel aller Art wurden allgemein. Durch die vie-

len Reisen, welche die Sandwichinsulaner zum Theil auf Tameamea's Schiffen machten, zum Theil auch auf fremden, auf welche sie sich als Matrosen verdungen, wurden die Sitten gebildeterer Völker immer mehr einheimisch bei ihnen. Auch unsere Kleidungsstücke eigneten sie sich an, aber nur ungefähr auf die Art der Tahaïtier. Eine vollständige Kleidung schien ihnen ein überflüssiger Luxus. Selbst Tameamea ging gewöhnlich, so wie er in meiner früheren Reise abgebildet ist, in einem Hemde, Pantalons und einer rothen Weste, ohne Rock, obgleich er mehrere reich gestickte Uniformen hatte, die er aber nur bei feierlichen Gelegenheiten trug. Auch in der englischen Sprache machten diese Insulaner Fortschritte, und Viele können sich in ihr sehr verständlich machen. Tameamea selbst verstand sie, sprach sie aber nicht.

Wer diesen ausgezeichneten Regenten noch näher kennen lernen will, den muß ich auf Vancouver und meine frühere Reise verweisen. Für diejenigen, welche letztere nicht nachlesen wollen, führe ich hier nur ein Paar seiner Aeußerungen aus derselben an. Er ließ mir einen bunten, mit vieler Kunst gearbeiteten Federkragen überreichen, den er selbst im Kriege und bei feierlichen Gelegenheiten getragen hatte, wobei er sagte: „Ich habe gehört, daß euer „Monarch ein großer Held sey; ich liebe ihn darum, weil ich selbst „ein solcher bin und schicke ihm diesen Kragen als Zeichen meiner „Liebe.“ Indem er einst eine von den Statuen in seinem Marai umfaßte, sagte er: „Diese sind unsere Götter, die ich anbete. Ob „ich recht oder unrecht daran thue, weiß ich nicht; aber ich folge „meinem Glauben, der nicht schlecht seyn kann, da er mir vorschreibt, „keine Ungerechtigkeit zu begehen.“

Im Jahr 1819, den 8. Mai n. St., endete Tameamea seine ruhmvolle Laufbahn, zur höchsten Trauer der Eingebornen sowohl, als der fremden Angesiedelten. Seine Leiche ward nach allen Gebräuchen der Religion, deren Anhänger er geblieben war, bestattet. Nachdem sie sich einige Zeit im Marai befunden hatte, wurden die gereinigten Knochen unter seine Verwandten und vornehmsten Diener vertheilt. Nach der Landessitte waren schon längst zwei Personen bestimmt, dereinst bei seinem Tode mit ihm begraben zu wer-

„Irrthum und taugt zu nichts. Kommt, laßt uns die Marai's „zerstören und von nun an sey gar keine Religion mehr!“. Die Anhänger des Königs folgten ihm sogleich; und da in Hanaruru durch den beständigen Verkehr mit fremdem Schiffsvolk Zügellosigkeit und Ausschweifungen sehr eingerissen waren, so verstärkte sich der wilde Haufen bald durch eine Menge von Leuten, denen nichts mehr heilig war. Im königlichen Marai angelangt, erschraken doch Einige bei dem Anblick der Götzenbilder und fürchteten sich vor ihnen; da aber der König selbst mit einigen seiner Anhänger sie zu mißhandeln anfing und abermals keine Strafe erfolgte, so gewannen sie bald wieder Muth und bald waren sämmtliche Marai's von Grund auf zerstört.

Hätte Rio Rio nur die Mißbräuche seiner Religion abgeschafft und das, was in jeder ehrwürdig ist, beibehalten, so hätte seine Regierung sich durch eine große Wohlthat ausgezeichnet, statt daß er jetzt, was seinem Volke das Heiligste war, mit roher Hand antastend, nur Verwirrung stiftete und Anlaß zu Blutvergießen gab. Sein thörichtes Verfahren hätte leicht seinen Untergang und die übelsten Folgen für das Land herbeiführen können, wenn nicht wieder Karemaku sein Retter gewesen wäre.

Mehrere Jeri's, welche die Ansichten des Königs nicht theilten, hatten sich von der Mahlzeit weggeschlichen und, in Verbindung mit den Priestern, das Volk aufgefordert, seine Götter durch die Gewalt der Waffen zu vertheidigen. Sie bildeten eine Parthei, welche, ihren Kriegsgott bei sich führend, Feindseligkeiten anfing. Als die Kunde von der Beleidigung der Götter auf die übrigen Inseln gelangte, brachen auch dort Empörungen aus. Karemaku, der an der Zerstörung der Marai's keinen Antheil genommen hatte, das Vorgefallene zwar nicht billigte, es aber doch nun nicht mehr ungeschehen machen konnte, und die Folgen übersah, welche die Empörung haben konnte, sammelte, noch immer der Liebling der Nation, schnell ein Heer, mit dem er überall Ruhe stiftete, wo er erschien. Nur auf der großen Insel O Wahi fand er kräftigen Widerstand, bis es ihm nach mehreren blutigen Schlachten gelang, den Kriegsgott zu erobern. Da die Empörer in der Schlacht auch

Unterthanen befördernde Einrichtungen verfallen; indeſſen wollte er doch etwas für ihre Bildung thun, und ſie wenigſtens von einem Wahn befreien. Er war ein Freigeiſt, in der übeln Bedeutung des Wortes. Er haßte die Religion ſeines Landes, weil ſie ihm Zwang auflegte, und beſchloß, ſie zu vertilgen, nicht um eine andere beſſere, zu der ſein matter Geiſt ſich nicht erheben konnte, an ihre Stelle zu ſetzen, ſondern um ſich und ſeine Unterthanen von Beſchränkungen zu befreien, die er ſämmtlich für unnütz hielt, obgleich auch die Vorſchriften der Moral mit unter ihnen begriffen waren, weshalb ſein Vater ſich ihnen bis zu ſeinem Tode willig unterworfen hatte.

Bereits im fünften Monat ſeiner Regierung führte er dieſen Vorſatz, ungeachtet aller Gegenvorſtellungen Karemaku's auf eine brutale Art aus. Mit einigen Häuptlingen, den Genoſſen ſeiner Ausſchweifungen, ſchon einverſtanden, veranſtaltete er eine große Mahlzeit, zu der die vornehmſten Inſulaner eingeladen wurden. Nachdem der Wein und der Rum gehörige Wirkung gethan hatten, wurden Weiber herbeigeholt und gezwungen, an der Mahlzeit Theil zu nehmen. Dieſe armen Geſchöpfe, welche die Abſicht des Königs nicht erriethen, waren höchſt erſchrocken, eine Entheiligung begehen zu müſſen, auf welcher Lebensſtrafe ſtand. Indeſſen half ihr Widerſtreben nichts. Sie mußten ſich nicht allein zu den Männern hinſetzen, ſondern auch Schweinefleiſch genießen, wodurch zum großen Erſtaunen derjenigen Gäſte, die nicht in dem Geheimniß waren, ein doppeltes Tabu auf königlichen Befehl gebrochen wurde. Es entſtand ein Murren, aber der größte Theil der Gäſte war durch die geiſtigen Getränke gewonnen, und nun erklärte der König laut, was er eigentlich beabſichtige. Furcht und Entſetzen ergriff einen großen Theil der Zuhörer. Man fragte ihn, was die Götter denn Böſes gethan hätten, daß er ſie abſetzen wolle, und ſuchte ihn zu bewegen, ihren Zorn nicht zu reizen, der ihm und dem ganzen Lande Verderben bringen werde. Da ſprang der König mit wüthender Gebehrde auf und rief aus: „Ihr ſeht, wir haben bereits „ſtrenge Tabu's gebrochen und die Götter haben es doch nicht „beſtraft, folglich vermögen ſie es nicht; eben ſo wenig, als ſie im „Stande ſind, uns etwas Gutes zu erweiſen. Unſer Glaube war

ihnen, daß den Miſſionairen ein Stück Land mit der Erlaubniß eingeräumt werden ſolle, eine Kirche zu bauen und ihre Lehre zu predigen, jedoch unter der Bedingung, daß ſie, im Fall es einen ſchädlichen Einfluß auf das Volk habe, die Inſel ſogleich verlaſſen ſollten. Die Miſſionaire gingen die Bedingung ein, etablirten ſich auf Wahu und von dort aus auch bald auf den andern Inſeln. Ihre erſten Bemühungen gingen dahin, den König, ſeine Familie und die vornehmſten Jeri's zu gewinnen, was ihnen auch gelang. Da dieſe ſich bald zu ihrem Glauben bekannten, ſo hatten ſie feſten Fuß gefaßt, und konnten ſich um ſo zuverſichtlicher der Ausführung ihrer Pläne überlaſſen. Sie erlernten die Sprache der Eingebornen ſchnell und gründlich, unterrichteten ſie im Leſen und Schreiben, was die Inſulaner leicht begriffen, und im Jahr 1822 erſchien auf Wahu das erſte gedruckte Buch in der Sprache dieſer Inſeln, nach der größten derſelben, gewöhnlich die O Wahi-Sprache genannt, welches nichts als geiſtliche Lieder enthält. Die chriſtliche Religion verbreitete ſich dabei immer mehr ohne Zwang und Blutvergießen, wie auf O Tahaïti, und verſprach die beglückendſten Folgen. Die Miſſionaire waren Proteſtanten; der Katholik Karemaku trug aber kein Bedenken, ſich ihrer Lehre anzuſchließen, da er wohl wenig Begriffe von den Glaubensſätzen haben mochte, welche dieſe Kirche trennen.

Indeſſen war das Volk, ungeachtet aller Anſtrengungen Karemaku's, noch nicht ganz zufrieden geſtellt. Der alte Glaube hatte noch immer heimliche Anhänger und der König wußte ſich weder Achtung noch Liebe zu erwerben. Es waren daher immerfort aufrühreriſche Bewegungen zu befürchten. Deshalb hielt ſich Rio Rio ſelbſt durch ſeine Verſchanzungen auf Wahu nicht hinlänglich geſichert und beſchloß, auf den Rath einiger Europäer, eine Reiſe nach England zu machen, in der Hoffnung, daß während ſeiner Abweſenheit die Unruhen austoben würden. Die Regierung vertraute er dem treuen Karemaku und der Favorit-Gemahlin ſeines Vaters, Kahumanna, gemeinſchaftlich an, und ging im Jahr 1824 auf einem nordamerikaniſchen Schiffe nach England, begleitet von ſeiner Gemahlin, von Karemaku's Bruder, Boki, und noch einigen ſeiner vornehmſten Unterthanen. Aus dem Schatze, den ſein Vater hinterlaſſen hatte, nahm er 25,000 ſpaniſche Piaſter mit.

Bald nach des Königs Abreise brach auf der Insel O Tuai
rmlicher Aufruhr aus. Der ehemalige Beherrscher derselben,
ri, war gestorben, und sein Sohn, ein junger Mann, in den
erikanischen Freistaaten erzogen, wo er indessen nicht in die
Gesellschaften gerathen war, wollte sich die Herrschaft über
sel wieder zueignen. Karemaku und Kahumanna eilten
mit einem Heere dahin, und als wir in dem Hafen von
ruro anlangten, währte der Krieg auf O Tuai noch fort.
Laubte indessen, daß er bald glücklich beendigt seyn werde.
wesenheit der Regenten führte eine andere Gemahlin Tamea-
Nomahanna, der ein Jeri, Namens Chinau, als
zugesellt war, die Regierung auf Wahu.
m Morgen nach unserer Ankunft fuhr ich mit einigen Officie-
s Land, um der Königin Nomahanna meine Aufwartung
hen. Am Landungsplatze trafen wir den Spanier Marini,
als Dolmetscher zu Ihrer Majestät begleitete. Unterwegs
ten mir mehrere Bekannte von meinem frühern hiesigen Auf-
e her und riefen mir ein freundliches Aroha! zu. In der
h zu kleiden, hatten sie eben keine Fortschritte gemacht. Ihr
Anzug bestand noch immer aus wenigen einzelnen europäi-
leidungsstücken, in denen sie genügsam und selbst gefällig
wandelten. Die Wohnung Nomahanna's lag nahe bei
ung am Ufer. Es war ein aus Bohlen nach europäischer
usammen gezimmertes niedliches Häuschen von zwei Etagen,
nen großen Fenstern und einem Balkon, auch recht hübsch
rbe angestrichen. Auf der Treppe empfing mich Chinau,
uberneur von Wahu, in tiefem Negligé. Er hatte blos
thtuchene Weste an, die aber nicht für seinen colossalen Kör-
emacht war, denn sie ließ sich nicht zuknüpfen. Seinen
hätte er sich durch Schuhe, wie bei uns die Fischer sie tragen,
rschwert. Er reichte mir mit wiederholtem Aroha! sehr
ollend die Hand, und führte mich ins zweite Stockwerk, wo
ein recht sauberes und elegantes Ansehen hatte. Die Treppe
on unten an bis zur Thür des Zimmers der Königin mit
n, Erwachsenen und sogar alten Leuten beiderlei Geschlechts
, die unter Nomahanna's eigener Anleitung eifrig beschäf-

tigt waren, sich aus A- B- C-Büchern im Lesen und auf Tafeln im Schreiben zu üben, welche Philanthropie ihr Ehre macht. Auch der Gouverneur hatte ein A- B- C-Buch in der Hand, in welchem ein aus Knochen zierlich gearbeitetes Stäbchen zum Hinzeigen auf die Buchstaben lag. Einige Grauköpfe waren wohl mehr des guten Beispiels wegen hier erschienen, als aus Lernbegierde, denn sie hielten ihre Bücher zum Theil verkehrt in der Hand, so daß die Buchstaben auf dem Kopfe standen, und thaten doch, als ob sie eifrig studirten. Der Anblick dieser sehr mangelhaft gekleideten Schüler und Schülerinnen war nicht dazu geeignet, mir das feierliche Ansehen zu geben, mit dem ich vor einer Königin hätte erscheinen müssen. Die Thüren wurden geöffnet, ich trat herein und Chinau stellte mich Ihrer Majestät als den Capitain der angekommenen russischen Fregatte vor. Das Zimmer war auf europäische Weise mit Stühlen, Tischen und Spiegeln möblirt. In einer Ecke befand sich ein gewaltig großes Bette, mit seidenen Vorhängen geschmückt. Die Diele war mit schönen feinen Matten bedeckt. Auf diesen lag Nomahanna in der Mitte des Zimmers, der Länge nach ausgestreckt auf dem Bauche, den Kopf nach der Thür zugewandt, und stützte die Arme auf ein seidenes Polster. Zwei junge Mädchen, in leichten Zitzgewändern, saßen mit untergeschlagenen Beinen zu beiden Seiten der Königin und wehten ihr mit großen, an langen Rohrstielen befestigten Federbüschen die Fliegen ab. Nomahanna, höchstens vierzig Jahr alt, genau 6 Fuß, 2 Zoll lang, und etwas über zwei Ellen im Umfange, hatte ein blau seidenes Kleid nach etwas veraltetem europäischen Schnitte an. Das kohlenschwarze Haar war auf der Mitte des kugelrunden Kopfes in einer Flechte zusammen gebunden. Die platte Nase und die aufgeworfenen Lippen waren eben nicht reizend, und doch hatte der Ausdruck ihres Gesichtes etwas Angenehmes und Einnehmendes. Man mußte ihr gut werden. Als sie mich erblickte, schob sie das Gesangbuch, in welchem sie eben gelesen hatte, zur Seite, verwandelte mit Hülfe einiger Diener ihre liegende Stellung in eine sitzende, reichte mir, von einem freundlichen Aroha! begleitet, die Hand, und lud mich ein, mich auf einen Stuhl neben ihr nieder zu lassen. Nomahanna hatte ein besseres Gedächtniß, als ich. Sie erkannte sogleich in mir

nämlichen russischen Officier, der früher den verstorbenen Kö-
Tameamea auf der Insel O Wahi besucht hatte. Ich
damals auch den Königinnen vorgestellt; da aber Noma-
a sich seitdem so stark arrondirt hatte, so kannte ich sie nicht
r. Sie wußte, wie sehr ich ihren verstorbenen Gemahl ge-
: hatte. Mein Erscheinen brachte bei ihr daher auch eine leb-
Erinnerung an ihn hervor und sie konnte sich der Thränen
enthalten, als sie von seinem Tode sprach. „Das Volk" sagte
hat in ihm seinen Vater und Beschützer verloren. Was nun
Schicksal dieser Inseln seyn wird, ist nur dem Gott der Chri-
bekannt." Jetzt eröffnete sie mir auch mit vieler Selbstzu-
heit, daß sie eine Christin sey und täglich mehrere Mal das
aus besuche. Um zu erfahren, in wie fern sie das Christen-
wirklich kenne, that ich ihr durch Marini die Frage, aus wel-
Grunde sie unserer Religion den Vorzug vor ihrer früheren
Sie erwiederte darauf, daß sie diesen Grund eigentlich nicht
en könne, daß aber der Missionair Bengham, der so außer-
lich fertig pala pala (lesen und schreiben) verstehe, ihr gesagt
. der christliche Glaube sey der beste; auch sehe sie selbst, daß
uropäer und Amerikaner, die diese Inseln besuchen, ihre Lands-
an Kenntnissen weit übertreffen, und da diese geschiedenen
alle Christen seyen, so müsse sie schon daraus schließen, daß
Religion die vernünftigere sey. „Im Fall wir aber bemerken
ten," setzte sie hinzu, „daß sie für unser Volk nicht taugt, so
rden wir eine andere annehmen." Man sieht daraus, wie we-
auch die hiesigen Missionaire im Stande gewesen sind, das
istenthum so darzustellen, daß es sich die innige Verehrung er-
ben hätte, welche ihm, in seiner reinen Gestalt, auch das roheste
nüth nicht versagen kann. Zum Beschluß führte Nomahanna
mit einer Art Triumph den Vortheil an, daß das weibliche
chlecht, welches ehemals blos auf Hundefleisch eingeschränkt ge-
n sey, seinen Appetit jetzt auch an Schweinefleisch stillen könne.
e änderte ein plötzlich aufblitzender Gedanke ihre Gesichtszüge und
n Ton. Mit einem tiefen Seufzer rief sie aus: „Was würde
meamea sagen, wenn er die Veränderungen sähe, die bei uns
gegangen sind! Keine Götter, keine Marai's mehr; Alles

„zerstört! Zu seiner Zeit war's doch besser. Wir werden nie wie„der einen solchen König haben!" Ihre Thränen flossen wieder. Sie entblößte ihren rechten Arm und zeigte mir ihn. Es waren auf demselben mit lateinischen Buchstaben in der O Wahi-Sprache die Worte tattowirt: „Unser guter König Tameamea ist „am 8. May 1819 gestorben." Dieses Zeichen der Trauer um den allgeliebten Monarchen, das nicht abgelegt werden kann, wie unsere Florstückchen, das den Trauernden bis ins Grab folgt, findet man sehr häufig bei den Sandwichinsulanern, und es bezeugt, wie sehr sie sein Andenken ehren; aber einen noch stärkeren Beweis ihres Schmerzes über seinen Verlust gaben sie dadurch, daß Alle, an seinem Todestage, sich einen Vorderzahn ausschlugen, wodurch die ganze Nation beim Sprechen etwas Pfeifendes hat. Mehrere haben sich sogar die angeführten Worte auf die Zunge tattowiren lassen, wovon Chinau mich überzeugte, indem er die seinige, auf welcher sie sich befanden, lang herausstreckte. Es ist zu verwundern, daß diese schmerzhafte Operation, die eine starke Geschwulst nach sich zieht, keine schlimmen Folgen gehabt hat.

Für die Schreibekunst war Nomahanna ganz enthusiastisch eingenommen. Sie sagte, früher wäre sie nur im Stande gewesen, sich mit Leuten zu unterhalten, die ganz in ihrer Nähe waren; jetzt könnten sie, so weit sie wollten, entfernt seyn, und sie flüstere ihnen ihre Gedanken doch leise ins Ohr. Hier gab sie mir auch das Versprechen, einen Brief an mich zu schreiben, damit ich, wie sie sagte, in Rußland Jedermann zeigen könne, daß Nomahanna zu schreiben verstehe.

Unser Gespräch ward durch Wagengerassel und laute Menschenstimmen unterbrochen. Ich sah zum Fenster hinaus und erblickte einen kleinen Blockwagen, vor welchen sich eine Menge rüstiger Jünglinge gespannt hatten, die von der besten Laune waren. Ich fragte Marini, was das zu bedeuten habe, und er sagte mir, die Königin werde nach der Kirche fahren. Bald darauf trat ein Bedienter herein und meldete, daß die Equipage bereit sey. Nomahanna war so gütig, mir den Vorschlag zu machen, mit ihr zu fahren. Da ich befürchtete, daß eine abschlägliche Antwort

anken könnte, so nahm ich das gnädige Anerbieten mit Dank
ernsthaft an, so lächerlich mir auch schon im Voraus das
aspiel erschien, das wir geben würden.
Die Königin setzte nun einen weißen Callico-Hut auf, der mit
chinesischen Blumen geziert war, nahm einen großen chinesi-
Fächer in die Hand, zog ein Paar derbe Matrosenstiefel an
So machten wir uns auf den Weg. Als wir die Treppe herun-
ngen, gab sie ein Zeichen, daß die Schule für dieses Mal ge-
en sey, was den Schülern, besonders den alten, nicht unange-
zu seyn schien. Unten an der Thür erwartete uns ein großer
Neugieriger, welche das Vergnügen haben wollten, mich mit
Königin fahren zu sehen. Die jungen Leute vor dem Wagen
ten vor Freude darüber, und warteten auf den Befehl, sich in
zu setzen; aber es nahm etwas Zeit weg, ehe wir uns auf un-
Plätzen gehörig eingerichtet hatten. Der Wagen war ein wenig
I und meine Gefährtin sehr breit, so daß ich also ganz auf
Rand zu sitzen kam, wo ich bei der Fahrt leicht das Gleichge-
hätte verlieren können. Um diesem Uebel vorzubeugen, um-
g mich die Königin mit ihrem kraftvollen dicken Arm, und
mich fest. Diese Attitüde und der Contrast, den unsere Gestal-
ildeten, muß einen höchst komischen Anblick gewährt haben.
dem wir uns so eingerichtet hatten, setzte sich der Gouverneur
nau in seiner schon beschriebenen Kleidung, zu der nur noch ein
er Hut kam, auf einen mageren Gaul ohne Sattel, und gab
Zeichen zur Abfahrt, worauf es in vollem Galopp davon ging
die Königin in der That zu thun hatte, mich nicht zu verlieren.
nau führte den Zug an. Das Volk strömte von allen Sei-
mit dem Ausruf Aroha Maita! herbei; unser Anspann ver-
rte sich immer mehr, und auch hinter dem Wagen fanden sich
e Menge Leute ein, die sich um den Vorzug stritten, ihn von
rts schieben zu helfen. So fuhren wir durch den ganzen Flecken
naruro der Länge nach hindurch, und langten ungefähr nach
r Viertelstunde wohlbehalten bei der Kirche an, die auf einer
reundlichen Fläche liegt, und sowohl in der Bauart, als inneren
richtung, ganz der auf O Tahaïti gleicht, die ich schon beschrie-
habe. Sie war sehr leer. Nomahanna und ein altes Frauen-

zimmer waren die einzigen Personen weiblichen Geschlechts, und Chinau, ich und einige wenige Andere die einzigen Männer, aus denen die Versammlung bestand. Selbst die, welche uns gefahren hatten, traten nicht herein. Man sah, daß der Einfluß der Missionaire hier bei weitem noch nicht so stark war, als in O Taheiti, und daß hier das Volk noch nicht mit dem Stock ins Bethaus getrieben wurde. Auch wird es schwerlich gelingen, die Gemüther hier so zu fesseln, wie dort, wo nur selten Fremde hinkommen, welche in die Wirksamkeit der Missionaire störend eingreifen. Hier herrscht ein beständiger Verkehr mit Ausländern, welche zwar Christen sind, die aber theils die Nothwendigkeit, sich mit Lebensmitteln zu versorgen, theils bloße Gewinnsucht hierher bringt. Sie treiben den Handel gewöhnlich mit großer Verschlagenheit, und es liegt ihnen nichts daran, religiöse Ideen unter den Insulanern zu befördern. Im Gegentheil wirken sie ihnen stark entgegen. Die fremden Matrosen sind, mit wenigen Ausnahmen, sehr roh und tragen ihre Laster auf die Insulaner über. Solche, die auf den Schiffen Verbrechen begangen haben und sich vor Strafe fürchten, laufen davon und siedeln sich auf den Inseln an, welches zu Tameamea's Zeiten strenge verboten war, jetzt aber aus christlicher Liebe geduldet wird. Diesen ist nichts mehr heilig, da sie sich schon einmal gegen ihren innern Richter empört haben, und sie verspotten daher die Lehre der Missionaire, welche auf ihrer Seite durch manche sonderbare Grundsätze und Vorschriften auch starke Blößen geben.

Nachdem Herr Bengham seine Predigt in der O Wahi-Sprache, die sehr gut gewesen seyn mag, eigentlich den leeren Bänken vorgetragen hatte — denn die Geister der wenigen Anwesenden waren offenbar mit andern Dingen beschäftigt, und ich verstand ihn nicht — traten wir unsere Rückfahrt auf die nämliche Weise, als wir gekommen waren, an. Bei der Königin angelangt, empfahl ich mich ihr bald, und erhielt das Versprechen, in Ueberfluß mit frischen Lebensmitteln versorgt zu werden. Auch befahl sie, auf mein Ersuchen, uns ein Häuschen zu astronomischen Beobachtungen einzuräumen, welches in der Nähe ihrer Wohnung lag, und von dem unser Astronom, Herr Preus, auch am folgenden Tage schon Besitz nahm.

Unſere Ankunft hatte viele Senſation auf der Inſel gemacht. fremdes Kriegsſchiff mußte hier eine auffallende Erſcheinung und daß es vollends ein ruſſiſches war, erregte große Beſorg- da der wahnſinnige Doctor Scheffer im Jahre 1816, ohne ɔiſſen unſerer Regierung, die Inſel O Tuai gegen Tamea- aufgewiegelt hatte, in der Abſicht, ſie Rußland zuzuwenden, er tolle Streich, ungeachtet er von dem Kaiſer Alexander ſehr ꝺbilligt wurde, hier die Furcht vor ähnlichen Unternehmungen ꝛ gelaſſen hat. Auch iſt von Engländern, ſogar in Schriften, nſinnige Idee verbreitet worden, daß Rußland die Abſicht habe, n den Beſitz der Sandwichinſeln zu ſetzen und daß Rio Rio deshalb nach England gereiſet ſey, um den Schutz dieſer Macht ı Rußland zu erflehen. Aus der Protector-Miene, welche Eng- gegen dieſe Inſeln ſchon ſeit langer Zeit angenommen hat, t mir dagegen, daß es ſelbſt im Stillen einen ſolchen Vorſatz und vielleicht nur eine günſtige Gelegenheit erwartet, um ihn uführen, obgleich die Engländer ſich das Anſehen geben, die veraimität der Beherrſcher der Sandwichinſeln anzuerkennen und König von England den Tameamea, in einem Schreiben an Ihro Majeſtät nannte. Doch bin ich weit entfernt, das mit ißheit zu behaupten. Was die Furcht vor uns noch vermehrte, ein, kurz vor unſerer Ankunft, hier verbreitetes mericaniſches ngsblatt, das die engliſchen Faſeleien aufwärmte. Indeſſen te das Mißtrauen gegen uns nicht lange. Meine Freundſchafts- cherungen und das vorzüglich gute Betragen der ganzen Equi- , durch welches ſie ſich ſo vortheilhaft vor denen der übrigen liegenden Schiffe auszeichnete, erwarben uns bald Vertrauen Liebe. Zum Ruhm meiner Mannſchaft muß ich ſagen, daß während unſeres ganzen hieſigen Aufenthaltes niemals Urſache ıbt habe, mit ihrer Aufführung unzufrieden zu ſeyn, ſo ſtark) die Verführung zur Liederlichkeit durch die Matroſen der ıdlungsſchiffe und die hier etablirten war. An jedem Sonntage ɔ immer der größte Theil der Mannſchaft an's Land gelaſſen. s war in Hanaruro allgemein bekannt. Daher warteten an :m Tage immer eine Menge Wahuaner am Ufer auf das Boot unſerem Schiffe, um ihre Freunde gleich in Empfang zu neh-

men, und es war eine Freude, anzusehen, wie unsere Leute gleich nach ihrer Landung mit den Eingeborenen Paarweise und mit verschlungenen Armen davon zogen.

Die Zeit ging uns bei unseren Beschäftigungen angenehm hin, wozu das schöne Clima am meisten beitrug. Leider überzeugten mich meine täglichen Besuche in Hanaruro, daß die Wahuaner im Ganzen nicht mehr die gutmüthigen, unschuldigen Kinder von ehemals sind. Die Auswürflinge fremder Nationen, die sich unter ihnen angesiedelt haben, und das rohe Schiffsvolk, das sie besucht, sind ihren Sitten sehr nachtheilig geworden. Wovon man zu Tameamea's Zeit nie hörte, betrügen, stehlen, Nachts die Häuser untergraben und einbrechen, fällt jetzt häufig vor. Nur bis zum Morden haben die Verderber dieser guten Insulaner sie noch nicht gebracht; indessen wird ein kurz vor unserer Ankunft hier gegebenes Beispiel sie vielleicht auch darauf leiten. Die dem Trunke sehr ergebene Mannschaft eines englischen Wallfischjägers empörte sich gegen ihren Capitain, und ein Matrose gab ihm einen Schlag auf den Kopf, der seinen Hirnschädel so verletzte, daß der arme Mann wahnsinnig ward und trotz aller Bemühungen unserer Aerzte nicht ganz hergestellt werden konnte. Zwar kam er wieder etwas zu sich, so daß er lichte Augenblicke hatte und versöhnte sich auch mit der Mannschaft, die ihn wieder aufnahm und angeblich nach England absegelte; indessen habe ich Ursache zu glauben, daß dieses Schiff dort nicht angekommen ist.

Ich war sehr unangenehm überrascht, die Cultur in Hanaruro so weit gediehen zu finden, daß bereits an mehreren Häusern Schilder hängen, welche die Vorübergehenden zum Zechen einladen. Die Wirthe in diesen Saufhäusern sind verlaufene Matrosen, und man kann sich denken, daß sie ihres Vortheils wegen alle Mittel anwenden, das Volk zur Liederlichkeit zu reizen. Auch findet man diese Branntweinschenken gewöhnlich stark besetzt. Es giebt auch elegantere Wirthshäuser, wo Kanacka's und Matrosen nicht hinkommen, sondern nur Jeri's und Schiffscapitaine sich versammeln. Gezecht wird hier nicht minder, aber daneben Billard und Whist gespielt. Besonders das Letztere lieben die Wahuaner sehr und

sind Meister darin. Man sieht überall, selbst auf den Straßen und auf bloßer Erde Whistpartien machen, bei denen Geld und Effekten verloren werden. Eine solche Partie ist immer von vielen Zuschauern umgeben, die nach jedem geendigten Spiele ihre Urtheile darüber fällen. Die Spielenden selbst treiben die Sache mit dem größten Eifer und es läuft selten ohne Zank ab. Auch andere Spiele sieht man häufig, und muß sehr bedauern, daß dieser Zeitverderb hier so stark eingerissen ist. Die Nation ergiebt sich dadurch einem Müßiggange, den sie sich früher nicht zu Schulden kommen ließ. Ein großer Theil der künstlich cultivirten Tarrofelder, die sonst Hanaruro umgaben, ist eingegangen und bietet dem Auge nichts als eine leere Wüste. Auf dem großen Marktplatze des Fleckens werden den ganzen Tag Wettrennen zu Fuß und zu Pferde angestellt, und dabei große Summen verloren und gewonnen. Für die Wettrennen zu Pferde haben die Wahuaner eine eben so große Schwäche als die Malaien für den Hahnenkampf, und nehmen oft wenig Anstand, ihr ganzes Vermögen auf's Spiel zu setzen, das manchmal blos in dem Pferde besteht. Da man sich hier noch nicht besonders auf die Pferdezucht gelegt hat, so werden sie aus Californien eingeführt, und kosten zwei, drei, auch wohl fünf Hundert Piaster das Stück. Mancher Wahuaner spart Jahrelang sorgfältig alles Geld zusammen, was er erwirbt, bis er sich ein Pferd kaufen kann, um beim Wettrennen recht viel zu gewinnen, und verliert es wohl gar beim ersten Versuche. Die Reiter sind oft ganz nackt, haben keine Sättel und legen, statt des Zaumes, dem Pferde einen Strick ins Maul. Dennoch sind sie sehr geschickt und bändigen die wildesten Pferde, wissen sie aber nicht gehörig zu behandeln und richten sie daher bald zu Grunde.

Auch bei dem Schiffspiele, wie es hier genannt wird, das man häufig sieht und das den seemännischen Geist dieser Insulaner verräth, werden hohe Wetten eingegangen. Die Spielenden sind gewöhnlich geschickte Schiffsbaumeister. Sie verfertigen sich kleine niedliche Schiffchen nach allen Regeln der Kunst, und wissen sogar sehr geschickt den im Wasser liegenden Theil so zu gestalten, daß sie Schnellsegler werden. Diese Schiffchen sind auch vollkommen takelirt, mit allen Segeln versehen und mit Flaggen und Wimpel ge-

ziert. Die Eigenthümer derſelben verſammeln ſich am Ufer
großen Teichs, ſpannen die Segel auf, befeſtigen die Steu
der gehörigen Richtung und überlaſſen die kleine Flotte nun
Winde. Das Schiff, welches am beſten gebaut iſt und bei
Ausrüſtung alle Vortheile gehörig benutzt ſind, ſegelt den
vorbei, langt früher an's jenſeitige Ufer und ſein Beſitzer
wonnen. An den Wetten nehmen auch die vielen Zuſchauer
und es entſteht immer ein großes Jubelgeſchrei, wenn eines
Fahrzeuge den Sieg davon trägt. Auch die Kinder ahmen
Vätern in dieſem Spiele nach, bauen ſich ebenfalls Schiffch
gut es geht, und benutzen jede Waſſerpfütze nach einem Regen,
ſie ſegeln zu laſſen.

Aus dem Hange der Sandwichinſulaner zum Seewe
ſich vermuthen, daß ſie mit der Zeit eine ſtarke Flotte habe
den, wozu auch ihre geographiſche Lage ſie auffordert. T
mea hat ſeinem Nachfolger mehr als ein Dutzend guter Schif
terlaſſen, welche alle mit Eingeborenen bemannt ſind. Die
kaner der vereinigten Staaten, die als Seeleute den Engl
nichts nachgeben, nehmen zu ihren Fahrten zwiſchen Canton
Amerika gern hieſige Matroſen an und geben ihrer Geſchi
das beſte Zeugniß.

Der Luxus iſt in Wahu ſehr geſtiegen. Man erblickt ſelt
mehr Jemanden, ſelbſt nicht von der geringſten Volksklaſſe, d
nicht ein europäiſches Kleidungsſtück trüge. Beſonders ſind
Frauenzimmer ſehr begierig darnach. Was die Königin trägt,
wird von ihnen als die neueſte Mode angeſehen und jede
darnach. Die Männer werden geplagt, die weibliche Eitelk
befriedigen, und wenn ihre Caſſe kein Mittel dazu bietet, ſo ſ
ſie das Ziel auch wohl auf krummen Wegen zu erlangen. Die
haberei für ausländiſche Waaren, vorzüglich ſolche, die zur Kle
und zum Schmuck gehören, erzeugt hier bei Weitem die mehr
Spitzbübereien. Die Eigenthümer der Buden geben ſich alle M
ihren Kram recht anlockend zur Schau zu ſtellen und anzupr
Auch gewähren ſie wohl Credit, in welchem Falle ſie denn mit
pelter Kreide ſchreiben, obgleich ſie ohnehin einen ungeheuren

winn nehmen. Ich habe selbst gesehen, daß einige junge Mädchen ganz gewöhnliche Glasperlen kauften, und die Schnur, die kaum um den Hals reichte, mit zwei spanischen Thalern bezahlen mußten. Ueberdem erlauben sich die hiesigen Kaufleute allerlei Betrügereien, und begehen diesen Raub, da es hier noch keine Gesetze giebt, ungestraft zum doppelten Nachtheil der Betrogenen, die oft durch Befolgung des ihnen gegebenen Beispiels ihren Verlust wieder zu ersetzen suchen. Auch die ehemaligen Hausgeräthe sind ganz verdrängt. Selbst in den Hütten der ärmsten Kanacka's haben Teller von chinesischem Porzellain den Kürbis- und Cocosschalen Platz gemacht, aus denen Niemand mehr essen will. An Sonntagen ziehen auch die Wahuaner, wie die Tahaïtier, in ihrem besten Staat zur Kirche, um sich bewundern zu lassen, und wenn sie dabei gleich keinen so vollkommen lächerlichen Anblick gewähren, als diese, so nehmen sie sich doch drollig genug aus.

Vierzehn Tage nach unserer Ankunft erhielt ich Nachricht von Karemaku aus O Tuai. Er ließ mir sagen, daß er sich sehr über meine Ankunft freue und dem Chinau den Befehl gegeben habe, mein Schiff auf's Beste mit Lebensmitteln zu versorgen. Er selbst habe seine Expedition glücklich vollendet, und werde bald in Hanaruro eintreffen. Ueber Mangel an Lebensmitteln hatten wir uns indessen nicht zu beklagen gehabt. Für Geld bekömmt man hier Alles, und Nomahanna überhäufte uns mit Geschenken an fetten Schweinen und den schönsten Fischen. Sie hatte alle Fischer in Requisition gesetzt, um unsern Tisch immer reichlich versorgen zu können. Ueberhaupt hatten wir alle Ursache, ihr Wohlwollen und ihre Aufmerksamkeit dankbar zu erkennen, weshalb wir auch gern eingestanden, daß sie nicht nur die gelehrteste und gescheideste, sondern auch die beste Frau auf Wahu ist, wofür sie allgemein und selbst bei den fremden Ansiedlern gilt. Daß sie auch den stärksten Appetit hat, davon bin ich durch den Augenschein überzeugt worden. Ich besuchte sie oft, gewöhnlich des Morgens, und traf sie dann immer auf der Diele ausgestreckt liegend und mit dem Briefe an mich beschäftigt an, der ihr viel Kopfbrechen zu verursachen schien. Ein Mal traf es sich, daß ich gerade zu ihrer Mittagsmahlzeit kam. Ich trat ins Speisezimmer, wo sie auf

ſchönen feinen Matten am Boden, einem großen Spiegel g
über, auf ihrem ſtark gewölbten Bauche lag. Eine Menge
ſchiedener Speiſen bildeten auf bedeckten chineſiſchen Porzellainſch
einen halben Kreis vor dem königlichen Munde, und die g
tigen Diener ſchoben ihr bald die eine, bald die andere zu.
Majeſtät griffen Alles mit den Fingern an und geruhten
wahrem Heißhunger zu verſchlingen, während ein Paar Kn
die zu beiden Seiten huckten, mit großen Federbüſcheln die Fl
abwehrten. Meine Erſcheinung ſtörte die Königin keineswe
ihrer eifrigen Beſchäftigung. Mit vollem Munde rief ſie
freundliches Aroha! zu, winkte mir gnädigſt, auf einem
Platz zu nehmen, und ich war nun Zuſchauer der ſel
Mahlzeit, die mir je vorgekommen iſt. Wie viel bereits
königlichen Mund gegangen war, ehe ich kam, weiß ich nicht;
das, was ich in demſelben verſchwinden ſah, wäre hinlängl
weſen, ſechs Menſchen zu ſättigen. So groß auch meine
derung dieſer Eßluſt war, ſo ſtand mir doch noch eine
vor, welche mein Erſtaunen ſehr erhöhte. Als der Appetit
und nach abnahm und endlich ganz geſtillt zu ſeyn ſchien,
Königin nach ein Paar ſchweren Athemzügen aus: „Ich
brav gegeſſen!“ Das waren die erſten Worte, welche die bi
emſige Beſchäftigung zuließ. Darauf wandte ſie ſich, mit
ihrer Dienerſchaft, auf den Rücken und winkte mit der Hand
langen und ſtarken Bedienten herbei, der, mit ſeinem Geſchäft
kannt, ihr ſogleich auf den Leib ſprang und ſie ohne alle Umſt
mit den Knieen und mit den Fäuſten ſo unbarmherzig zerkne
als ob er einen Brodtrog vor ſich gehabt hätte. Das geſch
um die Verdauung zu befördern; und nachdem Ihro Majeſtät
ter der unſanften Behandlung eine Weile geſtöhnt, auch ſich
wenig von ihr erholt hatten, ließen Hochdieſelben ſich wieder
den Bauch legen und begannen Ihre Mahlzeit von Neuem.
Erzählung iſt buchſtäblich wahr, ſo ſehr ſie auch den Anſchein
Uebertreibung hat. Ich kann mich deshalb auf das Zeugniß
ner Officiere und der Herrn Gelehrten, die mich begleiteten, be
fen; Herr Aſtronom Preus, der in der Nähe der Königin woh
hat dergleichen Mahlzeiten öfters angeſehen, weshalb er behaupte

daß Nomahanna und ihr dickes Schwein zu den größten Merkwürdigkeiten von Wahu gehörten. Letzteres ist ein besonderer Liebling der Königin und wird auf Tod und Leben gefüttert. Es ist schwarz, von auffallender Größe und Dicke. Zwei Kanacka's sind zu seiner Bedienung angestellt, und es kann sich ohne ihre Hülfe kaum bewegen.

Nomahanna findet gewöhnlich die Menschen zu mager und ertheilt ihnen den Rath, sich weniger Bewegung zu machen, um fetter zu werden. So verschieden sind die Begriffe von Schönheit. Hier gilt eine fadenlange weibliche Figur von unmäßigem Umfange für reizend, dagegen die Europäerin sich mit aller Kraft zusammen schnürt, auch wohl Essig trinkt, um durch unnatürliche Schmalheit und welkes Ansehen die Herzen zu rühren.

Nomahanna gab einen Beweis, daß sie bei ihrer furchtbaren Eßlust auch eitel sey. Einer von unseren Officieren erhielt von ihr die Erlaubniß, sie zu malen. Da diese Kunst hier noch etwas Neues ist, so eilten eine Menge der vornehmsten Personen herbei und baten um die Erlaubniß, ansehen zu dürfen, wie ihre Königin auf's Papier gebracht werden würde, welche ihnen auch ertheilt wurde. Schon beim Andeuten der Umrisse folgten sie mit großer Aufmerksamkeit jedem Striche des Bleistiftes und äußerten laut ihre Verwunderung über das Entstehen des Gesichts. Als sie die Nase erkannten, riefen sie aus: nun kann Nomahanna riechen! Bei den Augen, schrien sie auf: nun kann sie auch sehen! Und als der Mund angedeutet war, freueten sie sich so darüber, daß die Königin nun auch essen könne, als ob sie in Gefahr gewesen wäre, zu verhungern. Nomahanna selbst war so vergnügt über diese Nachricht, daß sie das Bild sogleich zu sehen verlangte. Sie fand den Mund zu klein, und wollte, daß er größer gemacht werden solle. Als das Portrait fertig war, befriedigte es sie nicht, und sie sagte etwas verdrießlich: „Ich bin doch gewiß viel hübscher."

Am 17. Januar langte Karemaku auf einer Escadre, die aus mehreren zwei- und dreimastigen Schiffen bestand, mit vielen Truppen vor dem Hafen von Hanaruro an, nachdem er den Krieg auf O Tuai ganz zu seiner Zufriedenheit beendigt hatte.

Der Wind erlaubte den Schiffen nicht, in den Hafen zu kom
und ſie ließen die Anker vor dem Eingange fallen. Ich ſchickte ſog
einen Officier mit meiner Schaluppe ab, um dem Stellvertrete
Königs meine Freude über ſeine glückliche Ankunft zu bezeugen
er und ſeine junge Gemahlin (die, von der ich in meiner fr
Reiſebeſchreibung geſprochen habe, war geſtorben) kamen m
zurückkehrenden Schaluppe zu mir auf's Schiff. Ich empfin
mit einigen Kanonenſchüſſen, was den guten Alten ſehr erf
weil, wie er ſagte, dieſe ihm von einem ruſſiſchen Kriegsſ
erzeigte Ehrenbezeugung ſeinen Landsleuten um ſo eher den
dacht benehmen werde, daß Rußland feindliche Abſichten
ſie habe.

Karemaku war allem Anſehen nach ſehr erfreut, mich
zu ſehen. Nach den herzlichſten Umarmungen ſtellte er mir
junge Gemahlin vor, die gar nicht übel ausſah. Er ließ ſi
Schiff zeigen und betrachtete Alles mit der größten Aufmerkſa
Ueber manche, ihm neue Gegenſtände äußerte er ſein Wohlgef
und endlich rief er aus: „Es iſt doch ein großer Unterſchied
„ſchen dieſem Schiffe und den unſerigen. In ſolchem Zuſt
„wünſchte ich ſie zu ſehen. O Tameamea, du biſt zu früh
„ſtorben!“ In meiner Cajüte ſprach er noch mehr über den
ſeines königlichen Freundes, was Marini für unüberſetzbar erklärt
weil keine andere Sprache ſo tiefen Sinn, mit ſo ſtarken Gefühl
verbunden, auszudrücken fähig ſey. Ich glaube wohl, daß Mari
als ein nicht ſehr gebildeter Mann, keiner Sprache ganz mächtig ſ
mochte und deshalb Karemaku's Ausdrücke nicht wieder g
konnte; indeſſen verſichern auch die Miſſionaire, daß die O Wa
Sprache in dieſer Hinſicht ſchwer zu überſetzen ſey, und ſich g
vorzüglich zur Dichtkunſt eigne.

Karemaku ſprach auch über die Religionsveränderung,
hier vorgefallen war. „Unſer jetzige Glaube, ſagte er, iſt beſſer
„der frühere, aber die auf den Bergen wohnenden Kanacka's wer
„das ſo bald nicht einſehen, und man muß ſtrenge Maaßre
„ergreifen, um ſie von einer Empörung abzuhalten. Der K
„hätte die alten Heiligthümer nicht ſo plötzlich vernichten ſo

„Die Folge davon ist, daß er in ein fremdes Land hat ziehen müs-
„sen, weil sein Leben hier nicht sicher war. Wie noch Alles enden
„wird, weiß Gott! ich fürchte, nicht gut. Mich liebt das Volk
„und thut viel um meinetwillen; aber ich bin sehr kränklich, und
„wenn ich sterbe, so könnte der mühsam zusammengehaltene Staat
„aus einander fallen. Dann würde viel Blut fließen und Jeder
„würde nehmen, was er könnte. Hat sich doch die Insel O Tuai
„schon zu meiner Lebenszeit empört."

Es scheint, daß diese Befürchtungen sehr gegründet sind. Sie werden von den Eingebornen sowohl, als von den Fremden getheilt, und mehrere Jeri's sprechen mit Bestimmtheit davon, daß es nicht anders seyn könne, als daß durch Karemaku's Tod der Staat zerstückelt werden müsse, wobei mancher von den Befehlshabern schon daran denkt, was er sich alles zueignen will, und nicht einmal ein Geheimniß daraus macht. Und dennoch hält der einzige alte kränkliche Karemaku bis jetzt noch Alles in Ordnung, so daß Keiner es ungestraft wagen darf, sich aufzulehnen.

Bei meinem früheren hiesigen Aufenthalte hatte der Maler Choris, der mich auf meiner damaligen Reise begleitete und nachmals in Mexico umgebracht ward, den Tameamea gemalt und vollkommen getroffen. Ich schenkte jetzt dem ehrwürdigen Karemaku einen Kupferstich von diesem Portrait, und die Freude, die er darüber hatte, war in der That rührend. Er betrachtete das Bild mit Entzücken, küßte es mehrere Mal und dabei rollten große Thränen über seine Wangen. Beim Abschied bat er mich um ärztliche Hülfe, weil er sich schon lange unwohl fühle. Er drückte mir die Hand und sagte: „Auch ich bin ein Christ und kann lesen und schreiben." Daß der Held und Staatsmann sich des letzteren Vorzugs rühmte und keines andern erwähnte, beweiset, welchen Werth man hier auf diesen setzt. Die Sandwichinsulaner sehen darin das Band, das sie an civilisirte Nationen knüpft.

Karemaku und seine Gemahlin waren, ungeachtet der Hitze, ganz vollständig auf europäische Weise gekleidet. Er hatte einen dunkelfarbigen Surtout, schwarze Weste und schwarze Pantalons von sehr feinem Tuche an. Sein runder Hut war mit schwarzem Flor

umwickelt. Er hatte die Trauer um den geliebten Regenten noch nicht abgelegt. Auch sie trug ein schwarzseidenes Kleid.

Am Ufer hatten sich eine Menge Menschen beiderlei Geschlechts zum Empfang ihres Befehlshabers versammelt, und erwarteten ihn mit Ungeduld. Kaum hatte er den Fuß an's Land gesetzt, als das Volk sich unter einander mit den Nasen berührte und auf ein gegebenes Signal laut zu weinen anfing. Das ist hier die Art, wie hohe Befehlshaber bewillkommnet werden. Einige alte vornehme Weiber umringten Karemaku unter Chinau's Direction, rieben ihre Nasen an einander und sangen in einem weinerlichen Tone ein Lied, dessen Inhalt ich mir übersetzen ließ, und der folgender war:

„Wo bist du so lange geblieben, geliebter Herrscher? Wir haben alle Tage um dich geweint. Dem Himmel sey gedankt, daß du wieder da bist. Fühlst du, wie die Erde sich freut, daß du auf sie trittst? hörst du, wie die Schweine, die dich wittern, freudig grunzen? riechst du, daß der geröstete Fisch schon deiner wartet? Komm, wir wollen dich pflegen, damit es dir bei uns behage." Man muß gestehen, daß die O Wahi-Sprache, wenn sie sich auch vorzüglich zur Dichtkunst eignet, hier eben nicht besonders dazu angewandt ist.

Karemaku lachte über diesen Empfang und ließ sich in großer Procession zu Nomahanna führen, die sich nicht herabgelassen hatte, ihm entgegen zu kommen. Den ganzen Tag blieben die Bewohner von Hanaruro in großer Bewegung. Man sprach nur von Karemaku's Rückkehr, von seinen Heldenthaten und von dem Empörer, dem Sohne Tamaris, den Karemaku gefangen genommen und mitgebracht hatte. Dieser wird hier Prinz George genannt. Ich habe ihn mehrere Mal gesehen und gesprochen. Er ist ein junger Mann von fünf und zwanzig Jahren, von nicht einnehmender Gestalt. Er geht ganz auf europäische Art gekleidet. Obgleich er in den vereinigten Staaten Amerika's erzogen ist, so hat seine Bildung doch nur die eines gewöhnlichen Matrosen erreicht. Dagegen soll er sich durch mehrere Laster, in denen er sich auf der hohen Schule vervollkommnet hat, auszeichnen. Karemaku läßt ihn nicht aus dem Auge. Er hat zwei Jeri's zu seinen Aufsehern ernannt, von denen er sich nicht trennen darf. Auch ist ihm ange-

kündigt, daß man ihn, bei dem ersten Versuche zu entweichen, erdrosseln werde.

Kahumanna war noch in OTuai zurück geblieben, um die hergestellte Ordnung fester zu begründen. Dieses Frauenzimmer, welches schon zu Vancouver's Zeit eine bedeutende Rolle spielte, hat viel Verstand, einen männlichen Geist und ist ganz zum Herrschen geboren.

Karemaku's Ankunft ward uns sehr nützlich. Ein großer Theil des Kupfers, mit welchem unser Schiff beschlagen war, hatte sich in der Gegend des Kieles gelöst, was den Schiffsboden dem Verderben durch Würmer aussetzte. Um diesen Fehler zu verbessern, hätte man sich der beschwerlichen Arbeit des Ausladens und Kielholens unterwerfen müssen, wenn unser Freund uns nicht auf eine leichtere Art aus der Verlegenheit geholfen hätte. Er schickte mir drei sehr geschickte Taucher, welche mit vieler Leichtigkeit unter dem Wasser arbeiteten und neue Kupferplatten an den Boden des Schiffes schlugen. Zwei von ihnen waren mit Hämmern versehen, um die Nägel einzuschlagen, und der Dritte reichte ihnen das Material. Wir beobachteten nach der Uhr, wie lange die Arbeiter unter dem Wasser bleiben konnten, und es ergab sich, daß sie es bis auf 48 Secunden aushielten. Wenn sie auftauchten, so waren ihre Augen immer sehr roth, gedrungen und stark hervorstehend. Die Ursache davon ist, daß sie ihre Arbeit unter dem Wasser nicht nach Gefühl vollbringen, sondern auch die Augen zu Hülfe nehmen und dies eine starke Anstrengung der Sehnerven erfordert. Unter unsern Matrosen befanden sich auch ein Paar geschickte Taucher, die aber zu solchen Arbeiten doch nicht zu gebrauchen waren. Indessen vermochten sie doch die von den Wahuanern gemachte Arbeit zu überfühlen und sich zu überzeugen, daß sie gut war.

Einige Tage nach Karemaku's Ankunft kam ein Abgesandter von Nomahanna auf's Schiff und wünschte mich zu sprechen. Ich ließ ihn daher zu mir in die Cajüte kommen. Er hatte blos ein Hemd an und einen sehr breiten Strohhut auf dem Kopfe. An seiner Seite hing an einer Bastschnur, die er um seinen Hals befestigt hatte, eine breite, von Schilf geflochtene Tasche. Der Kerl

umwickelt. Er hatte die Trauer um den geliebten Regenten
nicht abgelegt. Auch ſie trug ein ſchwarzſeidenes Kleid.

Am Ufer hatten ſich eine Menge Menſchen beiderlei Geſch
zum Empfang ihres Befehlshabers verſammelt, und erwarte
mit Ungeduld. Kaum hatte er den Fuß an's Land geſetzt, a
Volk ſich unter einander mit den Naſen berührte und auf ein ge
nes Signal laut zu weinen anfing. Das iſt hier die Art, wie
Befehlshaber bewillkommnet werden. Einige alte vornehme W
umringten Karemaku unter Chinau's Direction, rieben
Naſen an einander und ſangen in einem weinerlichen Tone ein
deſſen Inhalt ich mir überſetzen ließ, und der folgender war:

„Wo biſt du ſo lange geblieben, geliebter Herrſcher? W
„ben alle Tage um dich geweint. Dem Himmel ſey gedankt, d
„wieder da biſt. Fühlſt du, wie die Erde ſich freut, daß
„ſie trittſt? hörſt du, wie die Schweine, die dich wittern, freudig
„zen? riechſt du, daß der geröſtete Fiſch ſchon deiner wartet? K
„wir wollen dich pflegen, damit es dir bei uns behage.“ Man
geſtehen, daß die O Wahi-Sprache, wenn ſie ſich auch vorzü
zur Dichtkunſt eignet, hier eben nicht beſonders dazu angewandt

Karemaku lachte über dieſen Empfang und ließ ſich in g
ßer Proceſſion zu Nomahanna führen, die ſich nicht herabgela
ſen hatte, ihm entgegen zu kommen. Den ganzen Tag blieben die
Bewohner von Hanaruro in großer Bewegung. Man ſprach
nur von Karemaku's Rückkehr, von ſeinen Heldenthaten und v
dem Empörer, dem Sohne Tamaris, den Karemaku gefan
genommen und mitgebracht hatte. Dieſer wird hier Prinz Geo
genannt. Ich habe ihn mehrere Mal geſehen und geſprochen.
iſt ein junger Mann von fünf und zwanzig Jahren, von nicht
nehmender Geſtalt. Er geht ganz auf europäiſche Art gekl
Obgleich er in den vereinigten Staaten Amerika's erzogen iſt,
hat ſeine Bildung doch nur die eines gewöhnlichen Matroſen erre
Dagegen ſoll er ſich durch mehrere Laſter, in denen er ſich auf
hohen Schule vervollkommnet hat, auszeichnen. Karemaku
ihn nicht aus dem Auge. Er hat zwei Jeri's zu ſeinen Aufſe
ernannt, von denen er ſich nicht trennen darf. Auch iſt ihm a

wirſt Du mit meiner geringen Schreibekunſt Nachſicht haben. Der Hunger zwingt mich, meinen Brief zu ſchließen. Ich wünſche, daß auch Du einen Schweinekopf mit Luſt und Vergnügen verſpeiſen mögeſt. Es wird Dich, mit königlicher Beſtändigkeit, endlieben — Nomahanna!"

Dieſer originelle Brief war übrigens mit feſter Hand und ſehr ſchön geſchrieben. Die Buchſtaben waren groß, deutlich und von runder Form. Die Aufſchrift enthielt nichts Anderes als die Worte, mit denen der Brief ſelbſt anfing: Aroha Rukkini! Er hatte mehrere Wochen gewährt, ehe er vollendet ward. Nomahanna ſchrieb faſt alle Tage an ihm, und was ſie ein Mal hingeſchrieben hatte, blieb ſtehen. Das Blatt, welches ich erhielt, war das erſte, auf welchem ſie den Brief angefangen hatte, der die abgebrochenen Gedanken einer langen Reihe von Tagen enthielt.

Es ward bald in ganz Hanaruro bekannt, daß die Königin mich geſchrieben habe, und da Alles, was ſie thut, nachgeahmt wird, ſo ſannen bald die meiſten Honoratioren darauf, mich gleichfalls Schreiben zu beehren; da ſie aber wenigſtens eben ſo lange brauchten, ihre Gedanken auf's Papier zu bringen, als die Königin, ſo hätte ich auf den Empfang ihrer Briefe lange warten müſſen.

Auf Nomahanna's Verlangen hatte ich meine Schaluppe einem Officiere nach ihr geſchickt; es dauerte aber ein Paar Stunden, ehe ſie ankam, weil ſie, wie der Officier ſagte, ſo viel mit ihrer Toilette zu thun gehabt habe. Als ſie endlich fertig war, bat ſie den Officier aufgefordert, ihr den Arm zu geben, und ſie zur Schaluppe zu führen. Das war wieder eine der vielen Nachahmungen europäiſcher Sitten, bei denen man ſich hier nicht wenig fühlt.

Für eine Sandwichinſulanerin war Nomahanna heute ſehr elegant gekleidet. Ein pfirſichfarbenes Kleid von ſchönem ſeidenen Zeuge, unten mit breiten ſchwarzen Spitzen beſetzt, bedeckte den ungeheuren Körper Ihrer Majeſtät, den eine Schärpe von bunter Atlasbreiten Bande, vorn mit einer großen Schleife verſehen, ge

in zwei gleiche Hälften abtheilte. Um den Hals hatte die einen ſchönen, von gelben und rothen Federn zuſamme Kranz, inländiſcher Fabrik. Den Kopf bedeckte ein ſe italieniſcher Strohhut, auf welchem künſtliche Blumen au prangten und von deſſen Rande ſchwarze Spitzen herabhing Buſengebirge ſchmückte ein ganzes Beet von Blumen, hin ſich das Kinn verbarg. Einen etwas grellen Abſtich ge Eleganz machte die Fußbekleidung Ihrer Majeſtät, die blo nem Paar derben Mannsüberſchuhen beſtand. Schuſter auf den Sandwichinſeln noch nicht. Alle Schuhe und müſſen aus Europa oder Amerika eingeführt werden. De keinen von dieſen beiden Welttheilen vorausgeſetzt worden es ſo große Füße geben könne, ſo konnte die Königin a Schuhe bekommen, die ihr paßten, und mußte zu dieſen Uel ihre Zuflucht nehmen, wenn ſie nicht ganz unbeſchuhet wollte, welches ſie nicht ſchicklich fand. Mit größerem Re man ihr darüber einen Vorwurf machen können, daß Strümpfe angezogen hatte und zu viel von ihren braunen migen Beinen zeigte, da das Kleid etwas kurz gerathen n deſſen, ſie glaubte mit königlicher Pracht gekleidet zu ſeyn dieſes geringfügigen Umſtandes nicht, und man ſah ihr kommenſte Selbſtzufriedenheit an. Als ſie in dieſem Sta einem Sonnenſchirm in der Hand, die Schiffstreppe, an d mit mehreren Officieren empfing, mühſam erſtiegen hatte, r auf der oberſten Stufe ſchon einen Beweis ihrer Bekanntſ unſern Gebräuchen geben und nach allen Regeln der Tanzl nen Knix machen, wobei die Füße eine gar komiſche Rolle Allein das ungewohnte Kunſtſtück gelang um ſo weniger, da gut ausfallen ſollte. Sie verlor das Gleichgewicht, und w Waſſer gefallen, wenn nicht ein Paar handfeſte Matroſen ihren Armen aufgefangen hätten. Alles, was ſie auf dem ſah, erhielt ihren großen Beifall, beſonders meine Cajüte, n Sopha indeſſen ſeinen letzten Tag erlebt hatte. Sie ſaß ihn durch. Das Portrait des Kaiſers Alexander erregte ihre beſ Aufmerkſamkeit. Sie ſetzte ſich ihm gegenüber auf die Diele keine zweite Zerſtörung anzurichten, betrachtete es mit vielem

teresse und sagte: Maitai Jeri nue Rukkini (der große Beherrscher der Russen ist schön). Auch erzählte sie mir, daß sie recht gut wisse, wie es in Rußland aussehe. Ein Sandwichinsulaner, Namens Lauri, der im Jahr 1819 mit dem Capitain Golownin auf dem russischen Schiffe Kamtschatka die Reise dahin gemacht hatte, und wieder in sein Vaterland zurück gekehrt war, habe ihr, wie sie sagte, viel von Petersburg, und besonders auch von dem Kaiser erzählt. Sie versicherte, daß sie gern selbst eine Reise dahin machen würde, wenn die Kälte sie nicht abschreckte, von der Lauri eine fürchterliche Beschreibung gemacht habe. Er hatte gesagt, daß man sich ganz in Thierfelle einwickeln und sich dabei noch sehr in Acht nehmen müsse, weil man sonst Nase und Ohren verlöre. Auch hatte er erzählt, daß die Kälte das Wasser in Glas verwandele, und daß man in großen Kasten, die von Pferden gezogen würden, darüber wegglitsche, ohne es zu zerbrechen. Die Häuser hatte er so hoch wie Berge, und so groß gefunden, daß er in einem drei Tage gegangen war, ohne das Ende zu erreichen. Man sieht, daß Lauri auch etwas aufgeschnitten hatte; indessen schenkte Romahanna ihm vollen Glauben. Sie lobte sehr unsere Erfindung, den inneren Raum unserer Häuser durch Feuer warm zu erhalten, und meinte, wenn sie in Petersburg wäre, würde sie während der kalten Jahreszeit gar nicht ausgehn, sondern im Hause spazieren fahren. Sie wollte nun auch wissen, woher es komme, daß es bei uns in einer Jahreszeit warm und in der andern so kalt sey. Ich suchte den Grund davon ihrer Fassungskraft anzupassen, und sie war befriedigt. Mit vieler Freundlichkeit sagte sie: «Lauri hat „wohl Recht. Es giebt sehr gescheide Leute in Rußland.» Ich war indessen nicht froh über ihre Anerkennung meiner Gelehrsamkeit, denn sie belästigte mich jetzt mit einer Menge, zum Theil sehr widersinniger Fragen, die nicht anders als durch eine gehörige Berichtigung ihrer Vorstellungen zu beantworten waren, wozu lange Zeit erforderlich gewesen wäre. Z. E.: Wie viel Holz wohl jährlich in der Sonne verbrannt werde, um alle Länder der Erde zu erwärmen; ob es nicht dort ein Mal so stark regnen könne, daß alles Feuer verlösche, und es dadurch auch in Wahu so kalt werden könne, als in Rußland u. dgl. Ich suchte sie so kurz wie

möglich abzufertigen, und um sie zu zerstreuen, setzte ich ihr Wein vor, der ihr sehr gut zu schmecken schien, weshalb ich ihr auch eine Bouteille schenkte; aber ihre Wißbegierde war während ihres zwei Stunden langen Besuches immer im Steigen, und ich freute mich daher nicht wenig, als sie endlich aufbrach. Beim Abschiede sagte sie: „Nun da ich Wein habe, muß ich auch Gläser haben, aus „denen ich ihn trinken kann.“ Bei diesen Worten nahm sie die ihr geschenkte Bouteille in die eine Hand, ergriff mit der andern ohne alle Umstände die Gläser, die auf dem Tische standen, und ging auf's Verdeck. Dort machte sie Allen einen tiefen Knix, setzte sich in die Schaluppe, und so endete der hohe Besuch mit der eigenmächtigen Wegnahme meiner Gläser. Nomahanna hatte sich indessen immer so freigebig gegen uns bezeigt, daß sie wohl vorausssetzen konnte, ich werde sie ihr gern überlassen.

Karemaku's Kränklichkeit hatte seit seiner Ankunft in Wahu stark zugenommen. Es waren alle Anzeigen der Wassersucht vorhanden. Dennoch gelang es unsern Aerzten, ihn so ziemlich wieder herzustellen. Als ich ihn darauf besuchte, war er sehr dankbar für die erhaltene Hülfe, und so heiter, daß er recht gemüthlich scherzte. Ich stimmte in seinen Ton ein, und versicherte, wir würden ihn ganz herstellen, und wenn wir ihm auch den Leib aufschneiden, die Eingeweide herausnehmen und nach gehöriger Reinigung wieder hineinlegen müßten. Karemaku lachte darüber und sagte, um ganz gesund zu werden, wolle er sich allenfalls die Operation gefallen lassen. Einige alte Weiber, die zugegen waren, hatten die Sache indessen ernsthafter genommen und schnell die Nachricht unter das Volk verbreitet, mit welcher schrecklichen Behandlung ich seinen verehrten Karemaku bedroht habe, wodurch in Hanaruro eine große Unruhe entstand. Man glaubte, ich wollte ihn tödten, und war äußerst empört gegen mich. Karemaku selbst ließ mich durch Marini davon benachrichtigen, mit der Bitte, ich möchte nicht an's Land kommen, bis er das Volk von seiner närrischen Meinung zurückgebracht habe, welches ihm in ein Paar Tagen gewiß gelingen werde. Wie ehrenvoll war das Gefühl, das sich bei dieser Gelegenheit zeigte, dem Volke und dem Regenten!

Es herrſchte in dieſem Jahre auf den Sandwichinſeln eine epidemiſche Krankheit, an der ſehr Viele ſtarben, oft nach wenigen Tagen. In Hanaruro ſah ich täglich Leichen tragen. Aber die Geneſung wird auch den Kranken nirgend ſo erſchwert, als hier. So bald Jemand das Bette hüten muß, ſo verſammeln ſich gleich ſeine nächſten Verwandten, beſonders weiblichen Geſchlechts, um ihn herum, zwingen ſich zum Weinen, und ſtimmen Trauerlieder in einem jämmerlichen Tone an, wodurch ſie ihn zu heilen, oder ihm doch Linderung zu verſchaffen glauben. Je mehr die Krankheit zunimmt, um ſo größer wird die Verſammlung und um ſo lauter das Geheul. Auch die Freunde und Bekannten ſtrömen jetzt herbei, und was im Innern des Hauſes keinen Raum mehr findet, umgiebt es von außen. Alles jammert, weint und heult, bis der Patient verſchieden iſt. Natürlich muß dieſe immerwährende Störung, die beſtändige Erinnerung an den Tod und die Verpeſtung der Luft durch die Menſchenmaſſe ſehr nachtheilig auf den Kranken wirken, und Mancher ſtirbt nicht an der Krankheit, ſondern an den Beweiſen der Theilnahme.

Kahumanna hatte indeſſen ihre Geſchäfte in O Tuai beendigt und war mit dem Bruder des Königes, einem dreizehnjährigen hübſchen Knaben, in Hanaruro angekommen. Ich ſtattete auch ihr meinen Beſuch ab und ward ſehr gnädig empfangen. Sie iſt weit älter als Nomahanna, zwar auch ziemlich groß und wohlbeleibt, aber lange nicht ſo, als dieſe. Ihr Geſicht trägt noch die Spur ehemaliger Schönheit. Sie geht ſtets ganz vollſtändig auf europäiſche Art gekleidet und hat ſich unſere Sitten mehr anzueignen gewußt, als Nomahanna. Ihr halb von Stein und halb von Holz erbautes Haus iſt größer, als das, in welchem jene wohnt, aber eben nicht vorzüglicher möblirt. Es hat ebenfalls zwei Etagen und einen Balkon. Nahe dabei ſteht das Haus des Miſſionairs Bengham. So wie Nomahanna, ſoll auch Kahumanna das Datum von Tameamea's Tode auf dem Arme tragen. Sonſt ſind beide gar nicht tattowirt, was man überhaupt hier ſehr ſelten, und nur bei den älteſten Leuten findet.

Kahumanna beehrte mich mehrere Mal mit ihren Beſuchen

auf dem Schiffe, und hatte auch die Gnade, mir einen Brief zu schreiben, von dem Marini versicherte, er enthalte nichts, als sehr schwülstig ausgedrückte Ideen, die er nicht fassen und daher auch nicht übersetzen könne.

Die Zeit rückte heran, in der wir die Fahrt nach Neu-Archangel wieder antreten mußten. Unser Schiff war auf's sorgfältigste ausgerüstet, den heftigen und anhaltenden Stürmen im Norden während der Winterzeit zu widerstehen. Ich erwartete nur noch die Rückkehr unsers Herrn Mineralogen Hofmann, der auf einem hiesigen Schiffe eine Fahrt nach O Wahi gemacht hatte, um den Mou-na-roa zu ersteigen, was ihm aber nicht geglückt war. Auf Befehl der Königin Nomahanna hatte man ihm dort zwar Hülfe geleistet, aber die beiden Insulaner, die ihm zu Führern gegeben waren, weigerten sich weiter zu gehen, als sie bis zur Höhe von 7000 Fuß über der Meeresfläche gelangten, sich also ungefähr erst auf der halben Höhe des Berges befanden, wo nicht allein kein Mensch mehr wohnt, sondern bis wohin nur selten die muthigsten O Wahier vorzudringen wagen, theils aus Furcht vor den Geistern, welche den Gipfel des Berges bewohnen sollen, theils und hauptsächlich wohl, wegen der Kälte, die in dieser Höhe schon empfindlich wird, und den verwöhnten Tropenbewohnern ganz unerträglich scheint. Herrn Hofmann's Kanacka's legten sich platt auf die Erde nieder und erklärten, keinen Schritt weiter gehen zu können, ungeachtet sie wußten, daß sie für diesen Ungehorsam bestraft werden würden. Herr Hofmann bot ihnen bedeutende Geschenke an, drohte auch mit dem geladenen Pistol, aber das Alles änderte ihren Entschluß nicht, und Herr Hofmann mußte sich zur Rückkehr entschließen. Indessen ist er aber bei seiner Expedition doch nicht leer ausgegangen. Er hat außer den mineralogischen Beobachtungen, die er machte, eine äußerst merkwürdige Höhle entdeckt, die unter einem scharfen Winkel mehrere hundert Fuß tief in den Berg hineingeht, wo sich alsdann eine Wasserfläche zeigt, die sich weiter erstreckt, als der Schein der Fackeln in dem schauerlichen Dunkel zu sehen erlaubte. Es müßte sehr interessant seyn, diesen unterirdischen See auf einem Boote zu befahren. Das Auffallendste ist, daß er Seewasser enthält, und daß Ebbe und

Fluth hier eben so regelmäßig wechseln, als an der Küste. Es ist zu erwarten, daß Herr Hofmann mehr darüber bekannt machen wird.

Am 31. Januar 1825 verließen wir den Hafen von Hanaruro, und hatten das Vergnügen, unsern Freund Karemaku bei uns zu sehen, der sich durch die Hülfe unserer Aerzte so gestärkt fühlte, daß er es wagte, uns aus dem Hafen hinaus zu begleiten. Auch hatte er mehrere Doppelcanots mitgebracht, die das Schiff bugsirten. Als wir aus dem Hafen heraus und so weit in der See waren, daß wir nicht mehr Gefahr liefen, bei dem gänzlichen Mangel an Winde in die Brandung getrieben zu werden, nahm Karemaku mit den herzlichsten Ausdrücken Abschied von uns, wünschte uns eine glückliche Reise und versicherte, daß er sich sehr auf unser baldiges Wiedersehen freue. Auf ein Signal von ihm feuerte die Festung fünf Kanonen ab, was wir sogleich mit eben so viel Schüssen erwiederten. Karemaku schwenkte auf seinem Boote den Hut, rief noch mehrere Mal Aroha! und verschwand uns bald in den Hafen. Zugleich erhob sich ein frischer Wind, durch den wir in kurzer Zeit das schöne Land aus den Augen verloren, wo wir so froh gelebt hatten, um den gar nicht erfreulichen Kampf mit den Winterstürmen des Nordens anzutreten. Ich wählte die Fahrt durch den Canal zwischen den Inseln Wahu und O Tuai, als die zur Erreichung des offenen Oceans bequemste für Schiffe, die von Hanaruro kommen und nach Norden gehen. Wir hatten ihn schon am folgenden Tage durchschifft und richteten nun unsern Lauf gerade nach Neu-Archangel.

Der Leser wird mir gern die ausführliche Beschreibung dieser beschwerlichen Fahrt erlassen. Nur so viel will ich anführen, daß wir am 14. Februar über einen Punkt unter 35° Breite und 155° Länge, auf welchem, nach der Behauptung einiger Wallfischjäger in Wahu, eine Insel liegen sollte, bei sehr heiterem Horizonte wegsegelten, ohne die mindesten Anzeigen von Land zu finden, und daß unsere Fahrt überhaupt glücklich und schneller, als es in dieser Jahreszeit zu erwarten war, ablief.

Unsere astronomischen Beobachtungen hatten folgende Resultate gegeben:

Breite von Hanaruro	21°	17′	57″
Länge = ...	158°	00′	30″
Länge der öſtlichſten Spitze der Inſel Muwe	156°	13′	10″
Länge ihrer weſtlichſten Spitze . . .	156°	48′	11″
Breite einer der kleinen Inſeln öſtlich von Morotai, welche auf Vancouver's Charte nicht angegeben ſind . .	21°	13′	30″
Länge derſelben	156°	49′	12″

Unſern Aufenthalt in Neu-Archangel enthält der 10. Abſchnitt. Bei unſerer Rückfahrt nach Wahu hatten wir fortwährend ſchönes Wetter, aber ſchwachen Wind, ſo daß wir uns erſt am 29. Auguſt in der Parallelle von 34° Grad befanden, wo wir zuerſt in einer ſchönen ſternhellen Nacht den damals ſichtbaren Kometen in der Nähe des Aldebarran mit ſeinem $4\frac{1}{2}$° langen Schweife ſahen. Den 4. September ſegelten wir über den Punkt weg, der auf Arrowſmith's Karte von der Inſel Lazara eingenommen iſt, ohne das mindeſte Kennzeichen von Land zu entdecken; daher die Exiſtenz dieſer Inſel, die in früheren Zeiten von ſpaniſchen Seefahrern geſehen ſeyn ſoll, ſehr zweifelhaft bleibt.

Als wir den Wendezirkel erreicht hatten, führte uns ein friſcher Paſſatwind ſchnell den Sandwichinſeln zu, und am 12. September ſahen wir bereits den Mou-na-roa auf O Wahi, in einer Entfernung von 124 Meilen ganz deutlich als eine gewaltige Maſſe hoch über dem Horizont hervorragen. Am folgenden Morgen ließen wir, nachdem wir wieder zwiſchen den Inſeln Wahu und Morotai durchgeſegelt waren, die Anker vor der Einfahrt des Hafens von Hanaruro fallen, nachdem wir von Neu-Archangel aus 35 Tage in See geweſen waren.

Da ich geſonnen war, hier nur einen Vorrath von friſchen Lebensmitteln und Waſſer einzunehmen, und die Reiſe ohne längeren Aufenthalt fortzuſetzen, ſo hielt ich es für unnöthig, in den Hafen zu laufen, und wir blieben auf der Rhede, obgleich ſie für ſüdliche Winde ganz offen iſt und dieſe den Schiffen Gefahr drohen. Aber ſolche Winde finden hier äußerſt ſelten ſtatt, und nur zu gewiſſen Jahreszeiten. Auch kündigen ſie ſich immer durch trü-

Breite von Hanaruro	21° 17′
Länge = ...	158° 00′
Länge der öſtlichſten Spitze der Inſel Muwe	156° 13′
Länge ihrer weſtlichſten Spitze . . .	156° 48′
Breite einer der kleinen Inſeln öſtlich von Morotai, welche auf Vancouver's Charte nicht angegeben ſind . .	21° 13′
Länge derſelben	156° 49′

Unſern Aufenthalt in Neu-Archangel enthält der 10. Abſ
Bei unſerer Rückfahrt nach Wahu hatten wir fortwährend
Wetter, aber ſchwachen Wind, ſo daß wir uns erſt am 29.
in der Parallelle von 34° Grad befanden, wo wir zuerſt i
ſchönen ſternhellen Nacht den damals ſichtbaren Kometen
Nähe des Aldebarran mit ſeinem $4\frac{1}{2}$° langen Schweife ſahen
4. September ſegelten wir über den Punkt weg, der auf
ſmith's Karte von der Inſel Laxara eingenommen iſt, ohn
mindeſte Kennzeichen von Land zu entdecken; daher die Ex
dieſer Inſel, die in früheren Zeiten von ſpaniſchen Seefahre
ſehen ſeyn ſoll, ſehr zweifelhaft bleibt.

Als wir den Wendezirkel erreicht hatten, führte uns d
ſcher Paſſatwind ſchnell den Sandwichinſeln zu, und am 12.
tember ſahen wir bereits den Mou-na-roa auf O Wa
einer Entfernung von 124 Meilen ganz deutlich als eine ge
Maſſe hoch über dem Horizont hervorragen. Am folgende
gen ließen wir, nachdem wir wieder zwiſchen den Inſeln
und Morotai durchgeſegelt waren, die Anker vor der E
des Hafens von Hanaruro fallen, nachdem wir von Na
changel aus 35 Tage in See geweſen waren.

Da ich geſonnen war, hier nur einen Vorrath von f
Lebensmitteln und Waſſer einzunehmen, und die Reiſe ohne
ren Aufenthalt fortzuſetzen, ſo hielt ich es für unnöthig, i
Hafen zu laufen, und wir blieben auf der Rhede, obgleich
ſüdliche Winde ganz offen iſt und dieſe den Schiffen Gefah
hen. Aber ſolche Winde finden hier äußerſt ſelten ſtatt, un
zu gewiſſen Jahreszeiten. Auch kündigen ſie ſich immer dur

Soldaten von der Fregatte Blond, mit einem Chor Musikanten, welches den Trauermarsch spielte. Sodann ging der Geistliche von der Fregatte mit den Missionairen, und hinter ihnen kamen die Särge auf zwei Leichenwagen, jeder von vierzig Jeri's gezogen. Gleich hinter den Särgen ging der Thronfolger, der Bruder des Königes, ein Knabe von dreizehn Jahren, ganz in europäischer Uniform gekleidet. Auf ihn folgte die königliche Familie mit Lord Byron und seinen Officieren. Den Beschluß machte das Volk, das von diesem so feierlichen, ihm neuen Schauspiel angezogen, herbeiströmte und sich in großer Menge anschloß. Alles trug Zeichen der Trauer von Flor, oder, in Ermangelung desselben, von schwarzem Tapa. In der Kirche, welche ganz mit schwarzem Zeuge behangen war, verrichtete der Geistliche von der englischen Fregatte die Beerdigungsceremonie. Nach derselben verfügte sich der Zug in der vorigen Ordnung nach einer kleinen steinernen Kapelle, wo die Särge hingestellt wurden und sich auch noch befinden.

Bald darauf ließ Karemaku den Thronfolger unter dem Namen Tameamea III. als König der Sandwichinseln ausrufen, und behielt sich und der Königin Kahumanna die Regierung während seiner Minderjährigkeit vor.

So waren die Regenten zwar noch die nämlichen, aber Karemaku war so krank, daß er wenig Antheil an der Regierung nehmen konnte, und der Missionair Bengham hatte sich der herrschsüchtigen Kahumanna vollkommen bemächtigt, und durch sie einen so starken Einfluß auf die ganze Nation erlangt, daß die Wahuaner sich nach sieben Monaten gar nicht mehr ähnlich sahen. Wir hätten in der That glauben können, uns unter einem ganz anderen Volke zu befinden. Bengham hat sich zum Erzieher des jungen Königs aufgeworfen, den er unter strenger Aufsicht hält. Er mischt sich in jede Regierungs-Angelegenheit, und alle die neuen Verordnungen sind seine Ideen, die er durch Kahumanna und zum Theil sogar durch Karemaku ausspricht. Besondere Aufmerksamkeit richtet er auf die Angelegenheiten des Handels, bei dem er sehr interessirt ist. Er hat seinen Stand und die erste Ursache seines Hierherkommens ganz vergessen, und findet es angenehmer, zu

und ein Lord Byron ward dazu beſtimmt, ſie, ſammt dem [illegible] Gefolge, auf der Fregatte Blond nach Wahu zu bringen. [illegible] hier ankam und die Nachricht vom Tode des Königs und [illegible] nigin ſich ſchnell verbreitete, machte ſie große, aber verſchied[illegible] Senſation. Die Meiſten freueten ſich, einen König, zu [illegible] gar kein Vertrauen hatten, los geworden zu ſeyn; Andere [illegible] dieſer Verluſt; beſonders ſchien unſer Freund Karemak[illegible] ſchmerzlich von ihm ergriffen zu ſeyn, vielleicht aus alter [illegible] lichkeit an die königliche Familie, oder aus Patriotismus, [illegible] hoffte, daß der König ſich in England zum Herrſcher [illegible] werde, und nun keinen dazu geeignet fand, die Zügel der [illegible] rung, nach ihm, auf eine würdige Art zu ergreifen.

Den 11. Mai, einige Tage nach Lord Byron's Ankunft, [illegible] den die beiden Särge mit vielen Ceremonien unter dem [illegible] der Kanonen von der engliſchen Fregatte und von der Feſtung [illegible] Land, und in großer Prozeſſion vom Ufer in die Kirche ge[illegible] Das Volk ſchrie und heulte, wie es hier bei ſolchen Gelegen[illegible] die Sitte erfordert, und bewunderte dabei die Pracht der [illegible] Einige meinten, es müſſe ein Vergnügen ſeyn, in England [illegible] ben, wo man in ſo ſchöne Kaſten gelegt werde. Auf den Sä[illegible] die man mir zeigte, befanden ſich folgende Inſchriften in Oſ[illegible] ſcher und engliſcher Sprache:

Tameamea II., König der Sandwichinſeln, [illegible] in London am 14. Juli 1824 im Alter von 28 Jah[illegible] ren. Wir wollen das Andenken unſers geliebten K[illegible] niges Jolani in Ehren halten.

(Jolani war ein Beiname des Königes.)

Tamehamelu, Königin der Sandwichinſeln, [illegible] in London den 8. Juli 1824, im Alter von 22 Jahr[illegible]

Der Trauerzug war folgendermaßen geordnet. Zwölf [illegible] in der Nationaltracht, als Krieger mit ſchönen bunten Fede[illegible] nd Helmen, gingen voraus. Auf ſie folgte ein Comm[illegible]

Stunden von Hanaruro entfernten Grundstücke als Pächter, und hatte seine Abgaben immer prompt entrichtet, glaubte aber sich wegen seines hohen Alters und der weiten Entfernung vom Besuchen der Schule und der Kirche dispensiren zu können. Kahumanna jagte ihn deßhalb von ihrem Lande fort. Nun erschien er bittend vor der Königin, suchte ihr Mitleid mit seiner Hülfsbedürftigkeit zu erregen und stellte ihr vor, daß er in seinem hohen Alter nicht mehr im Stande sey, das Lesen zu begreifen. Alles umsonst! Kahumanna rief ihm mit zorniger Gebehrde zu: «wenn «du nicht willst lesen lernen, so gehe und ersäufe dich.»

Bis zu solchen Tyranneien hat Bengham die Königin gebracht, und er kömmt sich vielleicht schon als unbeschränkter Beherrscher aller Gemüther auf diesen Inseln vor. Aber er macht die Rechnung ohne den Wirth. Er spannt den Bogen zu stark, als daß er nicht brechen sollte, und ich prophezeihe ihm, daß sein Ansehen einst plötzlich schwinden wird. Schon giebt es viele Unzufriedene. Durch die Einberufung der Landleute nach Hanaruro sind die Lebensmittel hier sehr im Preiße gestiegen und werden immer mehr steigen, theils wegen der Anhäufung der Consumenten und theils auch deshalb, weil des vielen Studirens und Betens wegen nur wenig mehr gebaut werden kann. Dieser drückende Mangel kömmt noch zu der Geistessclaverei hinzu und reizt um so mehr an, die Fesseln zu zerbrechen. Mehrere Jeri's habe ich ihren Mißmuth äußern gehört, und die Landleute, welche Bengham's Religion für die Quelle aller ihrer Leiden halten, zündeten in einer Nacht die Kirche an, die aber bald, und ohne großen Schaden erlitten zu haben, gelöscht ward. Die Thäter wurden nicht entdeckt.

Karemaku hat die Wassersucht in hohem Grade. Der Arzt des Lords Byron hat ihn abgezapft; aber wir fanden ihn in einem Zustande, daß wieder eine Abzapfung nöthig war, welche unsere Aerzte auch verrichteten, und nach der er sich weit besser befand. Indessen kann er nicht mehr lange leben, und sein Tod wird das Signal zum allgemeinen Aufstand seyn, den vorzüglich Bengham's Verkehrtheit herbei führt.

So angenehm unser erster Aufenthalt in Hanaruro gewesen

Achtung aller übrigen Nationen erworben haben, zu Rückschritte in der Cultur machen und zur Schein Heuchelei gezwungen werden.

Bei einem Spaziergang, den ich mit einem amerikaniſchen Kaufmann machte, begegnete uns ein mit dem Buche in der Hand. Mein Begleiter wa ſtaunt, da er ihn als einen entſchiedenen Gegner der nungen kannte. Er gab daher dem Alten ſeine Ver erkennen, und fragte ihn, ſeit wann er denn auch ſi habe, das A B C zu ſtudiren. Mit einem ſchalkhaft das ſich doch eine bittere Empfindung zu miſchen ſchi der Greis, nachdem er ſich vorher umgeſehen hatte, o dern gehört werden könne: „glaubt doch ja nicht, da „ſen lernen will. Ich habe das Buch blos gekauft, „ſehen, damit Kahumanna glauben ſoll, ich folge „der übrigen. Thäte ich das nicht, ſo würde ich wei „tritt zu ihr haben, und dann ſtände es ſchlimm mit „ten, gebrechlichen Manne. Wozu hilft auch da „B, a, ba? macht es unſere Jams und Tarrowurzeln „ſen? Im Gegentheil, die Landleute müſſen ihre Fe „ſen, kaum die Hälfte derſelben wird noch zur Noth „ſoll daraus werden? Hungersnoth wird eintreten un

rung ſey einem Erdbeben gleich geweſen. Der Fiſch war verſchwunden, und der Leck des Schiffes ſo ſtark, daß es in fünf Minuten mit Allem, was es enthielt, unterging und nur der Kochsjunge mit Mühe gerettet werden konnte. Da befand ſich die Mannſchaft nun auf vier kleinen Böten dem hohen Meere Preis gegeben. Bis zum nächſten Lande hatte ſie eine Reiſe von mehreren Wochen zu machen, und ihre ganze Proviſion beſtand in einigem Zwieback, den ſie zufällig mitgenommen hatte. Nachdem man einige Zeit Rath gehalten, wohin man ſich wenden wolle und ſich darüber nicht vereinigen konnte, nahmen zwei Böte ihren Weg nach den Washington- oder Marqueſasinſeln, und die beiden andern, wo ſich auch der Capitain befand, ſteuerten nach Süden, in der Abſicht, die Inſel Juan Fernandez zu erreichen. Von den Erſteren hat man weiter nichts erfahren; die Letzteren wurden nach vierzehn Tagen von einem Schiffe aufgenommen. Es waren nur noch der Capitain und vier Mann am Leben. Die übrigen Zehen waren vor Hunger umgekommen und die Ueberlebenden hatten ſich von den Leichnamen genährt.

Am 19. September, als die erſten Sonnenſtrahlen das romantiſche Gebirge von Wahu vergoldeten, ſpannten wir unſere Segel und ſagten dieſen Inſeln Lebewohl, ihnen einen zweiten Tamea-mea nicht blos dem Namen, ſondern dem Geiſte und der That nach wünſchend, deſſen ſie ſo ſehr bedürfen.

XIII.

Die Pescadores-, Rimski-Korsakoff-, Eschscholtz- und Bronusinseln.

Von den Sandwichinseln nahmen wir unsern Lauf nach Südwesten, und es war meine Absicht, durch bisher noch nicht befahrene Gegenden nach der Radackkette zu segeln. Mehrere Schiffscapitaine hatten mir in Hanaruro gesagt, daß unter 17° 32′ Breite und 163° 52′ Länge eine Insel liege. Am 23. September segelten wir über diesen Punkt weg. Es zeigten sich zwar solche Vögel, die sich nicht gar weit vom Lande zu entfernen pflegen, aber das Land selbst konnten wir sogar von der Spitze des Mastes nicht entdecken, obgleich der Horizont rein war. So wenig kann man sich auf die Genauigkeit der Angaben von Kauffartheifahrern verlassen.

Den 26. befanden wir uns nach der Mittagsobservation in 14° 32′ Breite und 169° 38′ Länge. Es zeigten sich den ganzen Tag große Schwärme von solchen Wasservögeln, welche in der Nähe der Küsten bleiben, und selbst einige Landvögel, so daß es keinem Zweifel unterworfen war, daß wir in dieser Gegend einer bis jetzt noch unbekannten Insel nicht weit vorbeigesegelt sind, deren Entdeckung indessen späteren Seefahrern vorbehalten bleibt. Ueberhaupt hatten wir auf dieser Fahrt öfters Kennzeichen von nahem Lande, aber nie so viele, als heute.

Ein Schiffscapitain, der die Reise zwischen den Sandwichinseln und Canton mehrere Mal gemacht hat, will im 14° 42′ Breite

ſey einem Erdbeben gleich geweſen. Der Fiſch war verſchwun-
und der Leck des Schiffes ſo ſtark, daß es in fünf Minuten
llem, was es enthielt, unterging und nur der Kochsjunge mit
gerettet werden konnte. Da befand ſich die Mannſchaft nun
ier kleinen Böten dem hohen Meere Preis gegeben. Bis
ächſten Lande hatte ſie eine Reiſe von mehreren Wochen zu
n, und ihre ganze Proviſion beſtand in einigem Zwieback, den
fällig mitgenommen hatte. Nachdem man einige Zeit Rath
en, wohin man ſich wenden wolle und ſich darüber nicht ver-
n konnte, nahmen zwei Böte ihren Weg nach den Washington-
Marqueſasinſeln, und die beiden andern, wo ſich auch der
ain befand, ſteuerten nach Süden, in der Abſicht, die Inſel
Fernandez zu erreichen. Von den Erſteren hat man weiter
erfahren; die Letzteren wurden nach vierzehn Tagen von einem
e aufgenommen. Es waren nur noch der Capitain und vier
n am Leben. Die übrigen Zehen waren vor Hunger umgekom-
und die Ueberlebenden hatten ſich von den Leichnamen genährt.

Am 19. September, als die erſten Sonnenſtrahlen das roman-
Gebirge von Wahu vergoldeten, ſpannten wir unſere Segel
agten dieſen Inſeln Lebewohl, ihnen einen zweiten Tamea-
nicht blos dem Namen, ſondern dem Geiſte und der That nach
Hend, deſſen ſie ſo ſehr bedürfen.

XIII.

Die Pescadores-, Rimski-Korsakoff-, Eschscholtz-Bronusinseln.

Von den Sandwichinseln nahmen wir unsern Lauf nach
westen, und es war meine Absicht, durch bisher noch nicht
rene Gegenden nach der Radackkette zu segeln. Mehrere Schiff
taine hatten mir in Hanaruro gesagt, daß unter 17° 32′ B
und 163° 52′ Länge eine Insel liege. Am 23. September
ten wir über diesen Punkt weg. Es zeigten sich zwar solche
gel, die sich nicht gar weit vom Lande zu entfernen pflegen,
das Land selbst konnten wir sogar von der Spitze des
nicht entdecken, obgleich der Horizont rein war. So wen
man sich auf die Genauigkeit der Angaben von Kauffarthe
verlassen.

Den 26. befanden wir uns nach der Mittagsobservation
14° 32′ Breite und 169° 38′ Länge. Es zeigten sich den g
Tag große Schwärme von solchen Wasservögeln, welche in
Nähe der Küsten bleiben, und selbst einige Landvögel, so daß
keinem Zweifel unterworfen war, daß wir in dieser Gegend
bis jetzt noch unbekannten Insel nicht weit vorbeigesegelt
deren Entdeckung indessen späteren Seefahrern vorbehalten bl
Ueberhaupt hatten wir auf dieser Fahrt öfters Kennzeichen von
hem Lande, aber nie so viele, als heute.

Ein Schiffscapitain, der die Reise zwischen den Sandw
inseln und Canton mehrere Mal gemacht hat, will im 14° 42′ B

170° 30′ Länge eine Untiefe bemerkt haben. Ich kann diese
uptung weder bestätigen noch widerlegen, und führe sie nur
damit Seefahrer, welche diese Stelle passiren, sich in Acht neh-
mögen.

Den 5. October erreichten wir die nördlichste, zur Kette Ra-
gehörige Inselgruppe Udirik. Wir segelten ihrer südlichen
e in einer Entfernung von drei Meilen vorbei und berichtigten
e Chronometer-Längenrechnung, weshalb ich einen genau be-
nten Punkt von Radack zu sehen gewünscht hatte, um, im
wir die Kette Ralik entdeckten, die Längendifferenz zwischen
und Radack genau angeben zu können. Darauf setzten wir
e Fahrt gerade nach Westen fort, in die Gegend, wo die
doresinseln liegen müssen, um uns durch den Augenschein zu
eugen, daß diese Inselgruppe und Udirik nicht eine und die-
sind; welche Meinung noch von Einigen gehegt wird, indem
uben, daß der Entdecker der ersteren blos ihre geographische
e falsch angegeben habe.

Bei dem schönsten Wetter hielten wir den ganzen Tag unter
Segeln genau unsern Westcours, und es befand sich immer-
eine Wache an der Spitze des Mastes. Während der Nacht
ete der Vollmond. Wir fuhren unter wenigern Segeln; aber
beim Anbruch des Tages, den 6., wurden alle Toppen wie-
beigesetzt, und das Schiff flog schnell über die Wogen hin.
Mittag rief die Wache von oben, daß gerade auf unserer
Linie Land zu sehen sey. Wir erreichten es bald, und fan-
eine Gruppe von niedrigen, stark bewaldeten Coralleninseln,
e, wie immer, einen Kreis um ein Wasserbecken bildeten. Um
r Nachmittags befanden wir uns nur drei Meilen von dieser,
mit Cocosbäumen bedeckten Gruppe, und hatten von der
e des Mastes eine deutliche Aussicht über die ganze Ausdeh-
derselben. Indem wir uns mit ihrer Aufnahme beschäftigten,
irten wir ihre südliche Spitze in der Entfernung einer halben
e von den Riffen, und fanden, daß die größte Ausdehnung
e Gruppe sich von Westen nach Osten erstreckt, in welcher
tung sie einen Raum von zehn Meilen einnimmt. Der An-

ſchon etwas vorbei geſegelt waren, und die uns jetzt über dem Winde lagen. Ich ließ indeſſen ſogleich den Cours ändern, und wir bemühten uns, ſie durch Laviren zu erreichen; aber wir kamen in einen ſtarken Strom aus Oſten, der unſere Anſtrengung faſt gänzlich vereitelte, und je mehr wir uns dem Lande näherten, an Schnelligkeit zunahm. Dennoch gelang es uns, der weſtlichſten Spitze dieſer Inſelgruppe bis auf $11\frac{1}{2}$ Meilen nahe zu kommen. Sie zeichnet ſich von dem übrigen Lande durch einen runden Hügel auf einer kleinen Inſel merklich aus, und lag uns am Mittag gerade in Oſten, als wir nach der Obſervation die Breite 11° 30′ 32″ und die Länge 194° 34′ fanden. Von dieſem Punkte aus ſahen wir auch deutlich die Gruppe ſich nach Südoſten und Nordoſten bis zum Horizont erſtrecken. Wir machten noch einige wiederholte Verſuche, ihr näher zu kommen; da ſie aber nicht gelangen, ſo mußten wir uns mit der Beſtimmung ihrer weſtlichen Grenze, unter 11° 40′ 11″ Breite und 194° 37′ 35″ Länge begnügen, von wo ihre Ausdehnung nach Oſten nicht unbeträchtlich ſeyn kann, und ſetzten unſere Fahrt nach Weſten fort. Vermuthlich liegen dieſe Koralleninſeln ebenfalls um ein Baſſin herum. Von Bevölkerung haben wir keine Spur entdeckt, ungeachtet ſie wohl dazu geeignet ſchienen. Ich benannte ſie nach unſerem würdigen Doctor und Profeſſor Eſchſcholtz, der bereits die zweite Reiſe mit mir machte.

Ich brauche über die Lage der hier erwähnten drei Inſelgruppen nichts weiter zu ſagen, da die mit möglichſter Genauigkeit angefertigte, dieſem Bande beigefügte Charte vollſtändigen Aufſchluß darüber giebt; nur muß ich noch bemerken, daß keine von ihnen die mindeſte Aehnlichkeit von den von Wallis beſchriebenen Pescadores hat. Er war nicht im Stande, die Längen gehörig anzugeben, da man zur damaligen Zeit noch nicht die Mittel dazu hatte, welche uns zu Gebote ſtehen. Seine Pescadores können alſo wohl noch irgendwo anders liegen. Indeſſen iſt doch ſo viel ausgemacht, daß höchſtens nur eine dieſer Gruppen die Pescadores ſeyn und wir uns mit vollem Recht die Entdeckung der andern beiden zueignen können. Sie hat in ſo fern einigen Werth, als dieſe Gruppen ohne allen Zweifel der nördlichſte Theil der Kette Ralik ſind und ihre Lage und Entfernung von Radack genau beſtimmt iſt, ſo daß

es nunmehr leicht seyn wird, alle einzelne Gruppen der Kette Mahl für entdecken.

Von den Eschscholtz-Inseln richtete ich den Lauf des Schiffes so, daß wir die Bronus-Inseln zu Gesichte bekommen mußten. Mein Wunsch war, die Richtigkeit ihrer geographischen Länge und Breite zu prüfen und mich zu überzeugen, ob der Zwischenraum zwischen diesen beiden Gruppen frei von Inseln sey.

Am Mittag des 11. Octobers, Breite 11° 21′ 39″, Länge 196° 35′, wurden die Bronus-Inseln von der Spitze unseres Mastes in einer Entfernung von 20 Meilen sichtbar. Als wir uns nach einigen Stunden der südlichen Spitze dieser Gruppe bis auf $1\frac{1}{2}$ Meilen genähert hatten und einen großen Theil von ihr übersehen konnten, zeigte sich's, daß sie, so wie die andern von Korallen gebildeten, aus einem durch Riffe verbundenen Inselkreis besteht. Indessen scheint diese Gruppe von älterer Formation zu seyn, als die übrigen, bis jetzt von uns gesehenen Koralleninseln. Das Land ist ein wenig höher, als es sonst auf denselben zu seyn pflegt, und die Bäume sind weit größer und stärker, als auf den übrigen. Auch sie scheint nicht bewohnt zu seyn.

Eine Windstille, die plötzlich eintrat, setzte uns in die Gefahr, durch den Strom, der mit bedeutender Gewalt nach Westen lief, auf die Riffe getrieben zu werden; aber, als wir der Brandung schon nahe waren, änderte er seinen Lauf und ging mit der Küste parallell nach Süden. Auf diese Weise doublirten wir die südliche Spitze der Gruppe, wo ein schwacher Luftzug uns in sichere Entfernung vom Lande brachte. Diese südliche Spitze liegt nach unserer Beobachtung unter 11° 20′ 50″ Breite und 197° 28′ 30″ Länge. Es war meine Absicht, die ganze Gruppe genau aufzunehmen, weshalb wir uns bemühten, das Schiff während der Nacht in ihrer Nähe zu erhalten; aber beim Anbruch des Tages sahen wir, daß der Strom uns so weit unter den Wind weggeführt hatte, daß das Land kaum noch von der Spitze des Mastes zu sehen war. Da wir nun diese Inseln gegen den starken Strom und den Passatwind zugleich unmöglich wieder gewinnen konnten,

ſo mußte ich meine Abſicht aufgeben und der Cours ward jetzt g
rade nach den Ladronen- oder Marianen-Inſeln genomm
wo ich geſonnen war, friſche Lebensmittel einzunehmen.

Es iſt eine auffallende und nicht leicht zu erklärende Erſcheinung
daß auf der Parallelle 11° Norderbreite, von der Kette Radak an
bis den Bronusinſeln vorbei, ein Strom ſtatt findet, der 1½ M
in der Stunde beträgt.

XIV.

Die Ladronen oder Marianen und die Philippinen.

Da von dieſen Inſeln in der Beſchreibung meiner früheren Reiſe bereits ausführlich geſprochen iſt, ſo habe ich hier nur wenig zuzuſetzen.

Friſcher Wind und ſchönes Wetter machten unſere Fahrt ſchnell und angenehm. Am Morgen des 19. Octobers ſahen wir ſchon die zu den Ladronen gehörige Inſel Sarpani in einer Entfernung von 25 Meilen vor uns liegen, und bald darauf zeigte ſich auch die Hauptinſel Guaham, nach der wir wollten. Die Länge der öſtlichſten Spitze von Sarpani fanden wir 214° 38′ 00″.

Der Anblick der Oſtküſte von Guaham, welche dem unaufhörlichen Paſſatwinde ausgeſetzt iſt, läßt den ankommenden Seefahrer auf wenig Fruchtbarkeit dieſer Inſel ſchließen; deſto angenehmer iſt er überraſcht, ſo bald er die nördliche Spitze umſchifft hat, und ſich an der Weſtſeite der Inſel unter dem Winde befindet, wo die Natur ſo freigebig iſt, und man nur die Vertilgung der Bewohner bei der Beſitznahme der Spanier von dieſem Archipel und ihrer unſanften Einführung der chriſtkatholiſchen Religion bedauern muß. Auffallend iſt es, daß der Boden von Guaham unter der Dammerde aus Korallenblöcken beſteht, die zum Theil noch nicht verwittert ſind, woraus man vermuthen könnte, daß eine ehemalige eben ſolche Gruppe von niedrigen Koralleninſeln, wie die übrigen ſind, ſammt dem Baſſin, das ſie einſchloß, durch die Gewalt unterirdiſchen Feuers in die Höhe geſchoben worden, und auf ſolche Weiſe die Inſel Guaham entſtanden iſt. Daß Herr Hofmann einen Kra-

ter auf ihr fand, in deſſen tiefem Schlunde das Feuer noch bis jetzt nicht verlöſcht iſt, ſcheint dieſe Hypotheſe zu beſtätigen.

Die Feſtung auf der hier ſogenannten Teufelsſpitze, welche die Stadt Agadna vertheidigen ſoll, fanden wir in einem ſo friedlichen Zuſtande, daß keine ihrer Kanonen brauchbar war. Im Hafen Caldera de Apra lagen zu meinem Erſtaunen mehrere Schiffe unter engliſcher und nordamerikaniſcher Flagge, da die Spanier doch ſonſt keine fremden Fahrzeuge zuließen. Von den Capitains dieſer Schiffe erfuhr ich, daß die Wallfiſchjäger, welche ihr Gewerbe an der japaniſchen Küſte treiben, jetzt häufig Guaham zum Ruhepunkt und zur Verſorgung mit friſcher Nahrung wählen. Mit großem Vergnügen hörte ich auch von ihnen, daß ſie alle ſich ausſchließlich der von unſerm Admirale von Kruſenſtern angefertigten Charte der japaniſchen Küſte bedienen, von der ſie verſicherten, daß ſie die vorzüglichſte ſey, und ſelbſt Gegenſtände von minderer Bedeutung mit der größten Genauigkeit angebe. Wie viel Urſache haben die Seefahrer, den Herausgeber einer ſolchen Charte zu ſegnen! Wie oft hängt die Rettung ihres Lebens von der Richtigkeit derſelben ab! Man kann beſtimmt behaupten, daß es beſſer iſt, gar keine Charte zu haben, als eine fehlerhafte.

Da ich nur ein Paar Tage hier verweilen wollte und der Hafen eben nicht der ſicherſte iſt, ſo beſchloß ich, gar nicht einzulaufen, ſondern das Schiff in der Nähe der Stadt unter Segel zu halten, und ſchickte einen Officier an den Gouverneur mit der Bitte ab, uns mit friſchen Lebensmitteln zu verſorgen, von denen ich ihm eine Liſte mit gab. Am andern Morgen fuhr ich mit einigen Officieren an's Land, und wir wurden von dem Gouverneur dieſer Inſeln, Don Gango Errero, der ſchon alle erforderliche Maaßregeln getroffen hatte, uns ſchnell mit Lebensmitteln zu verſorgen, zwar freundlich, aber doch nicht ohne Verleugnung der ſpaniſchen Grandezza, empfangen. Er hatte die alte Erfahrung von Neuem beſtätigt, daß wenige Jahre einer ſchlechten Regierung hinreichen, das zu vernichten, was nur durch lange Anſtrengung einer guten Verwaltung gegründet werden konnte. Vor acht Jahren, als Medenilla hier Gouverneur war, herrſchte unter den Bewohnern Gua-

ham's Zufriedenheit und, nach ihrer Art, Wohlstand; nun ist es umgekehrt, und die Schuld davon trägt ein einziger Mann. So viel kömmt auf die Wahl dessen an, dem in so weiter Ferne Macht anvertraut wird, von wo nur höchst selten die Klage der Unterdrückten zur obersten Behörde gelangen kann. Errero hat sich sogar den Mord englischer und amerikanischer Schiffer zu Schulden kommen lassen, worüber ihre Cameraden, von Manilla aus, die spanische Gerechtigkeit nicht vergeblich anflehten; denn wie ich später erfuhr, war der Befehl zu Errero's Verhaftung bereits gegeben, als er mir in der schönsten Ruhe lustige Lieder, von der Guitarre begleitet, vorsang. Medenilla war wieder zum Gouverneur ernannt, um die von Errero gestifteten Uebel zu heilen.

Von meinen früheren Bekannten sah ich hier jetzt nur den würdigen Don Louis de Torres, den Freund der Caroliner, der Herrn von Chamisso die interessanten Nachrichten über die Sitten und Gebräuche dieser liebenswürdigen Insulaner mittheilte. Er hatte nach unserer Abreise auf dem Rurik wieder eine Fahrt nach den Carolinen gemacht und dort mehrere Familien bewogen, sich in Guaham anzusiedeln. Die jährlichen Besuche der Caroliner auf Guaham werden wieder regelmäßig fortgesetzt, und während unserer Anwesenheit befand sich hier eben eine kleine Flottille derselben. Als geschickte Seeleute werden die Caroliner von den Spaniern in Guaham, welche in diesem Fache ganz unwissend sind, zu den Fahrten nach den übrigen Marianen-Inseln gedungen, mit welchen ohne sie fast gar keine Communication statt finden würde. Wir haben selbst zwei ihrer Canots bei heftigem Winde und hoher See von Sarpana hier ankommen gesehen, und die Geschicklichkeit bewundert, mit welcher sie gesteuert wurden.

Die Empörung der spanischen Colonien hat sich nicht bis hierher erstreckt. Die Bewohner Guaham's sind treu geblieben, ungeachtet der Tyrannei des Gouverneurs, und haben sich selbst durch ein kürzlich hier gegebenes Beispiel nicht verleiten lassen. Ein spanisches Linienschiff und eine Fregatte kamen von Peru mit geflüchteten, treu gebliebenen Unterthanen, und legten auf ihrer Fahrt nach Manilla hier an, wo sich die Mannschaft beider Schiffe em-

pörte, die Officiere sammt den Passagiren an's Land setzte und nach Peru zurück kehrte, um gemeinschaftliche Sache mit den Insurgenten zu machen.

Nachdem wir vier Tage vor Agadna unter Segel zugebracht und uns mit Lebensmitteln versorgt hatten, die wir zehnfach so theuer bezahlen mußten, wie vor acht Jahren, verließen wir Guaham am 22. October und richteten unsern Lauf nach den Bashi-Inseln, zwischen welchen hindurch ich ins chinesische Meer gelangen und dann gerade auf Manilla zu segeln wollte.

Den 1. November zeigte uns die Mittagsobservation 20° 15′ Breite und 236° 42′ Länge, so daß wir uns also schon in der Nähe der Bashi- und Babuyan-Inseln befanden. Bis zum Untergang der Sonne waren wir noch so rasch vorwärts gesegelt, daß wir uns nur in geringer Entfernung vom Lande befinden konnten; aber in der Richtung, in welcher die Inseln uns lagen, hatten sich schwarze Wolken gehäuft, welche sie unserm Blicke verhüllten und stürmisches Wetter prophezeihten. Wir wagten es daher nicht, während der Nacht weiter zu segeln, und lavirten unter gerifften Segeln, den Anbruch des Tages erwartend. Um Mitternacht traten heftige Windstöße aus Norden ein. Die Wellen gingen hoch, aber es kam doch nicht bis zum Sturm. Kaum hatte die aufgehende Sonne den Horizont erleuchtet, als wir die drei hohen Richmondfelsen erblickten, welche in der Mitte der Straße zwischen den Bashi- und Babuyan-Inseln liegen. Bald darauf zeigte sich uns auch die Insel Bantan, deren hoher Felsenrücken noch nicht von Wolken befreit war. Das Wetter wurde nun hell, der Wind wehte stark aus Norden und wir setzten unter allen Segeln, welche uns die heftigen Windstöße nur zu tragen erlaubten, unsern Weg gerade der Straße zu fort, die von den südlichen Bashi-Inseln und den drei Richmondfelsen gebildet wird. Als wir uns in der Mitte der Straße befanden, hatten wir Ursache, den Verlust unserer Stengen, vielleicht sogar der Masten zu befürchten. Der Wind wehte sehr heftig aus Nordosten und trieb die See äußerst hoch. Die Wellen thürmten sich schnell über einander und begegneten hier einem starken Strome, der aus dem chinesischen Meere durch diese

dazu, um alles dieses zur Quelle des Reichthumes zu machen. ...em findet man hier Perlen, Ambra, Cochenillen; und Gold, ... und andere Metalle birgt die Erde in ihrem Schooße. ...underte hat Spanien diese Schätze unbenutzt gelassen und sich ... Nothwendigkeit befunden, zur Besoldung der Beamten noch hierher zu schicken.

Sowohl die hiesigen regulairen Truppen, als die Miliz, sind ...en braunen Eingeborenen formirt. Die Officiere sind Spa... größtentheils hier geboren und, mit sehr wenigen Ausnahmen, unwissend. Man sagt, die Soldaten seyen tapfer, besonders ... sie von den Pfaffen dazu ermuntert und eingesegnet worden. ... weit ich Gelegenheit gehabt habe, das hiesige Militair zu ...hten, muß ich indessen glauben, daß es gegen europäische ...en nicht Stand halten würde. Außerdem, daß es schlecht ...net ist, herrscht bei demselben so gut als gar keine Disci... von der selbst die Anführer wenig Begriff zu haben scheinen. ...fficier unterscheidet sich von dem Soldaten durch nichts, als ...form, und steht in der Regel mit ihm auf gleicher Stufe ...emeinheit. An Präcision von Manövern ist nicht zu den... ...nd wenn eine Schildwache mit der Flinte im Arm ruhig ... so hat das eben nichts zu bedeuten. Man hat mir gesagt, ... auf Luçon 8000 Mann regulairer Truppen befänden, und ...Aufbietung der Miliz bis 20,000 Mann zusammengebracht ...können. Das Feld der Ehre, wo die Helden von Luçon ...Lorbeern, ist auf den südlichen, zu den Philippinen gerech... aber noch nicht unterworfenen Inseln, die von muhamedani... ...ibianern bewohnt werden, welche mit den Spaniern in im... ...brender Fehde leben und als Piraten auf allen Küsten dieses ...eeres, wo Christen wohnen, Schrecken verbreiten und auch ...Verheerungen anrichten. Man schickt von Zeit zu Zeit einige ...ernannte Kanonenböte dahin, welche viel Pulver verschießen, die Seeräuber bezwingen zu können.

Man rechnet in den Vorstädten von Manilla, auf welche sie ...schränkt sind, sechs tausend Chinesen. Die mehresten sind ge... ...e und arbeitsame Handwerker, die übrigen Kaufleute, und

Er empfing mich freundlich und ertheilte mir auf mein Ersuchen sogleich die Erlaubniß, nach Cavite zu segeln, einem an der Bucht, nur ein Paar Meilen von der Stadt liegenden Flecken, wo sich eine Admiralität befindet und Schiffe mit Bequemlichkeit Reparaturen vornehmen können, deren das unserige bedürftig war. Wir gingen daher schon am folgenden Tage dorthin und begannen unsere Arbeiten.

Auch in diesem schönen Tropenlande ging uns die Zeit angenehm hin. Wie reich hat die Natur diese Inseln ausgestattet und wie wenig erkennt Spanien noch den Schatz, den es an ihnen besitzt. Die Stadt Manilla hat die vortheilhafteste Lage für den Handel mit der ganzen Welt, in der Nachbarschaft der reichsten Gegenden Asiens, fast in der Mitte zwischen Europa und Amerika. Die Eifersucht der Spanier auf alle ihre auswärtigen Besitzungen verschloß auch ihr den Handel mit jedem anderen Lande; aber nach dem Abfall der amerikanischen Colonien ist der Hafen von Manilla allen Nationen geöffnet, und nun werden die Philippinen bald ihre bisherige Unbedeutendheit verlieren. Noch beschränkt sich die Ausfuhr vorzüglich auf Zucker und Indigo nach Europa, und die kostbaren indianischen Vogelnester und Trepangs nach China. Letztere sind eine Art Seeschnecken ohne Gehäuse, die von hieraus bis nach den Ladronen, Carolinen, Pelew-Inseln und sogar bis Neuholland eben so verfolgt werden, wie die Seeottern an der Nordwestküste Amerika's, da die wollüstigen Chinesen sie, gleich den Vogelnestern, für ein Mittel halten, gesunkene Kräfte aufzufrischen und sie daher sehr theuer bezahlen. Aber wie unendlich viel mehr Handelsartikel könnten diese Inseln liefern. Kaffee von der vorzüglichsten Güte, Cacao und zwei Gattungen Baumwolle, die eine auf Bäumen, die andere, ausnehmend schöne, auf Sträuchern, wachsen hier wild und könnten durch Cultur mit leichter Mühe sehr vervielfältigt werden. Diese Artikel sind indessen noch so vernachlässigt, daß kein regelmäßiger Handel mit ihnen getrieben werden kann. Die schönsten Sagobäume findet man auf Luzon in Ueberfluß, aber sie stehen, so wie ganze Wälder von Zimmt, unbenutzt da. Muskat, Gewürznelken und Alles, was die Molucken hervorbringen, wächst auch hier, und es gehört nur einige Industrie, an der es leider noch

und einen Theil desselben zum Aufstande bewogen hatte, in
icht in seinem Bette ermordet. Die Empörer hatten sich auf
arktplatze versammelt, wurden aber bald durch ein anderes,
liebenes Regiment zerstreut, und in wenig Stunden war
e vollkommen hergestellt, die seitdem nicht wieder unterbro-

An die Stelle des unglücklichen Fulgeros ward der jetzige
eur Ricosort aus Spanien hergesandt.
r König, gerührt von der Treue der Stadt Manilla, zu
it, wo die andern spanischen Colonien die schweren Fesseln
tterlandes abwarfen, schenkte ihr, als Zeichen seines ganz
en Wohlwollens, sein Brustbild, welches der neue Gouver-
brachte. Diesem Bilde ward hier eine Verehrung erwie-
den hohen Werth bezeugte, welchen man auf das königs-
schenk setzte. Es ward für's Erste in einem der Krone ge-
Hause in der Vorstadt aufgestellt, von wo es in großer
nie seinen Einzug in die Stadt halten, und den ihm be-
n Platz im Schlosse des Gouverneurs einnehmen sollte. Der
ember war zu dieser, den Bewohnern Manilla's wichtigen
keit bestimmt, und drei Tage vorher empfing der gemalte
an jedem Abende in der Vorstadt große Cour. Das Haus
f's Schönste beleuchtet; vor demselben stand ein Piquet gut
ter Soldaten, alle Thüren waren mit Schildwachen besetzt
e Zimmer voll Kammerdiener, Pagen und Dujour-Officiere
em Range, in höchster Galla. Man suchte ganz die Etikette
anischen Hofes nachzuahmen. Wessen Rang es gestattete,
ortrait des Königs vorgestellt zu werden, ward von einem
irenden Obersten in den Audienzsaal geführt, der mit den
sten chinesischen Seidenzeugen prachtvoll ausgeschmückt war.
efand sich auf einer Erhöhung von einigen Stufen zwischen
goldverzierten Säulen das Bild hinter einem seidenen Vor-
Der dujourirende Oberste vertrat die Stelle eines Kammer-
führte den Vorzustellenden vor das Bild und zog den Vor-
weg. Beim Erblicken des Königs im Hermelinmantel, mit der
auf dem Haupte, mußte der Vorgestellte eine tiefe Verbeu-
machen, der König sah ihn stumm und freundlich an, der
ng ward wieder zugezogen und die Audienz hatte ein Ende.

unter diesen Einige sehr reiche. Sie sind die Juden von Luçon, aber noch mehr als diese, und mit weit wenigern, vielleicht gar keinen Ausnahmen, zu Betrug und allen Niederträchtigkeiten geneigt. Sie genießen nicht allein keine Vorzüge vor der gemeinsten Volksklasse, sondern werden im Gegentheil verachtet, unterdrückt, ungerecht behandelt und nicht selten über Verschulden bestraft. Ihre Habsucht läßt sie das Alles ruhig ertragen, und da das Ehrgefühl bei ihnen völlig erstickt ist, tröstet sie ein kleiner Gewinn durch gelungenen Betrug leicht über eine erlittene schimpfliche Behandlung. Die jährliche Abgabe jedes Chinesen, dafür, daß er die Luft in Manilla einathmen darf, beträgt sechs Piaster (30 Rubel), und will er irgend ein Gewerbe treiben, so muß er noch fünf Piaster (25 Rubel) zuzahlen, wogegen der eingeborene Indianer jährlich überhaupt nur fünf Realen (3 Rubel) zahlt, die er mit leichter Mühe erwirbt.

Auch die Philippinen folgten dem Beispiele der amerikanischen Insurgenten nicht; denn eine unruhige Bewegung unter den hiesigen Indianern, die ein Paar Jahre vor unserer Ankunft vorgefallen war, galt nicht der Regierung, und eine bald darauf versuchte Empörung gegen dieselbe fand wenig Anhänger. Zu der ersteren gaben ein Paar unschuldige Botaniker, welche die Insel durchstrichen, um Kräuter zu sammeln, die Veranlassung. Es riß eine epidemische Krankheit unter den Indianern ein, an der viele starben, und plötzlich entstand das Gerücht, die fremden Pflanzensammler hätten die Brunnen vergiftet, um die Indianer auszurotten, die nun, dadurch in Wuth gesetzt, in Schaaren herum zogen, mehrere Fremde ermordeten, und selbst in der Stadt Manilla die Häuser einiger schon längst hier angesiedelten Ausländer plünderten und zerstörten. Man glaubt, daß einige Spanier selbst die eigentlichen Unruhestifter gewesen sind, und das Volk durch das von ihnen verbreitete Gerücht aufgewiegelt haben, um im Trüben zu fischen. Den damaligen Gouverneur Fulgeros beschuldigt man allgemein, daß er nicht kräftig genug gegen die Unordnung gewirkt habe. Dieser gescheide und liebenswürdige Mann, aber vielleicht zu milde Gouverneur eines rohen Volkes, ward ein Jahr darauf von einem Mestizen, der als Officier bei einem hiesigen Regimente

diente und einen Theil desselben zum Aufstande bewogen hatte, in der Nacht in seinem Bette ermordet. Die Empörer hatten sich auf dem Marktplatze versammelt, wurden aber bald durch ein anderes, treu gebliebenes Regiment zerstreut, und in wenig Stunden war die Ruhe vollkommen hergestellt, die seitdem nicht wieder unterbrochen ist. An die Stelle des unglücklichen Fulgeros ward der jetzige Gouverneur Ricofort aus Spanien hergesandt.

Der König, gerührt von der Treue der Stadt Manilla, zu einer Zeit, wo die andern spanischen Colonien die schweren Fesseln des Mutterlandes abwarfen, schenkte ihr, als Zeichen seines ganz besonderen Wohlwollens, sein Brustbild, welches der neue Gouverneur mitbrachte. Diesem Bilde ward hier eine Verehrung erwiesen, die den hohen Werth bezeugte, welchen man auf das königliche Geschenk setzte. Es ward für's Erste in einem der Krone gehörigen Hause in der Vorstadt aufgestellt, von wo es in großer Ceremonie seinen Einzug in die Stadt halten, und den ihm bestimmten Platz im Schlosse des Gouverneurs einnehmen sollte. Der 6. December war zu dieser, den Bewohnern Manilla's wichtigen Feierlichkeit bestimmt, und drei Tage vorher empfing der gemalte König an jedem Abende in der Vorstadt große Cour. Das Haus war auf's Schönste beleuchtet; vor demselben stand ein Piquet gut gekleideter Soldaten, alle Thüren waren mit Schildwachen besetzt und die Zimmer voll Kammerdiener, Pagen und Dujour-Officiere von jedem Range, in höchster Galla. Man suchte ganz die Etikette des spanischen Hofes nachzuahmen. Wessen Rang es gestattete, dem Portrait des Königs vorgestellt zu werden, ward von einem dujourirenden Obersten in den Audienzsaal geführt, der mit den kostbarsten chinesischen Seidenzeugen prachtvoll ausgeschmückt war. Hier befand sich auf einer Erhöhung von einigen Stufen zwischen zwei goldverzierten Säulen das Bild hinter einem seidenen Vorhange. Der dujourirende Oberste vertrat die Stelle eines Kammerherrn, führte den Vorzustellenden vor das Bild und zog den Vorhang weg. Beim Erblicken des Königs im Hermelinmantel, mit der Krone auf dem Haupte, mußte der Vorgestellte eine tiefe Verbeugung machen, der König sah ihn stumm und freundlich an, der Vorhang ward wieder zugezogen und die Audienz hatte ein Ende.

Mit Tagesanbruch des 6. Decembers befand sich die ungeheure Menschenmasse, die aus allen Provinzen zu diesem Feste nach Manilla geströmt war, schon in voller Bewegung. Einen großen Theil der niederen Volksklasse sah man in allerlei komischen Costümen zum Theil sehr caricaturmäßig gekleidet; Raketen erfüllten die Luft, und an manchen Orten wurden auf der Straße chinesische Feuerwerke abgebrannt, die am hellen Tage blos Lärm und Rauch machten. Elegante Equipagen durchkreuzten in eiliger Geschäftigkeit die Gassen und konnten sich nur mit vieler Mühe durch die bunten Reihen der geputzten oder maskirten Fußgänger den Weg bahnen. Um 9 Uhr donnerte die Kanonade von der Festung, und um 12 Uhr begann die Prozession, bei der ein Gemisch von asiatischem und spanischem Geschmack obwaltete. Ich befand mich in einem Hause, wo sie unter den Fenstern vorbeigehen mußte, und ich sie weit hin übersehen konnte. Der Zug ward von Chinesen eröffnet. Zuerst kam ein Chor von 24 Musikanten, von denen ein Theil mit Stäben auf große, runde, kupferne Platten schlug, und dadurch eine Art dumpfer Glockentöne hervorbrachte, und der andre auf clarinettähnlichen Instrumenten gar widerlich pfiff. Die Töne der Kupferplatten hallten viel zu sehr in einander, als daß der Takt gehörig zu bemerken gewesen wäre, um den sich diese Kapelle überhaupt nicht sehr zu bekümmern schien. Den Musikanten folgte ein Zug Chinesen mit seidenen Fahnen, auf welchen ihre Götzen und Drachen von verschiedener Gestalt, mit Hieroglyphen umgeben, abgebildet waren. Hierauf wurde in einer Art von Sessel, der reich verziert und mit dem glänzendsten Lack überzogen war, eine junge Chinesin getragen, die eine Waage in der Hand hatte und, wie man mir sagte, die Gerechtigkeit vorstellen sollte, deren sich ihre Landsleute hier eben nicht sehr zu erfreuen haben. Einige Musikanten umgaben die Göttin und machten auf ihren Kupferplatten einen so gewaltigen Lärm, als wollten sie selbst jeden Klageton ersticken, der bis zu ihr reichen könnte. Auf die Gerechtigkeit folgte der Rest der Chinesen nach ihren verschiedenen Gewerben, deren Sinnbilder auf Fahnen prangten. Nun kamen vier, etwas betagte Bachantinnen in nachlässiger Kleidung, über die Gebühr entblößt. Ihr langes, schwarzes, herum fliegendes Haar gab ihnen das An-

n Furien, und nur die Bekränzung mit Weinlaub und die
ılen, die ſie in den Händen hielten, ließen errathen, was
:llen wollten. Nach dem Tambourin des Bachus, der eben
einem Harlekin glich, gaben ſie einen höchſt unanſtändigen,
niſchen Tanz dem jauchzenden Pöbel zum Beſten; und da
zeſſion ſich nur langſam bewegte, auch oft Halt machte,
nnen ſie hinlänglich Zeit, ihr ſchamloſes Talent auf die ekel-
Weiſe zu zeigen. Warum der Ehrenzug mit dieſem Schand-
ıdelt wurde, war nicht wohl einzuſehen. Doch es gab des
flichen viel dabei. Jetzt folgte ein Trupp Indianer, ver-
ɣtig und ſonderbar koſtümirt, Wilde vorſtellend, mit Spießen
)ildern verſehen, in fortwährendem Kampf mit einander be-
Darauf marſchirte ein Bataillon Infanterie, aus Knaben
', mit hölzernen Flinten und papiernen Patrontaſchen, und
)lgte eine Escadron Huſaren, gleichfalls Knaben, mit gezo-
hölzernen Säbeln und Pferden von Pappe, die, ſtatt die
u tragen, von ihnen getragen wurden, indem ſich an der
es Sattels ein Loch befand, durch welches die Beine des
gingen, ſo daß das Pferd der ſeinigen nicht bedurfte.
die Roſſe ſehr muthig waren, ſich bäumten und hinten
n ausſchlugen, blieb die Escadron doch in Reihe und Glied.
beluſtigte eine Geſellſchaft zwei Faden langer, als Stutzer
er Rieſen, deren oberer Körper aus Pappe beſtand, mit
großen und herausgeputzten Damen, nebſt einigen ſehr klei-
ergen das Volk durch komiſches Betragen und Tanz. Auf
lgten allerlei Thiere, Löwen, Bären, Ochſen u. dgl., eben-
n rieſenhafter Größe, ſo daß in jedem Beine derſelben ein
ging, wodurch ſie denn gravitätiſch fortſchritten. Sodann
nit ernſtem, hohen Anſtande Don Quixote, von ſeinem
Sancho begleitet. Auf die Frage, was der ehrſame Ritter
traurigen Geſtalt hier wolle, meinte Jemand, er repräſentire
)ohner Manilla's, welche ſo eben eine Windmühle für einen
anſähen. Hinter ihm marſchirte, gleichſam als ob er der
r wäre, einiges wirkliches Militair mit ſchöner Muſik, wor-
ei hundert junge Mädchen aus ſämmtlichen Provinzen der
nen, in ihrer verſchiedenen Landestracht reich und vortheil-

haft gekleidet, folgten. Fünfzig von dieſen Grazien zogen den prächtigen, mit rothem Sammet und vielem Golde verzierten Triumphwagen, auf welchem das Bild Fernando's prangte. Nicht zufrieden mit dem gemalten Mantel, hatte man ihm noch einen wirklichen von Purpurſammet, mit Gold geſtickt, umgehangen. Gegenüber, etwas zur Seite, ſaß auf einer Erdkugel eine hohe weiße Geſtalt, die in der einen Hand ein aufgeſchlagenes Buch und in der andern einen Stab hielt, mit dem ſie auf das Bild zeigte. Sie ſtellte die Muſe der Geſchichte vor. Möchte ſie einſt auch auf das Original freundlich zeigen können! Hinter dem Triumphwagen ritt eine Abtheilung Dragoner, und den Beſchluß des Zuges machten eine Menge Wagen, in denen die hieſigen angeſehenſten Perſonen fuhren. Mehrere thurmartige, chineſiſche Ehrenpforten ſchmückten den Weg, den die Prozeſſion durch die weitläuftigen Vorſtädte nach der Stadt nahm. Sie waren von Brettern aufgezimmert, nahmen unten die ganze Breite der Straße ein und waren — nach dem Geſchmacke der Chineſen, die, um den Spaniern zu ſchmeicheln, bei dieſer Gelegenheit keine Koſten geſcheuet hatten — auf's prächtigſte und bunteſte decorirt.

Als das Bild in der Stadt ankam, ward es von dem Gouverneur und der ganzen Geiſtlichkeit von Manilla empfangen, und ſtatt der jungen Mädchen zogen nun Bürger den Triumphwagen unter beſtändigem Rufen: Viva el Rey Fernando! Von allen Wällen wurden die Kanonen gelöſet, eine ſchöne militairiſche Muſik ertönte, und die Truppen, welche vom Thor an bis zur Hauptkirche in zwei Reihen aufgeſtellt waren, präſentirten das Gewehr, wobei ſie in das Viva des Volkes einſtimmten. Bei der Kirche ward Halt gemacht, das Bild hineingetragen, und nach dem Gottesdienſt, den der Biſchof hielt, ward es wieder auf den Wagen geſetzt und in die Wohnung des Gouverneurs gebracht, wo es endlich zur Ruhe kam.

Drei Tage dauerte die Feierlichkeit noch fort. Vom Aufgang der Sonne an bis zum Untergang wurden Glocken geläutet und Kanonen gelöſet. Abends war die ganze Stadt und Vorſtadt prächtig erleuchtet. Vor vielen Häuſern waren Transparente, welche

die ganze Fronte derselben einnahmen, so daß man von der Straße aus die Häuser gar nicht sah. Indessen übertraf die Beleuchtung der chinesischen Triumphpforten in der Vorstadt alle übrige. Die Drachen, mit denen sie verziert waren, spien Feuer, überall drehten sich vielfarbige Flammen bunt durch einander, und große Leuchtkugeln stiegen wie Vollmonde langsam in die Höhe, bis sie sich unter den Sternen verloren. Jedes dieser Gebäude hatte drei Etagen, mit Gallerien umgeben, auf denen Chinesen allerlei Possen trieben, um das Volk zu belustigen. Da sah man Taschenspieler, Seiltänzer, Luftspringer, Schattenspiel und sogar dramatische Vorstellungen, weshalb denn das Volk in Menge herbeiströmte und durch lauten Jubel seine Zufriedenheit kund that. Ich sah auf einer solchen Gallerie ein Trauerspiel geben. Ein wohlgenährter Mandarin ward auf Befehl des Monarchen erdrosselt und diese Operation unter vielen Possen vorgenommen. Das Volk ging Abends maskirt in den Straßen herum, ließ Raketen steigen und brannte chinesisches Feuerwerk ab. Auf mehreren Plätzen in der Stadt waren Gerüste erbaut, wo es ebenfalls allerlei zur Belustigung des Pöbels zu sehen gab. Von allen Orten her ertönte Musik. Auch wurden öffentliche Bälle mit freier Bewirthung gegeben.

Dieser beispiellose Freudentaumel über die Aeußerung der königlichen Zufriedenheit scheint zu beweisen, daß die Philippinen wohl treu bleiben und an keinen Abfall denken werden, besonders, wenn das Mutterland kein Stiefmutterland für sie ist.

Am 10. Januar 1826 war unsere Fregatte segelfertig und wir verließen Manilla, ohne einen Kranken am Bord zu haben.

XV.

St. Helena.

Begünſtigt von einem friſchen Nordoſtmanſun, durchſchnitt
ſchon am 21. Januar den Aequator in der Länge von 253°
und erreichten am 25. zwiſchen den Inſeln Sumatra und Java
Ocean, nachdem wir das chineſiſche Meer von ſeiner nördl
Grenze bis zur ſüdlichen glücklich durchſchifft hatten. Nun ri
ten wir unſern Lauf nach dem Vorgebirge der guten Hoffn
von dem auch wir einige Erholung hofften.

Als wir in der Länge von 256° die ſüdliche Breite von
erreichten, verwandelte ſich, gegen alle Regel in dieſer
der öſtliche Wind in einen weſtlichen und ward zu einem ſch
Sturm. Der ganze Himmel war mit ſchwarzen Wolken bed
aus denen der Regen gleich Wolkenbrüchen herabfiel. Um Mi
nacht, da der Sturm noch heftig wüthete, ſahen wir, bei der
umgebenden vollkommenen Dunkelheit, die Erſcheinung, welche
ter dem Namen Caſtor und Pollux bekannt iſt, und ihren Gr
in der Electricität der Luft hat. Es waren zwei leuchtende
geln, von der Größe, wie die Venus uns erſcheint, und von
ſo hellem Lichte. Sie zeigten ſich zwei Mal kurz auf einan
an der nämlichen Stelle, einige Zoll unter der äußerſten Spitze
ſerer längſten Segelſtange und waren nur einen halben Fuß
einander entfernt. Ihre Erſcheinung dauerte jedesmal me
Minuten und machte auf die Mannſchaft, die ſie nicht zu er

wußte, einen tiefen Eindruck. Ich muß gestehen, daß sie selbst für mich in der vollkommenen Finsterniß, bei dem heulenden Sturm und dem Toben der Wellen, etwas Schauerliches hatte.

Widrige Winde hielten unsere Fahrt auf. Den 22. Februar passirten wir den Meridian von Isle de France, 340 Meilen von der Insel entfernt. Wir hatten sehr stürmisches Wetter und erfuhren später auf St. Helena von Schiffen, die von Isle de France kamen, daß dort zu derselben Zeit ein zerstörender Orkan gewüthet hatte, wobei mehrere Schiffe, die sich in der Nähe der Insel befunden, großen Schaden gelitten und zum Theil um ihre Masten gekommen waren. Vielleicht wäre es uns auch übel ergangen, wenn wir unsern Weg nur um hundert Meilen näher an Isle de France oder Bourbon vorbeigenommen hätten. Ich muß jeden Seefahrer warnen, sich vom halben Januar bis zum halben März diesen Inseln nicht ohne dringende Nothwendigkeit zu nähern, weil das die Zeit ist, wo die heftigsten Orkane dort wüthen, die selbst auf dem Lande jährlich große Zerstörungen anrichten.

Am folgenden Tage holten wir die der englisch-ostindischen Compagnie gehörige große Fregatte Bombay ein, auf welcher sich der Gouverneur von Batavia, Baron van der Kapellen, nebst seiner Gemahlin als Passagiere befanden, deren interessante Bekanntschaft wir in St. Helena machten.

Am 15. März umschifften wir das Cap der guten Hoffnung. Es war meine Absicht, in der Tafel-Bai zu ankern, aber ein tüchtiger Sturm aus Nordwesten erinnerte noch zeitig genug daran, wie gefährlich diese Bai zu dieser Jahreszeit ist, und wir schlugen daher den Weg nach St. Helena ein.

Am 25. März hatten wir von Osten nach Westen 360 Längengrade zurückgelegt, und dadurch einen Tag verloren; weshalb wir unsern heutigen Freitag in Sonnabend verwandeln mußten.

Am 29. ließen wir bei St. Helena, vor dem Städtchen St. James, die Anker fallen. Die ganze Besatzung war gesund und munter, unsere Heiterkeit ward aber bald getrübt durch die Nachricht von dem Tode des Kaisers Alexander, die wir hier erhielten.

Dem würdigen Gouverneur von St. Helena, Herrn Brigadier Alexander Wakker, muß ich hier nochmals meinen verbindlichsten Dank sagen, für seine ausgezeichnet freundliche Aufnahme und die fortwährende Bemühung, mir und meinen sämmtlichen Reisegefährten den Aufenthalt auf dieser Insel angenehm zu machen. Er gab Diners und Bälle zu unserer Unterhaltung, und war immer bereit, jeden unserer Wünsche zu erfüllen. Daher erhielten wir auch die, sonst schwer zu erlangende Erlaubniß, das so berühmt gewordene Longwood zu besuchen, wo Napoleon seine glänzende Laufbahn in freudenloser, öder Einsamkeit beschloß.

An einem schönen Morgen traten wir unsere Reise dahin zu Pferde an. Als wir die niedliche kleine Stadt St. James verlassen hatten, die in einer Schlucht zwischen zwei sehr hohen, steilen, von aller Vegetation entblößten Lavafelsen liegt, und durch ihr freundliches Ansehen das Düstere ihrer Umgebung noch auffallender macht, führte uns ein schlangenförmiger, in den Felsen eingehauener Weg die steilen, von Natur unzugänglichen Abhänge hinauf. Dieser Weg, wo man auf einer Seite immer den fast senkrecht aufsteigenden Felsen, und auf der andern einen eben so hinabsinkenden Abgrund hat, ist sehr schmal und erreicht nur auf einigen Stellen die Breite von drei Faden; aber zur Sicherheit der Reisenden ist er mit einem steinernen Geländer versehen, so daß er nur dann gefährlich wird, wenn sich, wie das bisweilen der Fall ist, große Stücke von den Felsen ablösen und in den Abgrund rollen, da sie denn Alles, was in ihrem Laufe liegt, mit wegreißen.

Nachdem wir mit einiger Anstrengung die höchste Region der Insel erreicht hatten, wo sich die tropische Hitze der niederern Gegend, zu unserer Erquickung, in eine mäßige Temperatur verwandelte und wir eine weite Aussicht hatten, zeigte sich uns das Land ganz anders, als es dem ankommenden Seefahrer erscheint. Dieser sieht nur hohe, schwarze, zackige, öde Felsen, senkrecht aus dem Meer steigend, überall von der furchtbarsten Brandung bespült, so daß nirgends eine Landung ohne die größte Gefahr möglich ist, als auf dem einzigen Punkte bei St. James. Vergebens späht sein Blick nach einem grünen Plätzchen. Hier scheint gar keine Ve-

getation zu seyn und die Natur selbst St. Helena zum schauerlichen Gefängniß für Staatsverbrecher bestimmt zu haben. Ganz anders erscheint diese Insel hingegen, wenn man sie von oben herab erblickt. Da bilden freundliche, malerische Landschaften den auffallendsten Contrast mit der starren Außenseite, wie ein reiches Gemüth, das durch schmerzliche Erfahrungen dahin gebracht ist, sich mit zurückstoßender Kälte zu umgeben.

Doch gilt das nicht von dem ganzen oberen Theil der Insel, sondern nur von dem westlichen, der dem Einfluß des Passatwindes nicht ausgesetzt ist. Die Ostseite, wo Napoleon wohnte, ist so starr und todt, wie die äußere Felsenwand. Der immerwährend auf diese Gegend scharf wehende Passatwind treibt unaufhörlich Nebel und Wolken vor sich her, die an den Gipfeln der Berge hängen bleiben, sich in Platzregen ergießen, der öfters Ueberschwemmungen hervorbringt und während des größten Theils des Jahres die Luft feucht und ungesund machen. Daher ist der Boden hier gänzlich unfähig zur Cultur, und eine Gattung Gummibäume, die einzigen, welche man in der Nachbarschaft von Longwood erblickt, beweisen durch ihren krüppelhaften Wuchs, der kaum einen Faden beträgt, und durch ihre Neigung in einem scharfen Winkel, nach der Richtung des Passatwindes, wie störend dieser hier auf allen Organismus wirkt.

Je näher wir den Grenzen des Bezirkes kamen, in welchem es dem berühmten Gefangenen erlaubt war, sich zu bewegen, je mehr verschwand die Anmuth der Gegend, und je rauher ward das Clima, bis wir uns, ungefähr eine teutsche Meile von der Stadt, auf dem beschriebenen unfruchtbaren Boden befanden. Hier führt ein schmaler Steg den Abhang hinunter in ein kleines, von Hügeln umringtes, kesselförmiges Thal, das, vor dem Winde geschützt, mit seiner hübschen Vegetation einen recht freundlichen Anblick gewährt. „Dort ruhen die Ueberreste Napoleons," sagte unser Begleiter, den der Gouverneur uns mit gegeben hatte. Wir stiegen ab und traten den Weg zum Grabe zu Fuße an. Ein alter Invalide, dessen einsame Hütte in der Nähe desselben steht, und der es bewacht, kam uns entgegen und führte uns zu dem, von einem niedrigen eisernen Gitter umgebenen, schmucklosen, flachen Leichenstein, den

fünf Trauerweiden beschatten, wahrscheinlich von den letzten Anhängern des Unglücklichen gepflanzt. Es ist ein ergreifendes Gefühl, mit dem man an dieses prunklose Grab tritt. Dieser einfache Stein deckt die Hülle dessen, der einst ganz Europa erschütterte und der sein an Thaten überreiches Leben, fern von seinem Vaterlande, auf einem einsamen Felsen, mitten im Ocean, als Gefangener beschloß. Keine Inschrift bezeichnet diesen Leichenstein, jeder kann sich eine nach seinem Urtheil denken. Erst die Nachwelt wird ihm, der so mächtig in das Schicksal von Nationen griff, eine gerechte Grabschrift setzen; wir stehen ihm noch zu nahe. Vielleicht fehlte ihm nichts, um der größte Mann seiner Zeit zu seyn, als — Redlichkeit.

Der Invalide füllte aus einer nahen Quelle eine ganz gemeine irdene Kanne mit schönem klaren Wasser und reichte sie uns mit der Bemerkung, daß Napoleon, bei seinen Spaziergängen hierher, sich mit diesem kalten Wasser aus dem nämlichen Geschirr zu erquicken pflegte. Dieses kleine Thal war der einzige Fleck, wo er gesunde Luft einathmen und sich der Natur erfreuen konnte. Daher besuchte er es oft und äußerte mehrmals, daß er einst hier begraben seyn möchte. So wenig Rücksicht auch sonst auf seine Wünsche genommen ward, so hat man diesen wenigstens erfüllt.

Nachdem wir einige Zeit bei dem merkwürdigsten Denkmal des Wechsels menschlicher Schicksale verweilt und unsere Namen in ein dazu bestimmtes Buch eingetragen hatten, setzten wir uns wieder zu Pferde und ritten nach der Wohnung des verlassenen, alles Einflusses beraubten Gefangenen, der dem ungeachtet selbst hier noch immer den Kaiser spielte und sich von den freiwilligen Gefährten seiner Verbannung Sire und Majestät nennen ließ. Als wir das kleine, niedliche, gartenmäßige Thal im Rücken hatten, nahm das Land wieder seinen unfruchtbaren, wilden Charakter an, und nachdem wir ungefähr eine teutsche Meile in dieser unwirthbaren Gegend, wo keine Blume blüht und kein Vogel singt, zurück gelegt hatten, erblickten wir auf einem der höchsten Hügel eine ganz kahle, kleine Ebene, in deren Mitte ein Häuschen stand, in dichten Nebel gehüllt, so daß es kaum zu bemerken war. Unser Begleiter sagte,

das sey Longwood, und das Haus die ehemalige Wohnung Napoleons. Wir hatten es bald erreicht und glaubten es noch so zu finden, wie es bei dem Tode des Bewohners gewesen war. Wie interessant wäre es für jeden Besuchenden gewesen, wenn man dort nichts verändert, nichts weggeräumt hätte. Die englischen Beamten haben das nicht berücksichtigt. Das ärmliche Haus ist in zwei Theile von einander getrennt. Der kleinere Theil, Napoleons Schlafzimmer, ist ein Pferdestall, und der größere ein Magazin zur Aufbewahrung von Schaafsfellen, Fett und andern Producten der Insel geworden.

Napoleon hatte, wie man uns schon in der Stadt erzählte, neben seiner Wohnung ein kleines Gärtchen angelegt, in welchem er selbst arbeitete, wobei auch die Generalin Bertrand oft behülflich war. Nach vielen vergeblichen Anstrengungen und mancherlei Versuchen gelang es endlich, einige Blumen zu ziehen und sogar junge Eichenbäume zu pflanzen, die fortkamen. Einen von diesen Bäumen hatte Napoleon mit eigener Hand gepflanzt und einen andern Madame Bertrand. Da von dem Garten nichts mehr zu entdecken war, so fragte ich unsern Begleiter, wo er gelegen habe, und mit sarcastischem Lächeln zeigte dieser auf einen wüsten, von Schweinen durchwühlten Platz, indem er sagte: „Hier hat „Napoleon eben so glücklich Blumen gezogen, als er einst Reiche „stiftete; sie sind aber auch eben so schnell wieder verschwunden.“ An einem verfallenen Zaune stehen noch einige Eichen. Niemand weiß indessen mehr anzugeben, welche von Napoleon selbst gepflanzt ist.

Noch ward uns ein niedliches Häuschen gezeigt, welches der König für Napoleon hatte aufbauen lassen und das nicht lange vor seinem Tode fertig geworden war. Er wollte es nicht beziehen, obgleich es viel besser und bequemer eingerichtet war, als das, welches er bewohnte. Vielleicht fühlte er schon die Nähe des Todes und machte an das Leben keine Ansprüche mehr.

Gegen das unfreundliche, öde Longwood sticht der Sommeraufenthalt des hiesigen Gouverneurs an der, eine halbe deutsche Meile von der Stadt entfernten Sandy-Bai, am westlichen Ufer der Insel,

ſehr ab. Hier läßt das ſchöne, geſunde Clima faſt alle tropiſchen Gewächſe in üppiger Geſtalt gedeihen. Wir wurden in dem hübſchen, ſehr geräumigen und bequemen Plantationshauſe gaſtfrei aufgenommen. Es iſt von einem weit ausgedehnten Park umgeben, wo Natur und Kunſt ſich die Hand geboten haben, zu überraſchen und zu bezaubern. Wenn man ſich in dieſer reizenden Gegend, in dieſer reinen Luft ſo wohl fühlt und nun an Longwood zurück denkt, ſo kann man denen, die ihr Schickſal dorthin bannte, ſein Mitleid nicht verſagen. Den Umgebungen der Sandy-Bai fehlen nur die Gletſcher, um ganz eine kleine Schweiz darzuſtellen. Höchſt reizende maleriſche Landſchaften wechſeln mit ſchauerlichen Wildniſſen ab, wo die Natur ungeheure Felſenmaſſen durch einander geworfen hat. Der Fleiß der Bewohner hat dieſe Gegend noch ſehr verſchönert. Bequeme Wege ſchlängeln ſich an ſteilen Abhängen zwiſchen geſpaltenen Felſen hinauf und gewähren von Zeit zu Zeit gar anmuthige Ausſichten auf fruchtbare Felder, geſchmackvoll erbaute Häuſer, die mehrentheils von parkmäßigen Anlagen umgeben ſind, und freundliche kleine Pächterwohnungen, mit ihren niedlichen Gärtchen. Alles deutet hier auf die Induſtrie und die Wohlhabenheit der Einwohner. Auch gehen ſie allgemein ſehr gut gekleidet und haben ein geſundes und zufriedenes Anſehen. Wie man uns verſicherte, fühlen ſie ſich auf ihren eingeſchränkten Beſitzungen ſo glücklich, daß ſie ſich nur ſelten von ihnen trennen, und manche alt werden, ohne die Stadt geſehen zu haben. Zu ihren vielen liebenswürdigen Eigenſchaften gehört auch eine große Gaſtfreiheit. Sehr freundlich luden ſie uns in ihre Wohnungen ein, und ſetzten uns das Beſte vor, was ſie hatten, wobei ſie ihre Freude darüber äußerten, die erſten Ruſſen, die ihr Ländchen beſuchten, bewirthen zu können. Zur Mittagsmahlzeit wurden wir zu einem der reichſten Landbeſitzer eingeladen, der, obgleich über ſiebenzig Jahr alt, noch ſehr rüſtig und von jugendlicher Lebhaftigkeit war. Dieſem geiſtreichen und gebildeten Manne war es bis zu ſeinem neun und ſechszigſten Lebensjahre nicht eingefallen, ſeine ſchöne Heimath zu verlaſſen, außer daß er manchmal, jedoch ſehr ſelten und immer nur auf kurze Zeit, in die Stadt gezogen war. Durch ſeine Beleſenheit und durch die Erzählungen der nach St. Helena kommen-

den Fremden war er mit Europa hinlänglich bekannt, ohne daß jedoch der Wunsch in ihm entstanden wäre, diesen Welttheil, für dessen Cultur er hohe Achtung hatte, zu sehen; nun aber wandelte ihn plötzlich die Neugierde an, das so hoch gepriesene England genauer kennen zu lernen, und er beschloß, eine Reise dahin zu machen. Bei seiner Ankunft in London war er, wie er sich ausdrückte, von der Größe und Pracht dieser Stadt ganz geblendet. Das Gewimmel auf den Straßen, die er mit Ameisenhaufen verglich, hatte seine Erwartung weit übertroffen. Er besuchte Fabriken und erstaunte über die Vollkommenheit der Maschinen in denselben; das Theater ergötzte ihn, und er versicherte, durch alle diese, ihm neuen Eindrücke immerfort in einer Art von Betäubung gelebt zu haben. Das war ihm auf die Länge doch nicht angenehm, und er fing schon nach einem Monat an, sich nach seiner ruhigen, schönen Sandy-Bai zurück zu sehnen. Er benutzte nun die erste Gelegenheit, auf seine Besitzung zurück zu kehren, um sie nicht wieder zu verlassen.

Wir verlebten neun recht frohe Tage auf St. Helena, von denen uns durch die Freundlichkeit und Zuvorkommenheit der liebenswürdigen Einwohner die angenehmsten Rückerinnerungen geblieben sind. Unsere Mannschaft, die zwar gesund, aber von fast dreijähriger Navigation doch angegriffen war, suchte ich durch frische Lebensmittel, obgleich sie hier sehr theuer waren, so viel wie möglich zu stärken, da wir noch ein Mal die Linie zu passiren hatten, und zwar in einer Gegend, die am nachtheiligsten auf die Gesundheit zu wirken pflegt.

Am 7. April segelten wir von St. Helena ab, und durchschnitten schon am 16. den Aequator in der Länge von 22° 37′. Hier, in der Region der Windstillen, ward uns die feuchte Hitze äußerst lästig. Meiner Vorsichtsmaaßregeln ungeachtet, brach das Nervenfieber unter der Mannschaft aus, und ließ uns, nach allen bisher glücklich überstandenen Gefahren, den traurigsten Ausgang unserer Reise fürchten.

Wahrscheinlich hatte Ansteckung uns dieses Uebel zugezogen. Die nach Europa heimkehrenden Schiffe der englisch-ostindischen

r t,

uckermann.

Ueberſicht

der

›logiſchen Ausbeute,

von

Fr. Eſchſcholtz,

Profeſſor an der Univerſität zu Dorpat.

Erfurt,
gedruckt bei J. J. Ackermann.

Ueberſicht

der

zoologiſchen Ausbeute,

von

Fr. Eſchſcholtz,

Profeſſor an der Univerſität zu Dorpat.

Es ist sehr begreiflich, daß der Naturforscher auf einer Seereise weniger als Sammler leisten kann, als während einer großen Landreise, besonders wenn es die Bestimmung des Schiffes ist, große Räume mit Eile zu durchlaufen, um zu bestimmter Zeit sein Ziel zu erreichen; so haben wir von den drei Jahren nur etwas über ein Jahr auf dem Lande zugebracht. Freilich trifft man im offenen Meere auch viele, sehr merkwürdige Thiere an, mit deren Beobachtung man tagelang beschäftigt ist; allein es giebt auch gewisse Regionen in den Meeren, welche an der Oberfläche fast ganz unbewohnt scheinen, wie man daraus ersehen kann, daß eine eilf Wochen lange Fahrt nicht mehr wie zehn Thierarten zur Untersuchung darbot. Aber eben diese Thiere, welche man nur im offenen Meere antrifft und die deshalb den Naturforschern noch ziemlich räthselhaft geblieben sind, zogen mich in hohem Grade an, indem ich schon mit vielen merkwürdigen Formen auf der frühern Reise Bekanntschaft gemacht hatte. — Es wird am besten seyn, Alles, was sich von zoologischen Beobachtungen während dieser Reise darbot, in chronologischer Folge zu erzählen.

Zuerst ist zu erwähnen, daß der große Aufenthalt in der Nordsee, welchen ein anhaltend schwacher widriger Wind verursachte, auf

den großen Bänken durch Fischen mit dem Tiefennetze bemü
wodurch man eine große Anzahl Seethiere zu Tage förder
den fußlangen ästigen Stämmen der Spongia dichoton
Schaaren von Ophiura fragilis, Asterias rubens, Inach
neus, I. Phalangium, I. Scorpio, Galathea strigosa
prella scolopendroides Lam.; zu dieser letztern ist auch L
mera rubra als Synonym zu rechnen, indem sie nach Squilla
tricosa Müll. gebildet, letztere aber nur auf eine unvo
Abbildung des Weibchens der Caprella scolopendroides
det. Zugleich erhielten wir schöne große Stücke von Labula
gitata, Sertularia abietina, an welcher nichts Thierisches
merken war, auf der aber häufig Flustra dentata saß; fer
gurus Bernhardus, Fusus antiquus, Rostellaria pes p
Cardium echinatum, Ascidia Prunum, Balanus
Echinus saxatilis und Spatangus flavescens. Noch
zwei verschiedene Actiniae, auf Steinen sitzend, heraufgeb
sich aber weder in Pennant's British Zoology, noch
Fauna danica auffinden ließen.

In einer Windstille, welche uns an der portugiesischen
auf zwei Tage fesselte, wurden Janthina fragilis und exig
zophysa filiformis und eine andere Art aufgefischt. Von
exigua fanden sich viele Exemplare, deren blasige Masse sehr
gestreckt und an der Spitze hakenförmig gekrümmt war; a
äußern Seite bemerkte man einen fleischigen Streifen und
mit einer dichten Reihe kleiner gestielter glockenförmiger Schl
besetzt. Die Schläuche, welche an ihrem äußeren Rande offen
den, enthielten eine große Anzahl brauner Körner, Brut, w
man sich bewegen sah. Von den Rhizophysen hat es sich spät erg
daß alle bisher bekannt gemachten Arten, der weiche dehnbare
von Physsophora ähnlichen Gattungen sind, welcher seiner h
Theile beim Einfangen beraubt wurde; auch dieses Mal w
zugleich mit denselben mehrere getrennte, noch sich bewegende

einige Aehnlichkeit mit Salpen hatten, aufgefangen und genau
htet. — In der Nähe der Inseln des grünen Vorgebirges
außer dem hier sehr häufigen Exocoetus volitans, auch ei-
remplare des viel größern Exoc. exilsiens Cuv. an Bord ge-
; letzterer zeichnet sich durch die schwarz eingefaßten Bauch-
, durch außerordentlich große Augen und lange Bauchflossen
nd ist von der von Gmelin unter gleichem Namen angeführ-
rt sehr verschieden. — Die Region der Windstillen in der
des Aequators ist für den Zoologen sehr ergiebig; man kann
n ruhigen Wasser die mannigfaltigsten Meerthiere leicht sehen
it dem Netze bequem einfangen. Zu einem solchen Netze ist
ollene undichte Zeug, woraus die Flaggen bestehen, am be-
en, indem es das Wasser schnell durchläßt und nicht an ein-
klebt. Man verfertigt daraus einen kurzen weiten Sack, knüpft
obern Rand an einen kleinen Tonnreif und befestigt Alles an
nge leichte Stange. Wegen der Höhe, von welcher man
muß, ist es nicht möglich, ganz kleine Thiere zu sehen; des-
hut man wohl, das Netz halb im Wasser zu halten, als
man die Schaumblasen einfangen. Wenn man sodann nach
1 Minuten das Netz herauszieht und die innere Fläche des
; in einem weiten Glase mit frischem Meerwasser abspült, so
n oft die Freude, kleine Thiere von ganz besonderen Gestal-
seinem Glase herumschwimmen zu sehen. Ich erhielt in zehn
: ein und dreißig verschiedene Thierarten, unter denen ein klei-
liodon, acht kleine Crustaceen von meist ganz unbekannten
n, eine Meerwanze (Halobates micans), drei Arten von
mit Cliodora verwandten Gattung der Pteropoden, eine
ausgezeichnete Hyalaea, zwei neue Janthinen, Firola hya-
Pyrosoma atlanticum, Salpa coerulescens und eine an-
nbekannte, Porpita glandifera, und eine neue kugliche Art,
sa m., eine Velella, zwei neue Gattungen von Acalephen,
mit Diphyes zusammen eine eigene Familie bilden, und sich

durch ein einziges Schwimmſtück und durch eine einzige Saugröhre von ihr unterſcheiden; ferner Pelagia panopyra und zwei andere ſehr kleine Arten. An der braſiliſchen Küſte ſah man häufig die große Seeblaſe bei großen Wellen und friſchem Winde auf der Oberfläche ſchwimmen; ins Netz geriethen hier noch eine kleine neue Hyalaea und eine neue Gattung der Floſſenfüßler, der Limacina am nächſten ſtehend, mit einem breiten Kiel an der Schaale, und deshalb Steira genannt.

Braſilien iſt in den neueſten Zeiten von berühmten Naturforſchern bereiſet worden, welche ſich Jahre lang dort aufhielten und das Land nach allen Richtungen durchkreuzten; wir müſſen daher unſere ſehr einzelnen Bemerkungen, welche wir in der kurzen Zeit von vier Wochen machen konnten, billigerweiſe unterdrücken. Dadurch, daß der Herr Capitain von Kotzebue in der Bai von Boto-Fogo durch eigene Leute öfters fiſchen ließ, bereicherten wir unſere Sammlung mit 32 Arten Fiſche, deren allergrößte Zahl den aus dem atlantiſchen Meere beſchriebenen Arten ſehr ähnlich, aber nicht mit ihnen übereinſtimmend befunden wurden.

Der Inſectenreichthum Braſiliens iſt bekannt; ganz vorzüglich mannigfaltig iſt er in den feuchten und heißen Küſtenländern, wie die Umgegend von Rio Janeiro; hier giebt es äußerſt wenig Erdbewohner unter ihnen, ſondern die meiſten wohnen auf Bäumen oder Pflanzen; in Blumen, auf Blättern, an Früchten, und unter der Rinde halten ſich faſt Alle auf; ein großer Theil lebt noch in Baumſchwämmen und im Dünger. Unter den Coleopteren gehören die Raubkäfer immer zu den Seltenheiten; die weißflüglige Cicindela nivea Kirby lebt in großer Anzahl auf dem gleichfarbigen Sande am Meeresufer, dagegen Cic. nodicornis und angusticollis Dej. ſich auf Fußſteigen in Wäldern aufhalten; Cosnania vertritt die Stelle unſeres Elaphrus, lebt an graſigen Bachufern. Die kleinen Thierchen aus den Gattungen Plochionus und Copto-

dera klettern vermittelſt ihrer ſägeartig gezähnten Klauen an den bemooſten Baumſtämmen, und ihrer muß es eine große Anzahl in den ausgedehnten Wäldern geben. Von den ebenfalls räuberiſchen Cantharis giebt es wenige, und die ſtärkſte iſt Cantharis flavipes F., welche in der Zeichnung ſehr variirt und faſt allgemein für noch nicht beſchrieben angeſehen wird, weil bei flavipes irriger Weiſe China als Vaterland angegeben iſt. Um einigermaaßen ein Verhältniß anzugeben, wie zahlreich manche Gattungen hier an Arten ſeyn mögen, ſo mag dazu die Zahl derjenigen dienen, welche uns in der kurzen Zeit unſeres Aufenthaltes in die Hände kamen, nämlich von Elater 37, Lampyris 17, Ateuchus 14 Arten (die Arten der Untergattungen Deltachilum und Eurysternus mitgerechnet), Passalus 13, Anoplognathidae 14 Arten (nämlich Geniates, Aulacodus und andere Formen), Helops, mit Einſchluß von Stenochia und Statira 17, Curculionidae 108, Cerambycidae 101, Cassida 24, Haltica 26, Doryphora 12, Colaspis 15 und Erotylus 12 Arten. Die Gattung Phanaeus, welche Mac Leay auf den gänzlichen Mangel der Klauen an allen Füßen gegründet hat, iſt nur den warmen Gegenden Amerika's eigen; Onthophagus ſcheint dem Küſtenlande zu mangeln, wird aber in den innern hoch gelegenen Provinzen gefunden. So große Copris-Arten, als die der alten Welt (Isidis, Hamadrias, Bucephalus) ſind hier nicht entdeckt; ihre Stelle vertreten die großen Phanaei Faunus, bellicosus, lancifer etc.; etwas ganz ungewöhnliches iſt eine goldgrüne Copris, wie C. Hesperus. Onitis ſcheint ganz Amerika zu fehlen; was unter dieſe Gattung aus jenem Welttheile aufgenommen wurde, gehört theils zu Phanaeus, theils zu Eurysternus Dalm., einer ſehr ausgezeichneten Untergattung von Ateuchus. Nicht minder zahlreich als in Afrika ſind die Ateuchi in Südamerika, und hier ſcheinen ſich die Uebergänge zu Onitis und Copris vorzufinden; ihre langen und ſchmalen Schienen der Hinterbeine verkürzen ſich bei einigen kleinen Arten ſo ſehr, daß man

dieſe ſehr leicht zu Copris rechnen kann; aber ihre Schienen ſind platt und am untern Ende über den Anheftungspunkt der Hinterfüße nach innen und unten verlängert. — Kein Theil der Welt iſt ſo reich an Ruteliden, als das wärmere Amerika; und nach den engen Gränzen, welche Mac Leay gegenwärtiger Familie ſteckt, wäre ſie ganz allein auf dieſen Welttheil beſchränkt. Bei der größten Anzahl iſt der Kopfſchild nicht durch eine Linie vom Kopfe geſchieden, zugleich ſind ihre Kinnbacken außen gezahnt und die Bruſt nach vorn in einen Stachel verlängert; dieſe große Abtheilung iſt nur Amerika eigenthümlich. In der zweiten Abtheilung, deren Kopfſchild durch eine deutliche Querlinie abgegränzt wird, ſind wiederum diejenigen, welche mit einem Bruſtbeine verſehen ſind, — Amerikaner, wie Areoda und Allogenis m. (Melolontha lanigera F.). Endlich beſitzt Südamerika ebenfalls die Uebergangsgattung von den Ruteliden zu den Scarabäiden in der Gattung Cyclocephala. — Anoplognathiden ſind bisher aus Neuholland, Aſien, Südafrika und Südamerika bekannt und werden charakteriſirt durch ihre ſenkrechte Oberlippe, welche in der Mitte am tiefſten nach unten reicht und durch ihre ungleichen Klauen; dazu hat die Unterlippe entweder einen mittlern Fortſatz, oder beſteht aus zwei vor einander liegenden Theilen. So wie die neuholländiſchen Anoplognathiden das Anſehen der eigentlichen Ruteliden haben, ſo zeichnen ſich die ſüdamerikaniſchen durch ihre Aehnlichkeit mit Melolonthiden aus; bei den braſiliſchen trifft man kein Bruſtbein an und findet immer wenigſtens eine Klaue an allen Füßen geſpalten, wodurch ſie ſich auch von den aſiatiſchen unterſcheiden. — Chelonarium und Atractocerus fliegen Abends umher und folgen dem Lichte. Die braſiliſchen Springkäfer gehören faſt Alle zu andern Formen, als die europäiſchen. Unter den Heteromeriden trifft man in der Umgegend von Rio Janeiro wegen des feuchten Bodens keinen ungeflügelten Käfer an; nur auf dem Orgelgebirge hat man einige Arten der Gattung Scotinus aufgefunden.

Die lange Ueberfahrt von Rio Janeiro bis in die Bai von Conception lieferte wegen der meiſt ſtürmiſchen Witterung äußerſt wenig: eine vom La Plata-Strome verſchlagene Schnepfe, ein Exemplar von Diomedea Albatros am Feuerlande, eine große Salpa in beiden Formen und eine Lepas. Die Bai von Conception bietet einem Ornithologen ein reiches Feld dar: eine Papageyenart mit langem geſtuften Schwanze und nackten Augenkreiſen fliegt in Schaaren, und eine kleinere Art, welche aus dem Innern kömmt, wird gezähmt in Häuſern gehalten; zwei kleine Taubenarten wurden häufig geſchoſſen. Ambulatores kamen uns vor aus den Gattungen: Cassicus, Motacilla, Muscicapa, Pyrgita, Saxicola, Cotile; von Raubvögeln: Perenopterus Jota Mol., und zwei Buſſarde; Grallatores: zwei Arten Haematopus, beide mit weißen Beinen, von welchen die mit ganz ſchwarzem Körper, als H. niger von Quoy und Gaimard beſchrieben iſt, die andere mehr der europäiſchen gleicht; ferner ein Vanellus mit Sporen an den Flügeln, Numenius, Scolopax, Phalaropus, Ardea Nycticorax und endlich ein kleiner Vogel mit ſehr kurzen Waadbeinen, getrennten Zehen und kurzem dicken Schnabel, ähnlich dem eines Kernbeißers, welcher am Seeſtrande ſich aufhält und ſich von Rumex- und Polygonum-Saamen nährt, er bildet eine neue Gattung, Thinocorus zu nennen. Von Schwimmvögeln: von Sterna und Larus zu zwei Arten, Rhynchops nigra zu vielen Tauſenden, ſo daß ſie beim Auffliegen wolkenähnliche Schaaren bilden, eine Procellaria von der Untergattung Nectris, Podiceps zwei Arten, und ein Aptenodytes von der Untergattung Spheniscus. Des Letztern Farbe iſt oben bleifarben, unten weiß, auf dem weißen Grunde verläuft jederſeits neben der Gränze zwiſchen beiden Farben ein Längsſtreif von bleigrauer Farbe vom Schnabel bis zum Bauche, dabei Schnabel und Beine ganz ſchwarz. Das uns lebend überbrachte Thier legte ſich, wenn es ausruhen wollte, auf den Bauch und ſtreckte den Kopf gerade aus; im Waſſer ſchien es ſich nicht anders, als durch

beſtändiges Rudern erhalten zu können, wobei der ganze Körper unter Waſſer getaucht war; es ruderte dabei ſehr ſtark mit den vordern Extremitäten.

Von Amphibien können nur fünf Arten mit Beſtimmtheit angegeben werden, nämlich ein brauner Coluber, zwei kleine Eidechſen aus der Familie der Scincoidea, eine kleine Rana mit einem augenähnlichen Flecke in den Weichengegenden und ein kleiner Bufo. — Unter den Fiſchen waren die merkwürdigſten eine Torpedo, welche auf dem Rücken einfarbig rothbraun und ohne Eindrücke war und Callorhynchus antarcticus; letzterer könnte ganz gut mit Chimaera vereinigt bleiben. Cruſtaceen wurden eingeſammelt: drei Canceres, ein Portunus, Porcellana, Sphaeroma und Ligia.

An Inſecten iſt das dürre Küſtenland ſehr arm, denn die Zahl der im Jahre 1816 geſammelten, mit zu den jetzt gefangenen Käfern hinzugerechnet, beläuft ſich doch nur auf 67; allein ſie ſind auch dieſem Lande ganz eigenthümlich. Die merkwürdigſten ſind: ein Carabus von den ſchönen Farben des hispanus, aber mit ſchmalen gereiften Flügeldecken, und ein großer Prionus, deſſen Fußglieder ſehr kurz und walzenförmig, aber durchaus nicht erweitert und zweilappig ſind; er weicht hierdurch von der ganzen Familie der Cerambycinen ab, im Uebrigen iſt er unverkennbar ein Prionus, der wegen zwei flügelförmiger Anhängſel am Halsſchilde Pr. Mercurius genannt iſt. Ueberhaupt wurden 16 Carabiciden aus den Gattungen Calosoma, Poecilus, Harpalus, Trechus, Dromius, und Peryphus gefunden. Merkwürdig war es uns, ſo unbedeutend wenige im Dünger lebende Käfer anzutreffen; denn nur zwei zu den größern zu rechnende kamen uns vor, nämlich die Megathopa villosa Esch. Entomograph., welche eine Untergattung von Ateuchus bildet und Copris torulosa (ebendaſelbſt beſchrieben); allein dies hat ſeinen Grund darin, daß der großen Dürre wegen der Dünger gleich austrocknet. Es iſt merkwürdig, daß alle, uns

bekannten (siebenzehn) in Südamerika einheimischen Copris-Arten nur sieben Streifen auf jeder Flügeldecke haben, dagegen man bei den meisten Copris der alten Welt acht Streifen zählt; es stimmen nämlich nur die größten Arten Hamadrias, Bucephalus und Isidis *) in der Zahl der Streifen mit den südamerikanischen überein. Dieses Merkmal sowohl, als die Anwesenheit einer Kante neben dem siebenten oder achten Streifen, begränzen mehrere natürliche Unterabtheilungen in dieser Gattung. Von den Amerikanern hat nur C. Hesperus Oliv. eine Kante neben dem siebenten Streifen, und C. Actaeon Klug aus Mexico ist die einzige Art mit acht Streifen.

Den ausgetrockneten Rinderdünger wählen sich in Chili sehr verschiedenartige Käfer zum Schutz gegen die Sonnenstrahlen; fast alle aufgefundenen Heteromeriden mit verwachsenen Flügeldecken, die meisten Rüsselkäfer und mehrere Carabiden wurden unter demselben hervorgezogen. Die zehn Arten Heteromeriden mit verwachsenen Flügeldecken, welche hier vorkamen, gehören, außer einem Opatrinus, zu fünf neuen Gattungen. Die andern Heteromeriden bestehen in einem Helops mit hohen Schulterhöckern und einer schwarzen Lytta mit rothen Schenkeln. Unter den Rüsselkäfern fanden sich von Listroderes vier Arten, zwei ausgezeichnete Cryptorhynchi und einige andere von der Gestalt eines Rhigus. Endlich ist ein Lucanus von der Form des femoratus, ein großer Stenopterus und eine große schwarze Psoa zu bemerken. Aus den übrigen Insectenordnungen bot sich äußerst wenig dar; mehrere Arten aus der Gattung Pompilus, deren eine zwei Zoll lang und eine ausgezeichnete Castnia sind die vorzüglichsten.

Von Seethieren sind noch anzumerken: ein kleiner Octopus, ein Loligo, zwei Chiton, Patella, Crepidula, Pileopsis, Fis-

*) Diese Art war auch Fabricius schon bekannt, denn Copris Midas ist eine Varietät des Männchens und Gigas das Weibchen; bei ersterem ist aus Unbekanntschaft Amerika als Vaterland angegeben worden.

surella, Calyptraea, von Concholepas leider nur ausgeworfene Schaalen, ein großer Mytilus, eine kleine Modiola, Turritella, Turbo, Balanus und eine Holothurie aus der Untergattung Psolus.

In dem großen Meere zwiſchen der chiliſchen Küſte und den niedern Inſeln oder dem gefährlichen Archipelag ſcheinen äußerſt wenige Thiere an der Oberfläche zu leben, denn uns ſind keine zu Geſichte gekommen; nur fliegende Fiſche ſieht man häufig, welche dem Exocoetus volitans ſehr ähnlich ſind, bei denen aber die Strahlen der Bruſtfloſſen gegen das Ende zu ſich ſpalten. — In dem kurzen Zeitraume von zehn Tagen unſeres Aufenthaltes auf O Taha'iti wurde es durch die Hülfe der Einwohner, welche gegen ein Geſchenk allerlei Meerthiere herbeiſchafften, doch möglich, einen großen Theil der Naturproducte dieſes gelobten Landes kennen zu lernen. Vögel leben auf dem niedrigen Küſtenlande nur ſehr wenige. Der kleine blaue Psittacus taitianus hält ſich in der Krone der Cocospalme auf; Ardea sacra ſpaziert auf den Korallenriffen, und ziemlich ſelten ſieht man einen Tropikvogel vorbeifliegen. Ein Gecko von der Untergattung Hemidactylus lebt in alten Häuſern, eine kleine Eidechſe aus der Familie der Scincoidea mit kupferrothem Leibe und blauem Schwanze und einen geſtreiften Ablepharus trifft man an Felſen häufig an. An Fiſchen iſt eine große Mannigfaltigkeit, und Viele prangen mit den herrlichſten Farben, beſonders die kleinern, welche ſich von Korallen nähren und ſich immer zwiſchen den ſehr äſtigen Korallenarten aufhalten. Denſelben Zufluchtsort wählen ſich auch viele bunte Krebſe, namentlich aus den Gattungen Grapsus, Portunus und Galathea. Canceres wurden drei bekannte Arten gebracht, nämlich maculatus, corallinus und floridus; die beiden erſten Arten verhalten ſich ſehr ruhig und haben eine faſt ſteinharte Schaale. Ein kleiner Gelasimus macht ſich am Ufer dort, wo die Erde feſt iſt, kleine röhrenförmige Gänge, welche aus dem Waſſer auf's trockne Land führen. Das Weibchen hat ſehr kleine Scheeren; beim Männchen trifft man aber

immer eine ſehr große roſenfarbige Scheere an, welche bei Einigen die rechte, bei Andern die linke iſt. Ein großer bräunlicher Gecarcinus lebt ganz auf dem Lande in ſelbſt gegrabenen Höhlen; ſeine Kiemen ſind daher auch nicht offene Kämme, ſondern beſtehen aus Reihen von zuſammengedrückten blaſenförmigen Säcken. Hippa adactyla F. iſt hier ſehr häufig und hält ſich im Sande des Meeres vergraben. Fabricius bildete nach dieſer Art, deren Beine er aber falſch beſchrieb, ſeine Gattung Hippa; Latreille hat ſie als Remipes testudinarius aufgeführt. Ferner von Pagurus ſechs Arten; von beſchriebenen Cruſtaceen endlich noch Palaemon longimanus, Alphaeus marmoratus und Squilla chiragra, welche letztere durch einen eigenen Mechanismus mit ihren rothen keulenförmigen Schienen ſchlägt und mit der Spitze verwundet. Die Zahl der auf dem niedrigen Vorlande geſammelten Inſecten iſt ſehr gering: unter dieſen der in Neuholland vorkommende Staphylinus erytrocephalus, ein Aphodius, kaum zu unterſcheiden von dem am Cap lebenden limbatus Wiedem., ein Elater aus der Untergattung Monocrepis (deren viertes Fußglied nach unten zu einem breiten Lappen erweitert und deren Halsſchild breit iſt); ferner von Oedemera drei Arten aus der Untergattung Dytilus (hierher gehören auch Dryops livida und lineata F.), Apate, zwei kleine Arten, Anthribus, Cossonus, Lamia, Sphinx pungens, ein großes Phasma.

Am reichſten iſt natürlicher Weiſe die dortige Fauna an Mollusken und Radiaten, zu deren Beobachtung und Aufſuchung kein Ort uns bequemer vorgekommen iſt, als das Cap Venus. Hier befindet ſich zwiſchen dem einige hundert Schritte entfernten, zur Ebbezeit trockenen Riffe, welcher auch von Korallen erbaut iſt und die großen Wellen bricht, und zwiſchen dem trockenen Lande ein ſeichtes Gewäſſer, in welchem die mehr zerbrechlichen Korallenarten in der größten Mannigfaltigkeit leben. Mollusken und Echinodermen verſtecken ſich in dieſen, oft dichten Gebüſchen. Sehr auffallend war die

surella, Calyptraea, von Concholepas leider nur ausgeworf
Schaalen, ein großer Mytilus, eine kleine Modiola, Turri
Turbo, Balanus und eine Holothurie aus der Untergattung

In dem großen Meere zwiſchen der chiliſchen Küſte u
niedern Inſeln oder dem gefährlichen Archipelag ſcheinen äußerſt
nige Thiere an der Oberfläche zu leben, denn uns ſind keine
Geſichte gekommen; nur fliegende Fiſche ſieht man häufig, wel
dem Exocoetus volitans ſehr ähnlich ſind, bei denen aber
Strahlen der Bruſtfloſſen gegen das Ende zu ſich ſpalten. —
dem kurzen Zeitraume von zehn Tagen unſeres Aufenthaltes
O Tahaïti wurde es durch die Hülfe der Einwohner, welche
gen ein Geſchenk allerlei Meerthiere herbeiſchafften, doch mög
einen großen Theil der Naturproducte dieſes gelobten Landes ke
zu lernen. Vögel leben auf dem niedrigen Küſtenlande nur
wenige. Der kleine blaue Psittacus taitianus hält ſich in der Kr
der Cocospalme auf; Ardea sacra ſpaziert auf den Koralle
riffen, und ziemlich ſelten ſieht man einen Tropikvogel vorbeifliegen
Ein Gecko von der Untergattung Hemidactylus lebt in alt
Häuſern, eine kleine Eidechſe aus der Familie der Scincoidea m
kupferrothem Leibe und blauem Schwanze und einen geſtreiften Ale
pharus trifft man an Felſen häufig an. An Fiſchen iſt eine groß
Mannigfaltigkeit, und Viele prangen mit den herrlichſten Farben,
beſonders die kleinern, welche ſich von Korallen nähren und ſich im
mer zwiſchen den ſehr äſtigen Korallenarten aufhalten. Denſelbe
Zufluchtsort wählen ſich auch viele bunte Krebſe, namentlich aus
den Gattungen Grapsus, Portunus und Galathea. Cancer
wurden drei bekannte Arten gebracht, nämlich maculatus, cor
linus und floridus; die beiden erſten Arten verhalten ſich ſehr a
hig und haben eine faſt ſteinharte Schaale. Ein kleiner Gelasimu
macht ſich am Ufer dort, wo die Erde feſt iſt, kleine röhrenförmi
Gänge, welche aus dem Waſſer auf's trockne Land führen. D
Weibchen hat ſehr kleine Scheeren; beim Männchen trifft man di

abſehen kann, daß wir an einem kleinen Orte innerhalb ſo kurzer Zeit 24 Arten zuſammenbrachten, unter denen die größere Zahl unbeſchrieben zu ſeyn ſcheint. Fungia hat hier ihren Hauptſitz, denn außer F. agariciformis, scutaria und limacina kömmt noch eine längliche Art vor, welche, wie die beiden erſtern, auch nur einen Centralmagen hat; ſie liegen in geringer Tiefe zwiſchen andern Korallenarten auf feſtem Boden. Von bekannten Blätterkorallen ſind noch zu bemerken: Pavonia boletiformis, Madrepora prolifera, abrotanoides, corymbosa, plantaginea und pocillifera.

Die Einwohner der Navigator-Inſeln brachten uns den kleinen Psittacus australis, Columba australis und eine andere angenehm gezeichnete Taube, deren Gefieder grün, Scheitel purpurroth, die Bruſt mit einem dunkelvioletten Querbande geziert und die Füße purpurroth waren. Sie kletterte an den Wänden und der Decke des Bauers umher, ſprang nicht von ihrem Stocke hinab, um zu trinken, ſondern bog ſich ſo weit hinab, daß ſie nur an den Beinen hing, wenn ſie ſaufen wollte, und fraß nicht Körner, ſondern Früchte, vorzüglich Bananen, wodurch Alles dieſes Thierchen ſo ſehr an die Lebensart der Papagayen erinnerte.

Auf unſerer Fahrt zum Aequator ließen ſich Abends öfters Sterna stolida und Dysporus Sula auf dem Schiffe nieder und wurden gefangen. Beim alten Vogel des letztern iſt der Schnabel ganz blau, die Füße blutroth; bei jüngern Vögeln dagegen hat der Schnabel mehr eine röthliche Farbe und die Beine ſind fleiſchfarben. Die äußern Naſenlöcher fehlen gänzlich; überall liegen zwiſchen der Haut und den Muskeln Luftzellen von verſchiedener Größe.

Außer dieſen Thieren wurden ſechs verſchiedene Pteropoden aus eben ſo vielen Gattungen gefangen; ferner ein von dem atlantiſchen verſchiedener Glaucus, Janthina penicephala Per., eine Planaria, Salpa vivipara Per. und zwei neue Arten, ein Pyrosoma, dem

atlantiſchen ſehr ähnlich und eine Lepas, auf Schaalen der Janthina ſitzend. Die Ausbeute an Acalephen war beſonders reich; unter den 14 zu dieſer Claſſe gehörigen Thierarten war nur Physalia Lamartinieri bekannt, und fünf gehörten zu verſchiedenen Gattungen der Rippenquallen (Beroe, Cestum etc.).

Der Aufenthalt auf der Koralleninſel Otdia, welcher acht Tage währte, gab Gelegenheit, gegen 100 verſchiedene Meerbewohner zu beobachten oder einzuſammeln. Es iſt ſchon anderweitig erwähnt worden, daß das einzige Säugthier dieſer Inſeln eine Ratte von mittlerer Größe iſt, welche von den Früchten des Pandanusbaumes lebt und in dem leicht auszuhöhlenden todten Aeſten deſſelben niſtet. Mehrere Eidechſen haben ſich auf dieſen Inſeln auch ſchon eingefunden, wie der auch auf O Tahaïti bemerkte geſtreifte Ablepharus und ein kleiner Gecko; eine größere, ganz ſchwarze Eidechſe wurde mehrmals geſehen, entſchlüpfte aber zwiſchen den überall zerſtreut liegenden trocknen Pandanusblättern. Die Fiſche zeichnen ſich durch ſchöne Farben und auffallende Geſtalt aus; die uns die Einwohner brachten, gehörten zu den Gattungen Holocentrus, Sparus, Mullus, Chaetodon, Heniochus, Amphacanthus, Thenis und Fistularia. Die Cruſtaceen gehören zu 20 Arten, unter denen ſich ein Gonoplax von mittlerer Größe befindet, welcher ſo weiß wie der Korallenſand iſt, in welchem er auch am trocknen Ufer in Höhlen lebt. Der hier vorkommende Hippopus unterſcheidet ſich von dem bekannten maculatus durch eine viel ſtärkere Wölbung der Schaalen und andere Verhältniſſe; die recht große Tridacna iſt Tr. squamosa Lam. Etwas ganz Ungewöhnliches iſt es, eine zur Familie der Lepaden gehörige Thiergattung in röhrenförmigen Höhlen, welche ſie ſich ſelbſt im Korallenſteine bereitet hat, anzutreffen, wie die Gattung Lithonaetta N. Unter den 20 hier beobachteten Blätterkorallen befindet ſich keine von denen, welche auf O Tahaïti eingeſammelt wurden, namentlich drei neue Distichoporae, Seriatipora, Madrepora 6 Arten, Porites 2, Astrea

4 Arten, Pocillopora coerulea, und eine andere, gelbe breite blättrige Massen bildende Art, deren thierischer Schleim eine nesselnde Eigenschaft hat, Cariophyllaea glabrescens Cham. und Tubipora mit rothem Thiere.

Auf der Ueberfahrt von diesen Koralleninseln nach Kamtschatka traten zwischen dem 18. und 20. Grade nördlicher Breite mehrere Tage hindurch Windstillen ein, welche zur Beobachtung vieler seltener Thiere Gelegenheit gaben. Zuerst wurde ein kleines Thier aus der von Lamarck aufgestellten Familie der Heteropoden gefangen, welches sich durch zwei Reihen getheilter Flossen an den Seiten des Leibes auszeichnete und deshalb Tomopteris genannt wurde. Zweitens eine Salpa von der Abtheilung, bei denen die einzeln lebende Form am hintern Körper-Ende lange feine Fortsätze hat. 3) Eine kleine, mit Diphyes nahe verwandte Thiergattung, bei welcher der gallertartige Theil des Körpers, welcher den Nahrungscanal enthält, keine Schwimmhöhle hat (Eudoxia N.). 4) Eine kleine Beroe, welche ihre Schwimmfädenreihen verbergen kann. 5) Eine sehr kleine Porpita, deren Fangfäden an der Spitze mit sehr lang gestielten Saugknöpfen besetzt sind (Porpita ramifera). Das sechste Thier war ein wunderbarer Krebs, dessen dreieckige Rückenschaale (nur 2 Linien lang) sowohl nach vorn als nach hinten einen, 8 bis 10 Linien langen Stachel hinausragen hat (Lonchophorus anceps). Herr Prof. Germar hat zwar eine Käfergattung Lonchophorus genannt, dieselbe ist aber schon einige Jahre früher von Mac Leay unter dem Namen Phanaeus ausführlich bearbeitet worden. 7) Eine zu den Arthrodiae gehörende Thiergattung (Arthronema N.), anfangs aus hohlen starren Röhren bestehend, in denen sich später eine innere thierische Haut absondert; darauf erhalten Beide Einschnürungen und trennen sich endlich in viele einzelne Theile. 8) Eine Clio von einer Linie Länge, deren oberer kuglicher Leib mit einem feinen Fortsatze endigt. 9) Eine zweite Art zu der Gattung Appendicularia, welche mein Freund

und Gefährte auf dem Rurik, A. v. Chamisso, in dem zehnten Bande der N. Acta Acad. Leop. Car. aufstellte und einstweilen den Rippenquallen beizählen zu müssen muthmaßte; es ergab sich aber, daß diese Gattung zu den Mollusken und zwar zu den Heteropoden Lamarck's gehöre. 10) Eine Pelagia, entweder von der Panopyra Per. nicht verschieden, oder ihr äußerst ähnlich. Endlich eine neue Art Cestum, C. Najadis N.

Unter dem 34. Grade nördlicher Breite hielten Windstillen das Schiff wiederum einige Tage auf, in welcher Zeit das Meer glücklicherweise sehr ergiebig an Thieren war; es kamen nämlich vor: 1) Eine zu den Physsophoriden gehörige Gattung (Agalma N.), deren Fangfäden an der Spitze mit gabelförmigen Organen versehen sind; die Fangfäden der Gattung Physsophora sind einfach und ihrer ganzen Länge nach mit saugwarzenähnlichen Rauhigkeiten besetzt. 2) Eine neue Diphyes. 3) Eine neue Pelagia mit gelblicher Magenhaut, auf deren Scheibe ein kleiner Cirrhipede, aus der Gattung Cineras, saß. 4) Eine Meduse, zu der Abtheilung gehörig, bei denen man die Keimsäcke noch nicht kennt, mit breiten Magensäcken und vier starken Randfäden. 5) Eine Meduse, zu derselben Gattung gehörig, mit fünf und sechs Randfäden. 6) Eine sehr kleine Entomostracee von plattem Körperbaue, ausgezeichnet durch die bläuliche schillernde Farbe, ganz wie bei Hoplia farinosa. 7) Ein Loligo, wahrscheinlich cardioptera Per., durch seine sehr großen Augen merkwürdig. 8) Eine zweite Art der Gattung Phyllirhoe, welche Lamarck zu seinen Heteropoden gesetzt hat, wohin sie aber nicht gehört. Die in der Südsee lebende Art hat keine Augen, und einfache, nicht geringelte Fühlfäden, weshalb sie früher von uns für eine besondere Gattung gehalten und Eurydice genannt wurde. Obgleich sich so vieles Abweichende in der Bildung bei der Gattung Phyllirhoe durch den Mangel des Fußes zeigt, so halten wir sie doch für nahe verwandt mit Eolidia. 9) Ein neuer Glaucus von sehr schlankem Körper, kurzen Flossenstrahlen und schwarzblauer Farbe.

Eine neue Form unter den Rippenquallen aus der Familie,
: durch die sehr enge Magenhöhle und den Mangel der Fang-
bezeichnet wird; die Oberfläche des Körpers ist mit zapfenför-
Hervorragungen bedeckt, Eucharis N. Außer diesen Thieren
noch acht verschiedene Crustaceen ins Netz. In der Nähe von
hatka segelte das Schiff täglich durch mehrere rothe Streifen;
Einschöpfen des Wassers war der Eimer ganz angefüllt mit
anderthalb Linien langen, blutrothen Calanus, dessen Fühler
er Länge des Leibes, und sehr borstig waren.

In Kamtschatka fanden wir die Seeküste innerhalb der Bai
watscha arm an Mollusken und Strahlthieren, was wohl eine
: der nicht großen Ab- und Zunahme des Wassers seyn mag.
kleiner unansehnlicher Turbo, dessen leere Schaalen ein schwar-
Pagurus bewohnt, und ein Balanus waren die häufigsten Ge-
ände. Eine große Cyanea unterscheidet sich von der europäischen
iliata durch die Form der Mägen. Eine andere Meduse wurde
chtet, welche eine neue Gattung, Sthenonia N., bildet; ihre
nungsorgane sind wie bei Aurelia zerästelt, in der Nähe des
n Randes entspringen acht Büschel sehr langer Fäden, welche wie
er Physalien mit zwei Reihen von Saugwarzen besetzt sind.

Die Umgegend von St. Peter und Paul, welche vom 53.
ichen Breitengrad durchschnitten wird, hat eine Insectenfauna,
sie in Europa zwischen dem 60. und 70. Breitengrade nur
troffen wird, z. B. wie die Fauna von Finnland und Lapp-
Es stimmt eine große Anzahl der Arten aus beiden Gegen-
völlig überein; andere von den kamtschatkischen wurden bisher
in Sibirien angetroffen, und endlich ist eine kleine Anzahl dem
e eigenthümlich. Noch sind nicht alle 160 Arten einer genauen
ung unterworfen worden; es können daher nur folgende mit
ißheit angeführt werden. Erstlich finden sich auch im Norden
Europa: Pteroloma Forstroemii Gyllh., Nebria arctica Dej.

(hyperborea Schoenh.), Blethisa multipunctata, [illegible] borealis, Elaphrus lapponicus und viparius, Notio[illegible] tiana, Loricera pilicornis, Poecilus lepidus, Dyti[illegible] cinctus, Staphylinus maxillosus, Buprestis appendi[illegible] holosericeus, Ptilinus pectinicornis, Necrophorus [illegible] Silpha thoracica, lapponica, opaca und atrata, Stro[illegible] Byrrhus albo-punctatus, dorsalis, varius und aeneus, [illegible] philus scarabaeoides und melanocephalus, Cercyon [illegible] Hister carbonarius, Psammodius sabuleti, T[illegible] tus, Oedemera virescens, Apoderus Coryli, Lepura [illegible] ta, atra und sanguinosa, Lema brunnea, Cassida [illegible] Chrysomela staphylaea, lapponica, aenea, viminalis, [illegible] racea und vitellinae, Eumolpus obscurus, Cryptoc[illegible] variegatus, Coccinella 7 punctata, 13 punctata, [illegible] und 16 guttata. Zweitens befinden sich solche Arten unter [illegible] welche bisher nur in Sibirien angetroffen wurden, obgleich [illegible] nur eine sehr geringe Zahl ist: Cantharis annulata Fisch., [illegible] nach Gebler auf dem Altai vorkömmt, Dermestes do[illegible] Gebl., Aphodius ursinus N., und A. maurus Gebl., und [illegible] tura sibirica.

Unter den Käfern, welche bisher noch nirgends anders ang[illegible] fen wurden, daher als dem Lande eigenthümlich zu betrachten [illegible] können jetzt genannt werden: ein Cicindela, zwischen hybrida [illegible] maritima stehend; ein Carabus von der Form des cancel[illegible] Illig., mit schwarzen Fühlern und Beinen, C. Clerkii N., ein anderer grüner mit goldener Einfassung, zur Form von ca[illegible] latus, welcher nahe der Schneegränze am Vulkan Awatscha ge[illegible] wurde: C. Hofmanni N., Nebria nitidula, welche der Ca[illegible] nitidulus Fabr. ist, wie das in Bank's Museum aufbewahr[illegible] her einzige Exemplar in Europa darthut, die in den Thäle[illegible] [illegible] nt; eine zweite schwarze Art wurde am Vulkan ge[illegible] es hellgelbes Pteroloma, ein Elaphrus, Be[illegible]

6 Arten, Agonum 4 Arten, ein Anchomenus, ein Omaseus, eine Amara, Elater scabricollis Esch. Entomogr., ein Elater wie undulatus P., 3 Arten solcher, die wie Bructeri unter Steinen leben; eine ungeflügelte Art, welche sich im Meersande vergräbt und ein ganz schwarzer Campylus. Ferner ein Käfer, welcher eine besondere Gattung zwischen Atopa und Cyphon bildet; Cantharis cembricola Esch. und eine der testacea ähnliche; ein Hylecoetus, fast ganz wie dermestoides; Catops, wie agilis, ein breiter und mit weißlichen Schuppen bedeckter Heterocerus; ein Elophorus, zwei Phaleriae mit schwarzer Grundfarbe; von Stenotrachelis zwei Arten, beide größer als die europäische, welche bisher den Namen Dryops aenea führte, und wirklich ist der in der Banksischen Sammlung befindliche, von Fabricius so benannte Käfer entweder derselbe, oder eine höchst ähnliche Art; daher könnte man vermuthen, daß hier in der Bezeichnung des Vaterlandes ein Irrthum vorgefallen seyn möchte. Endlich sind noch zu erwähnen eine Chrysomela, ähnlich der pyritosa und eine Coccinella mit fünf, sehr großen Flecken auf beiden Flügeldecken zugleich, welche an der Schneegränze des Vulkans sich aufhielt. Es ist zu vermuthen, daß das Thal am Kamtschatkafluſſe, obgleich es nördlicher liegt, als die Umgegend von Awatscha, doch eine reichere Insectenfauna besitze, da das Klima dort viel gelinder ist und sich zum Ackerbau eignet.

Von Kamtschatka aus ging die Fahrt im Ganzen genommen gegen Osten. Anfangs leuchtete das Meer in jeder Nacht bei jedem Wellenschlage sehr stark; in der Mitte dieses großen Oceans traf es sich, daß in einer Nacht, als das Schiff noch wie gewöhnlich von leuchtenden Wogen umgeben war, sich vor ihm ein dunkler Abgrund zu öffnen schien. So bald das Schiff diese Gegend erreichte, so ergab es sich, daß hier alle jene leuchtenden Stoffe, wie Mollusken und Zoophyten nebst ihrer Brut, kleine Crustaceen und Fischrogen, gänzlich fehlten, und von hier bis zur amerikanischen Küste blieb das Meer glanzlos.

Ueberhaupt haben wir in dieſem großen Oceane Gelegenheit gehabt, die Bemerkung zu machen, daß das Meer an den aſiatiſchen Küſten, ſelbſt in bedeutender Entfernung vom Lande (namentlich 30 Längengrade von Japan nach Weſten entfernt), immer ſehr trübe iſt, welches theils von der ſehr großen Anzahl der verſchiedenſten kleinen Cruſtaceen, Mollusken und Zoophyten, theils von den Unreinigkeiten der Wallfiſche, Potwale und Delphine herrührt, welche letztere eben dieſer Nahrungsmittel wegen hier nebſt vielen Fiſchen ſich aufhalten. Dagegen iſt das Meer in der Nähe der Nordweſtküſte Amerika's rein und durchſichtig, und nur ſelten trifft man einzelne Meduſen daſelbſt an.

In der Hauptniederlaſſung der ruſſiſch-amerikaniſchen Handels-Compagnie im Norfolkſund an der Inſel Sitcha hatten wir mehr Gelegenheit, die Naturerzeugniſſe kennen zu lernen, als an andern Orten; indem wir während unſeres Aufenthaltes im Jahre 1825 vom März bis Mitte Auguſt durch faſt beſtändig ſchönes Wetter ſehr begünſtigt wurden, da man in andern Jahren gewöhnlich nur drei trockene Tage zwiſchen vierzehn nebligten und regnigten genießt. Solche Witterung trafen wir im Jahre 1824 an, wo wir die letzte Hälfte des Auguſt und den erſten Theil des Septembers hier verweilten.

Von der Fauna dieſer Inſel ſind uns ungefähr 260 Thierarten zu Geſichte gekommen; wegen der großen Nähe des feſten Landes iſt es nicht auffallend, daß hier mehrere große Säugthiere ſich aufhalten. Zu dieſen gehört Ursus americanus von der eigentlichen ſchwarzen Stammraſſe dieſer Art; ein Fuchs; ein Hirſch, der vielleicht nicht von Cervus virginianus verſchieden iſt, und der gemeine Biber, welcher die großen Blätter eines Pothos frißt, der von den Einwohnern als dem Menſchen ſchädlich bezeichnet wird. Außer dieſen wurden noch bemerkt eine kleine Vespertilio mit kurzen Ohren, eine Mustela und eine Phoca.

Von Vögeln wurden beobachtet: Aquila leucocephala, ein Astur, Corvus Corone und Stelleri, und einzelne Arten aus den Gattungen Turdus, Sylvia, Troglodytes, Parus, Alcedo, Picus, Ardea, Haematopus, Scolopax, Charadrius, Anas und Colymbus. Trochilus rufus ist nicht allein hier sehr häufig, sondern kömmt auch noch an derselben Küste unter dem 60. Grade der Breite vor. Von Procellaria furcata kam nur ein Mal bei stürmischer Witterung ein kleiner Schwarm in die Bai hinein. Mormon cirrhatum wird auch einzeln gefangen. Von Amphibien wird hier nur eine große Krötenart angetroffen. Fische sind ziemlich geringe an Arten, desto zahlreicher an Individuen, vorzüglich von den verschiedenen wohlschmeckenden Lachsarten und Häringen; ergiebig für die Fischer ist ein, mehrere Fuß langer Pleuronectes, und eine zwei Fuß lange und sehr dicke röthlichgelbe Perca.

Die Zahl der genauer beobachteten Annuliden beläuft sich auf 16, unter denen sehr schöne und unbekannte Formen sich vorfinden. Die meisten gehören zu bekannten Gattungen: Cirrhatulus, Arenicola, Aceronereis, Nereis, Aphrodita, Serpula, Amphitrite. Eine Nereis wurde in der Mitte der Bai an der Oberfläche schwimmend eingefangen, welche zwei Fuß lang und einen Zoll dick war; ihre seitlichen Anhängsel glichen runden Blättern. Eine mehrere Zoll lange und sehr schmale Aphrodita wurde nur zwischen Fuß und Mantel einer großen Fissurella angetroffen und war nicht selten. Ein den Amphitriten ähnliches Thier lebt gesellig in einer durchsichtigen gallertartigen Masse; die einzelnen Fäden der beiden Fächerbündel sind durch eine gemeinschaftliche Haut verbunden.

Von Mollusken wurden beobachtet: eine Limacina, zwei Eolidiae, deren eine mit schönen Farben prangt, ein Laniogerus, eine Polycera, vier Doris-Arten; eine Scyllaea; ein Thier, das den Namen Planaria verdient: es war drei Zoll lang, zwei Zoll

breit und nur eine halbe Linie dick; an der Oberfläche ſtanden, einen halben Zoll vom Vorderrande, zwei geſtielte Augen; an derſelben Stelle an der untern Fläche konnte man den Mund bemerken, und in der Mitte dieſer Fläche noch eine Oeffnung, aus welcher das Thier in der Ruhe vier ſchmale gefaltene Häute weit herausſtreckte. Das Thier kroch, wie die Planarien gewöhnlich, ſehr behende. — Ferner ein kleines Onchidium und eine neue Gattung der ſchaalentragenden luftathmenden Schnecken, deren Schaale ohne Windung, ihr Scheitel nahe dem Rande liegend, lebt auf Fucis. In den moosreichen Wäldern hält ſich ein großer gelblicher, ſchwarz gefleckter Limax und zwei Helices von mittlerer Größe auf. In der Bai ſelbſt kommen wenige der kiementragenden Schnecken mit gewundenen Schaalen vor; dagegen trifft man eine ziemlich bedeutende Anzahl an den äußern Küſten an, welche vom großen Ocean beſpült werden. Hier giebt es verſchiedene Arten aus den Gattungen Murex, Fusus, Buccinum, Mitra, Trochus und Turbo. Ferner lebt hier eine große Fissurella und ſechs Arten einer Gattung, die man nach der einfachen ungewundenen Schaale geradezu für eine Patella erklären würde; allein das Thier gleicht faſt ganz dem der Fissurella, mit dem Unterſchiede, daß nur ein Kiemenkamm in der Spalte über dem Nacken ſichtbar iſt. Merkwürdig iſt es dabei, daß uns an der ganzen Nordweſtküſte bis Californien keine Patella, dagegen nur Thiere der Gattung Acmaea vorgekommen ſind. Auch von der Gattung Chiton wurden ſechs Arten beobachtet; bei einer Art bedeckt die ſeitliche Haut die Ränder der Schaalen ſo weit, daß ſie zuſammen nur einen ſchmalen Rückenſtreifen zu bilden ſcheinen; bei einer andern ſind die Schaalen gänzlich unter der äußern Haut verborgen. Merkwürdig iſt es, daß dieſe letztere ſowohl, als eine ähnlich gebaute, in Californien lebende Art die anſehnliche Größe von acht Zoll Länge erreichen. Eine dritte, zu dieſer Unterabtheilung zu rechnende Art erhielt Pallas von den kuriliſchen Inſeln und hat ſie als Chiton amiculatus beſchrieben.

Unter den Acephalen ſind zu nennen ein großes Cardium, welches auch an der californiſchen Küſte lebt, Modiolus zwei Arten, ein Mytilus; Mya, zwei Arten und Teredo palmulatus, welcher letztere durch Schiffe hier eingeführt iſt, große Verwüſtungen in den Hafenwerken anrichtet und eine Länge von zwei Fuß erreicht. Dieſen ſchließen ſich an drei Ascidiae von ausgezeichneten Formen, eine Anomia, eine Terebratula auf einem Fusus angeheftet, zwei Lepas und ein Balanus. Holothurien wurden ſechs, zu drei verſchiedenen Gattungen gehörig, beobachtet; ein großes Thalassema gab die lange gewünſchte Gelegenheit zu beobachten, daß dieſe Gattung in die Nähe der Holothurien und nicht zu den Annuliden gehöre; acht Seeſterne leben hier theils an den Felſen, theils auf dem Grunde des Meeres; unter ihnen ſind vier Arten mit fünf Strahlen verſehen, an den andern zählt man ſechs, zehn, eilf und achtzehn Strahlen; die letztere iſt die größte, lebt auf dem Grunde des Meeres und die Zahl ihrer Strahlen variirt von 18 bis auf 21. Nur eine Ophiura wurde bemerkt. Verſchiedene ſehr große Actinien ſitzen auf den Felſen; alle beobachtete gehören zu denen, welche äußerlich mit Warzenreihen verſehen ſind. Auch eine Velella wurde in der offenen Bai gefangen; bisher wurde noch keine Art dieſer Gattung in ſo hohen Breiten beobachtet.

An Zoophyten boten ſich ferner dar aus den Gattungen Antipathes, Millepora, Cellaria, Flustra, zwei Arten, Melobesia, Retepora, Acamarchis, Lafoea, Aglaophenia, Dynamena, fünf Arten, Clytia, 4 Arten, und Folliculina, zwei Arten. Die Antipathes beſteht aus einem einfachen holzartigen, höchſtens federkielsdicken Stamme, welcher eine Länge von zehn Fuß erreicht; ſie wächſt in großer Tiefe in der offenen Bai und wird beim Fiſchangeln zufällig heraufgezogen.

Obgleich von allen Inſecten dieſer Inſel die Käfer am zahlreichſten ſind, ſo konnten während des ganzen Frühjahrs und Som-

mers bei anhaltend schöner Witterung und fast täglichen Excursionen doch nur 106 Arten aufgefunden werden. Im Ganzen ist anzumerken, daß sich unter ihnen keine Arten aus solchen Gattungen befinden, welche als Amerika eigenthümlich zu betrachten sind, und aus denen schon einige Arten aus andern Gegenden bekannt waren. Jedoch sind einige unter ihnen, welche ganz eigene Gattungen bilden, und daher der Nordwestküste Amerika's eigenthümlich seyn müssen. Ueberhaupt hat es sich aber bei genauer Vergleichung ergeben, daß keine der hier lebenden Arten weder in Nordasien, noch in Europa vorkommen, und nur sieben Arten sind bisher auch auf Unalaschka gefunden worden. Die Fauna ist dem Clima und Boden angemessen; von den schneebedeckten Gipfeln der Berge stürzen eiskalte Bäche herab, an deren Ufern zwischen den Steinen Nebrien, Patrobus und andere Carabiden einen kühlen Aufenthalt finden; in den Wäldern der Nadelhölzer leben verschiedene Xylophagen und einige Cerambyciden; die mit Moos reichlich bewachsenen alten modernden umgefallenen Baumstämme bieten Schlupfwinkel für verschiedene Carabiden, wie zweien Cychrus, Leistus, Platysma; ferner für Nitidula, Scaphidium, Agyrtes, Boros; und an den Rändern der Wälder nähren Sträucher und hohe Kräuter auch einige Insecten, die zu verschiedenen Familien gehören, wie zwei Homalisus, Omalium und Anthophagus, Anaspis, Cantharis und Silis, ferner Elater, acht Arten (eine neunte Art lebt unter Steinen).

Die kleinen stehenden Gewässer, welche aus einzelnen Gruben bestehen, sind verhältnißmäßig reich an Wasserkäfern, unter denen ein Dyticus von der Form des sulcatus, sieben Colymbetes, Hydroporus, zwei Arten, und ein Gyrinus. Die Carabiden sind Cychrus angusticollis und marginatus, Nebria metallica und drei neue Arten, Leistus, Poecilus 2, Patrobus, Omaseus adstrictus, Platysma 2, Loricera, von der pilicornis deutlich verschieden, Amara, Trechus 3, Bembidium 2 und Leja 3 Arten. Brachelytra sind 13 Arten vorgekommen; von Aaskäfern ein Ne-

crophorus, eine Silpha, ganz von der Form der subterranea und ein Catops. Von Pentameriden ſind noch zu erwähnen die Gattungen Scydmaenus, Cryptophagus, Byrrhus, Cercyon, Psammodius und Aphodius. Die Zahl der Heteromeriden beläuft ſich nur auf vier, nämlich ein Boros, von der gewölbten Form des elongatus, eine kleine Phaleria, eine blaßgelbe Anaspis und ein kleiner ſchwarzer flacher Käfer mit verwachſenen Flügeldecken, von neuer Form, zu der Familie der Blapiden zu rechnen. Rüſſelkäfer wurden nur ſechs gefunden, Xylophagen 7, aus den Gattungen Hylurgus 2, Bostrichus 3, ein Rhyzophagus und ein großer, ganz rother Cucujus. Die drei Bockkäfer ſind eine Sphondylis, eine Lamia, mit Warzen auf den zugeſpitzten Flügeldecken, und ein Käfer von der flachen Geſtalt eines Callidium. Aus der großen Abtheilung der Chryſomeliden kommen hier nur fünf Käfer vor, nämlich Donacia zwei Arten, ein Käfer von der Geſtalt einer Lema, und zwei Arten von der Geſtalt der Eumolpen, deren Fußglieder aber nicht lappig ſind. Endlich ſind auch drei Trimeriden entdeckt worden, nämlich zwei Latridii und ein Pselaphus.

Unſer Aufenthalt in der Bai von St. Francisco in Californien in den Monaten October und November war eben nicht ſehr günſtig für die Beobachtung organiſcher Naturproducte; es herrſcht in dieſer Zeit die größte Dürre daſelbſt, die Pflanzenwelt iſt wie abgeſtorben und natürlich haben alle Zugvögel dieſe öde Gegend verlaſſen. In dem Küſtenlande wechſeln nackte Hügel von ſteinigem und lehmigem Boden mit ſandigen Niederungen ab, welche mit krüppeligem Geſträuche bedeckt ſind; tiefer im Lande iſt der Boden ſehr fruchtbar, Sand bemerkt man daſelbſt nicht, Waldung fehlt aber auch. Im Hintergrunde erblickt man überall hohe Berge, von denen wir nur die gegen Norden gelegenen berührten, an welche ſich die ruſſiſche Niederlaſſung Roß anlehnt. Hier wird man durch den Anblick eines ſchönen Waldes erfreut, in welchem hochſtämmige Nadelhölzer mit Eichen und Roßkaſtanien abwechſeln. Von Säugthie-

ren dieſes, faſt noch ganz unerforſchten Landes können nur einige angegeben werden. Der hellgraue amerikaniſche Bär, welcher einen ſchmalen Kopf hat, kömmt ziemlich häufig in unbewohnten Gegenden vor; aber auch braune Bären werden hier geſchoſſen. Von dem Daſeyn zweier verſchiedener Stinkthiere glauben wir überzeugt zu ſeyn. Von einer Art erhielten wir ein Fell, deſſen Haar unten braun, oben ſchwarz iſt; von der Stirn bis zur Mitte des Rückens verläuft ein einfacher weißer Streifen, ſodann theilt er ſich und dieſe beiden erſtrecken ſich bis an die Spitze des Schwanzes. Die Füße zeigen deutlich, daß das Thier mit der ganzen Sohle auftrete, wie es denn auch, gleich den Dachſen, in Höhlen lebt. Die zweite Art ſoll drei weiße Streifen auf dem Rücken haben; ein ſolches Thier wurde von unſern Matroſen gefangen, entkam aber wieder. Der hieſige Maulwurf iſt größer als der europäiſche, oben graubraun, unten aſchgrau, Beine weißbehaart, der feine Schwanz erreicht den fünften Theil der Körperlänge. Auch eine Spitzmaus ward gefangen. Große Katzenarten ſollen ein Paar vorkommen; eine Mustela von der Natur der Lutreola wurde am Rio Sacramento geſchoſſen. Die Meerotter iſt hier noch recht häufig, ihr Haar aber nicht ſchwarz, ſondern bräunlich. Cervus Wapiti kömmt in großer Anzahl in bergigten Gegenden vor, und ein Reh wird an allen unbewohnten Stellen angetroffen. Im Sommer ſind der Rücken und die Seiten des Leibes beim letztern rothbraun, im Winter ſchwarzbraun, Bruſt, Bauch und innere Fläche der Schenkel weiß; Schnauze, Stirn, äußere Fläche der Ohren und eine zackige Binde, gleich hinter dem Kinn, ſind ſchwarz. Bürſten und Thränengruben ſind bei beiden Geſchlechtern vorhanden; die Bürſte hat einen ſchmalen ſchwarzen Hornſtreifen zum Grunde. Das Geweihe (des Männchens) ſpaltet ſich auf der Hälfte ſeiner Höhe in eine Gabel mit runden glatten Zacken. Das Thier wird 2½ Fuß hoch. Am Rio Sacramento und in der Nähe der ruſſiſchen Niederlaſſung erblickten wir Rudel von ziegenartigen Thieren mit langen hängenden Haaren

an den Schenkeln, und kurzen, ziemlich geraden Hörnern; leider konnten wir uns keins von ihnen verschaffen; es ist aber dieses Thier, so viel wir durch ein Fernrohr wahrnehmen konnten, die viel besprochene Capra columbiana oder Rupicapra americana Blainville.

Endlich ist noch zu bemerken ein kleiner Haase, kleiner als das Kaninchen, der in den niedrigen Gebüschen sehr häufig ist, und eine Zieselmaus, welche in den südlichen Ebenen gesehen wurde.

Wegen der sehr herbstlichen Witterung hatten die meisten hier brütenden Vögel diese Gegend wohl verlassen; man traf daher nur einige Standvögel, als dem Lande eigenthümlich, an, und eine ziemlich bedeutende Anzahl von Sumpf- und Wasservögeln, die täglich aus dem Norden ankamen. Zu den ersteren gehören vorzüglich die aus der Gattung Icterus, deren fünf Arten bemerkt wurden; eine rein schwarze Art mit hochrothen Schultern kömmt in unzähligen Schaaren vor, und hat ihr Nachtquartier, gleich dem Icterus phoeniceus, in den Binsengebüschen. Die in den vereinigten Staaten lebenden Sturnus ludovicianus und Picus auratus werden auch in Californien angetroffen; bekannt sind ferner Percnopterus californicus, Corvus mexicanus und Perdix californica. Ein großer grauer Kranich, der wahrscheinlich aus dem Norden gekommen, blieb hier; im Ganzen beträgt die Zahl der beobachteten Vögel 40 Arten.

Einige wenige Amphibien wurden unter Steinen verborgen angetroffen, nämlich ein großer Tachydromus, ein Tropydurus, ein Crotalus, eine Coluber und vier Salamandriden; unter letztern hat eine Art einen ganz warzigen Körper und einen schmalen, aber zusammengedrückten Schwanz, die Ohrendrüsen fehlen ihr jedoch; die andere hat einen schmalen und ziemlich langen Körper, von der Dicke eines Regenwurms, mit kurzen, weit von einander entfernten Beinen und fast undeutlichen Zehen.

An Käfern wurden faſt 200 Arten eingeſammelt; außer Lampyris corrusca Fabr., welche nach der Banks'ſchen Sammlung am Columbiafluſſe vorkömmt, ſind alle bisher noch unbeſchrieben. Unter Steinen auf dem trocknen Boden leben viele Heteromeriden mit verwachſenen Flügeldecken, unter denen ſich ſechs neue Gattungen befinden. Auch ein großer Cychrus lebt dort und eine der Manticora nahe ſtehende Gattung, nebſt vielen andern Carabiden, deren 50 Arten eingeſammelt wurden.

Auf den Sandwichsinſeln war die Ausbeute an Fiſchen und Cruſtaceen die größte; von den erſtern werden die verſchiedenartigſten und ausgezeichnetſten in den Fiſchbehältern der königlichen Familie gehalten; aus andern Thierklaſſen kömmt wenig vor. In den dichten Wäldern, welche die Bergrücken bedecken, müſſen mehrere Landvögel ſich aufhalten; wir erhielten aber nur Melithreptus vestiarius und zwei Arten aus der Gattung Dicaeum; in den unter Waſſer geſetzten Feldern lebt Gallinula chloropus und eine Fulica. Die Zahl der Korallenarten iſt geringe, indem dieſe Inſeln ſchon nahe der nördlichen Breite liegen, in welcher die Korallenarten aufhören. In der Nähe des Hafens kommen zwei Arten Astreae, zwei Porites, eine Pavonia und eine Hornera vor. Die Zahl der Inſecten iſt ſehr geringe, wie es überhaupt an Landthieren mangelt; es iſt daher ſchon eine bedeutende Anzahl, wenn wir 20 Käferarten aufzählen können. Ein kleiner Platynus iſt der einzige Carabide; in den Gewäſſern fanden ſich zwei Colymbetes und ein Hydrophilus. Der einzige Elater gehört zu einer Untergattung (Agrypnus N.), zu der wir einige Arten rechnen, welche nur in der alten Welt vorkommen, namentlich Elater tomentosus, fuscipes, senegalensis etc.; Käfer, welche an der Unterſeite des Halsſchildes zwei tiefe Furchen zur Aufnahme der Fühler haben und bei Nacht ihrer Nahrung nachgehen. Aehnlich ſind mehrere europäiſche, mit Schuppen bedeckte Springkäfer gebildet, welche Megerle unter dem Namen Lepidotus begreift, wie fasciatus, mu-

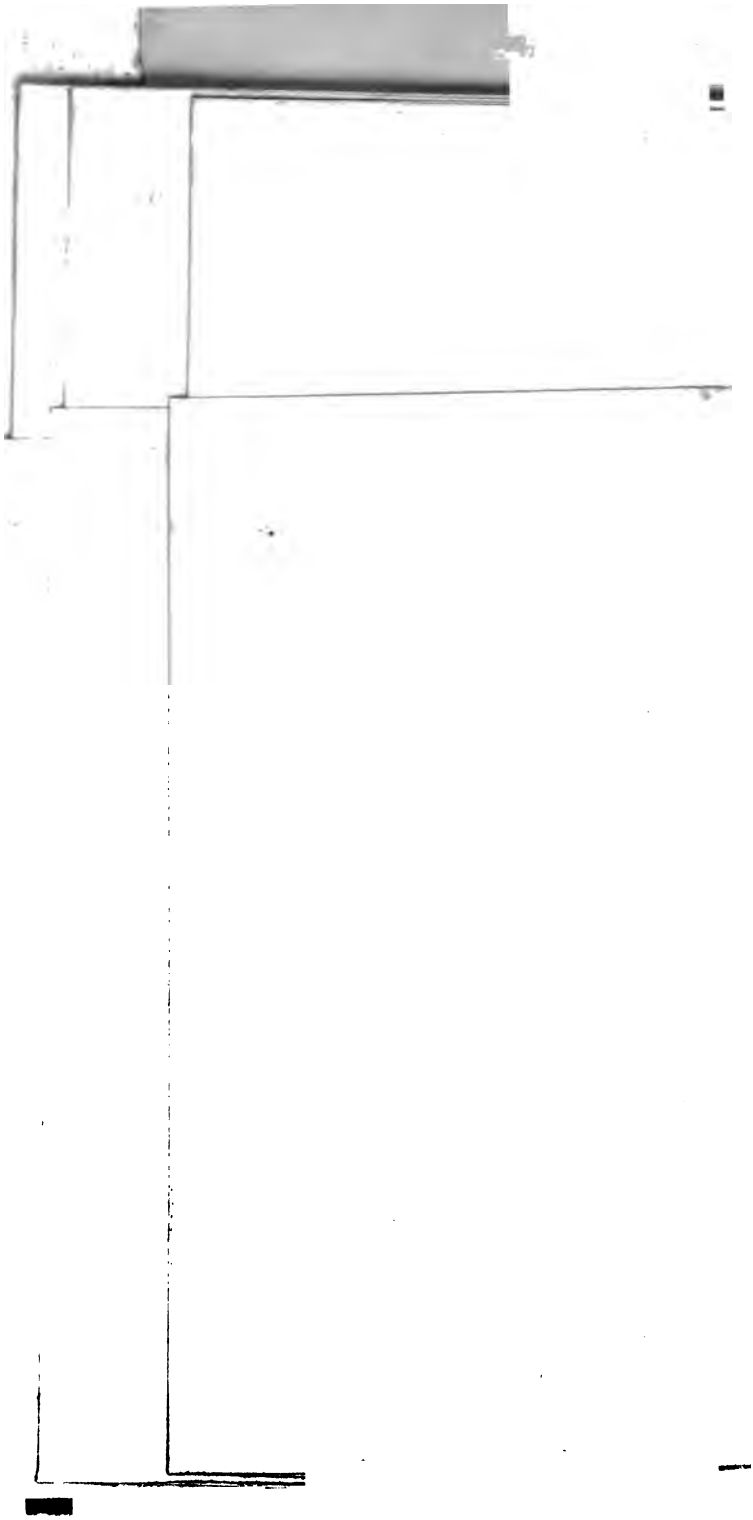
rinus, varius. Zwei Aphodien wurden gefunden, einer von der Größe des Psammodius porcatus, aber sehr flach, lebt unter der Rinde solcher abgestorbener Bäume, bei denen das Holz in eine weiche Masse übergegangen ist. Ein anderer hat die fast stachlichen Schultern und die ungezähnten hintern Schienen wie Aphodius stercorator und asper; wir bilden aus diesen die Gattung Stenocnemis, und zählen noch vier unbeschriebene Arten aus Brasilien und Luçon zu derselben. Bei dieser Gelegenheit kann noch erwähnt werden, daß Psammodius sabuleti und cylindricus N. mit Acgialia vereinigt werden müssen, welche Gattung wegen ihrer hornartigen Kinnbacken und hervorstehender Oberlippe im natürlichen Systeme in eine Abtheilung mit Trox zu stehen kömmt; die übrigen, zu Psammodius gerechneten Arten aber entsprechen dem von Gyllenhal aufgestellten Charakter gar nicht, und sind wiederum mit Aphodius zu vereinigen. Unter den übrigen Käfern, welche alle unter Baumrinde leben, ist eine Parandra die größte.

Während zweier Monate Aufenthaltes in der Bai von Manilla ist es uns nur gelungen, einen sehr kleinen Theil der Naturproducte kennen zu lernen, an denen die große Insel Luçon sehr reich zu seyn scheint. Jedoch ist es schwer, sich dieselben zu verschaffen, wenn man nicht weite Reisen ins Land machen kann, denn die Umgegend der Städte Manilla und Cavite sind auf Tagereisen von ihnen cultivirt; im Naturzustande befinden sich nur die Waldungen der Berge. Hier leben die Riesenschlangen und Crocodille, von denen Jedermann zu erzählen weiß. Ein kleiner Cercopithecus ist sehr häufig; eine Zeichnung oder passende Beschreibung haben wir jedoch noch nicht von ihm auffinden können. Felle von Galeopithecus hat man uns gebracht und versichert, das Thier lasse sich zähmen, sitze wie ein Affe und nehme seine Nahrung mit den Vorderpfoten zu sich. Zwei Arten fliegender Hunde, von denen die eine Pteropus edulis zu seyn scheint, werden in der Nähe geschossen und gegessen. Zwei andere Flederthiere gehören zu den Gat-

tungen Hypexodon und Nycticejus. Eine Chelone von re
Länge wurde uns gebracht, welche ſich durch ſieben Schilde
Mitte des Rückens auszeichnet. Terrapene tricarinata iſt
häufig. Einen Basiliscus, einen großen Tupinambis und
Gecko's erhielten wir, welche noch nicht beſchrieben zu ſeyn ſch
Achrochordus fasciatus lebt im Meere und wird ziemlich
beim Fiſchen herausgezogen; er kann auf dem Lande ſich gar
von der Stelle bewegen.

Gerade im November und December, in welchen Monaten
Manilla beſuchten, haben ſich faſt alle Inſecten verborgen;
durch die ſehr thätige Hülfe mehrerer Malayen, welche den g
Tag über auf Inſectenfang aus waren, gelang es uns, über 20
ferarten hier zuſammen zu bringen. Im Ganzen ſtimmt die
fauna mit der von Java überein, von welcher letztern Inſel
recht viele bekannt geworden ſind. Eine Tricondyla hatten wir
das Vergnügen an Baumſtämmen zu fangen; die Einwohner
ten ſie uns nicht, indem ſie ſie für große Ameiſen halten,
Stich ſie fürchten. Wir erhielten von Catascopus drei
Waſſerraubkäfer 19, Hydrophilus 6, Buprestis 5, Melolo
5, Anomala 4 Arten; Scarabaeus Gideon iſt ſehr häufig
wird in den dichten Geſträuchen gefunden, wo er ſich mit den
gen Beinen und großen Klauen an die Aeſte anklammert.
Oryctes nasicornis brachte ein Malaye auf ein Mal 60 S
aus faulem Holze. Eine grüne Cetonia von der Größe und
ſtalt der chinensis mit Kupferglanz kömmt einzeln vor.
kleine Lucaniden zu den von Mac Leay aufgeſtellten Gattungen
gidius und Figulus werden im Holze lebender Bäume angetro

Von ungeflügelten Heteromeriden fanden wir nur eine T
nia, und zwar unter trockener Baumrinde. Der Boden iſt wohl für
Pimeliaden nicht geeignet, indem es in der ganzen Umgegend
Manilla, ſo viel wir davon kennen lernten, weder Steine, noch



benförmigen Körper der letztern, iſt aber mit einem Segel verſeh
welches es einziehen kann (Rataria N.). Auch das Thier wu
aufgefiſcht, welches Le Sueur in ſeinen Abbildungen Stephanom
uvaeformis genannt hat. Endlich führte uns das Glück auch
Thiergattung zu, welche ſich an das bisher einzeln daſtehende
rosoma genau und auf eine ganz beſondere Weiſe anſchließt,
daß es als ein Bindeglied zwiſchen Salpa und Pyrosoma
ſcheint. Dieſe (Anchinia genannte) Gattung beſteht aus einer
zahl ſalpenähnlicher Thierchen, welche mittelſt eines Stieles auf
nem fadenförmigen gemeinſchaftlichen Körper feſtſitzen und zwar
nach einer Seite gewandt.

Ueberhaupt wurden innerhalb dreier Jahre 2400 Thierar
theils beobachtet, theils nur eingeſammelt, und zwar aus folgend
Klaſſen:

Säugthiere .	28 Arten	Cephalopoden .	20 Ar
Vögel . .	165 =	Gaſteropoden .	162 =
Amphibien .	33 =	Acephalen . .	45 =
Fiſche . .	90 =	Tunicaten . .	28 =
Annuliden .	40 =	Cirrhipeden . .	21 =
Cruſtaceen .	127 =	Echinodermaten .	60 =
Inſecten .	1400 =	Acalephen . .	63 =
Arachniden .	28 =	Zoophyten . .	90 =

Dorpat, am 7. Januar 1828.

Fr. Eſchſcholtz.

benförmigen Körper der letztern, ist aber mit einem Segel versehen, welches es einziehen kann (Rataria N.). Auch das Thier wurde aufgefischt, welches Le Sueur in seinen Abbildungen Stephanomia uvaeformis genannt hat. Endlich führte uns das Glück auch eine Thiergattung zu, welche sich an das bisher einzeln dastehende Pyrosoma genau und auf eine ganz besondere Weise anschließt, so daß es als ein Bindeglied zwischen Salpa und Pyrosoma erscheint. Diese (Anchinia genannte) Gattung besteht aus einer Anzahl salpenähnlicher Thierchen, welche mittelst eines Stieles auf einem fadenförmigen gemeinschaftlichen Körper festsitzen und zwar alle nach einer Seite gewandt.

Ueberhaupt wurden innerhalb dreier Jahre 2400 Thierarten theils beobachtet, theils nur eingesammelt, und zwar aus folgenden Klassen:

Säugthiere .	28 Arten	Cephalopoden .	20 Arten
Vögel . .	165 "	Gasteropoden .	162 "
Amphibien .	33 "	Acephalen . .	45 "
Fische . .	90 "	Tunicaten . .	28 "
Annuliden .	40 "	Cirrhipeden . .	21 "
Crustaceen .	127 "	Echinodermaten .	60 "
Insecten .	1400 "	Acalephen . .	63 "
Arachniden .	28 "	Zoophyten . .	90 "

Dorpat, am 7. Januar 1828.

Fr. Eschscholtz.

[redacted]

[illegible]